

**Der Hochverräther.
Historischer Roman
von
Georg Hiltl.**

Berlin.
Wedekind und Schwieger.
1873.

I. DER FESTZUG DER ABGESANDTEN.

Die herannahende Karnevalszeit des Jahres 1674 versprach den Bürgern der guten und freien Stadt Köln am Rhein vielerlei Lustbarkeit und absonderliches Verdienst, sowie Erholung nach schweren Tagen. Die Einwohner und mit ihnen das halbe Deutschland konnten auch wohl solche Zeit brauchen, denn unausgesetzt war die Kriegsfurie, von Frankreich herkommend, über den schönen Rheinstrom gebraust, und die blutigen Gefechte, die Belagerungen folgten schnell auf einander, noch im vergangenen Jahre hatte Bonn nach harter Beschießung den Waffen der Deutschen unterliegen müssen. Der Kurfürst Max Heinrich war aus seiner Residenz nach Köln geflüchtet; er war ein blinder Anhänger Ludwig XIV. geworden, der Kurstaat Köln blieb zum Theil mit französischen Truppen besetzt, die aus des Kurfürsten Beutel ernährt werden mußten – die ohne Scheu ihren Unterhalt aus den blühenden Landschaften bezogen und deren Befehlshaber niemals daran dachten, dem unglücklichen Bundesgenossen eine Rückzahlung angedeihen zu lassen. Trotz dieser augenscheinlichen Vernachlässigung hielt Max Heinrich dennoch fest an dem verderblichen Bündnisse mit Frankreich. Zwei Männer waren es, welche die allgemeine Stimme als die bösen Dämonen des Fürsten bezeichnete – zwei Brüder: Franz und Wilhelm Egon von Fürstenberg. Der Aeltere war durch die Gnade Ludwig's XIV. Bischof von Straßburg geworden – der Jüngere, Prinz Wilhelm, ein Lebemann, ein politischer

Abenteurer, ein Priester ohne Weihe und Bestallung – ein Kavalier mit dem Titel des Priesters – stand in französischem Solde. Er brachte Monate an dem Hofe von Versailles zu, wo Land und Leute verschenkt, die Verräther hohen und niederen Ranges öffentlich bezahlt und gedungen wurden, und wo Madame de Maintenon Kardinalshüte und Bischofsstäbe an die Begünstigten vertheilte. Es war eine elende traurige Zeit für Deutschland – elender noch als die des dreißigjährigen Krieges – eine Zeit, in welcher sich so Viele der Räubereien Ludwigs XIV. theilhaftig machten, die noch heute geschmäht und mit Recht verwünscht werden. Aber der französische Herrscher war nicht der allein Schuldige – Deutsche halfen treulich mit, und aus dem ganzen Dunkel jener Zeit erhebt sich nur *eine* Lichtgestalt: Friedrich Wilhelm der große Kurfürst von Brandenburg. Als aber dieser nach kühnen und schnellen Thaten, verlassen von seinen treulosen Bundesgenossen den Frieden unterzeichnen mußte – da waren die letzten Hoffnungen auf Niederwerfung des Feindes vernichtet, und geschickt benutzte der ebenfalls erschöpfte Ludwig den Moment, die Friedensvermittelungen Schwedens anzunehmen. Ein Kongreß ward vorgeschlagen und angenommen – die Stadt Köln wurde nach langem Hin- und Herstreiten als Ort der Zusammenkunft bestimmt – der Krieg schien endlich seine Wuth erschöpft zu haben.

Daher kam es, daß, wie oben berichtet wurde, die Bewohner der Stadt Köln so überaus fröhlich waren. Wenn auch noch hie und da Donner des Krieges grollten, so ließ

sich doch annehmen, daß die Gesandten ihren Einfluß aufbieten würden, den Feuerstrom zu dämmen. Welch' ein schöner Anblick dort auf dem Rathhausplatze! Da standen im Viereck die Gewerke mit ihren Insignien und flatternden Fahnen – die Stadtguardia im Schmucke der Waffen – inmitten des großen Vierecks waren die Glieder des Magistratskollegiums in hohem Schmucke versammelt und daneben die geistlichen Herren vom Domkapitel, die Standesherrn von Köln, die Meister der Gewerke – endlich in glänzenden Uniformen der General-Lieutenant von der Leyen und seine Offiziere, welche nach Wunsch des Kaisers und der Bürger von Köln den Befehl über die Stadmiliz führten, während der kaiserliche General Marquis von Gioma abberufen und sein Regiment in kölnische Dienste getreten war. Fast noch schöner als diese Gruppen und Massen nahmen sich die den Platz umgebenden hohen Häuser aus. Da waren alle Fenster besetzt mit herrlich geputzten Damen und glänzend gekleideten Herren. Bis in die obersten Stockwerke hinauf waren die Fenster Kopf an Kopf gedrängt voll – auf den Balkonen wimmelte es von Schaulustigen, Teppiche hingen über die Brüstungen hinab, Fahnen flatterten von den Dächern hernieder, und auf diesen Dächern war eine Menge kecker Bursche zu sehen, welche sich da hinauf gewagt hatte, um das herrliche Schauspiel zu genießen, das nun bald seinen Anfang nehmen sollte. Ein buntes Gemisch von allen Farben verwandelte die Fronten der hohen Häuser zu einer Art beweglicher Mosaik, die Töne von Blasinstrumenten, das Jauchzen der Menge, die

Kommandorufe heranmarschirender Züge und das lustige Gekreisch der Fahنشwenker und der Bajazzos – das Alles trug dazu bei, ein prächtiges Bild zu liefern, dessen Beleuchtung eine außerordentlich milde, erwärmende Februarsonne übernommen hatte. Der Grund aller dieser Vorbereitungen, dieser Erwartungen war die bevorstehende Einfahrt der Kongreßmitglieder in das Rathhaus, woselbst die Stadt Köln ihnen ein großes Fest geben wollte, da man dem Karnevalfeste nahe war und die Hoffnungen für einen endlichen Friedensschluß in den letzten Tagen gewachsen schienen. Dem Rathhause gegenüber, in dem sogenannten Bau, war eine besonders glänzende Zuschauermenge sichtbar. Fünf bis sechs Damen, in dunkle und helle schwere Sammetroben gehüllt, deren Kanten mit kostbarem Pelz verbrämt waren, hatten, nachlässig in die breiten Sessel gelehnt, auf dem Balkone Platz genommen. Elegante Herren umstanden die Schönen. Einige der Kavalierc waren in Uniform, Andere trugen reich mit Brokat-Stickerei bedeckte Röcke. Die aufgeschlagenen Hüte, von deren Krempe schöne Federn wallten, waren mit Agraffen aus Edelsteinen geziert, kostbare Degen an reich gestickten Gehängen, breite seidene Schärpen und funkelnde Schuhschnallen vollendeten die reiche Toilette. Fast den Mittelpunkt der Gruppe bildend, dehnte sich vornehm nachlässig in dem Fauteuil eine bildschöne, hochgewachsene Dame. Sie trug eine Robe von fuchsbraunem Sammet, mit Fuchspelz verbrämt, und ein Muff aus köstlichem Biberfell schützte ihre Hände. Um den Kopf hatte sie eine

dreifache Garnitur von dicken Spitzen gewunden. Eine Lorgnette in Gold gefaßt hing an schwerer Kette von ihrem Halse hernieder.

»*Ah mon dieu*,« begann sie, »es ist eine sehr lange Zeit schon, daß wir warten.«

»Gnädigste Gräfin,« entgegnete einer der Herren, »bald muß das Schauspiel beginnen – befehlen Sie ein Glas Gewürzwein – die Luft ist widrig rau.«

»*Donnez mon ami*,« sagte die Dame.

Der Kavalier trat in des Zimmer zurück und erschien sogleich mit einem silbernen Teller wieder, auf welchem ein feines Spitzgläschen mit dampfendem Weine gefüllt stand. Die Dame ergriff es und schlürfte langsam mit ihren rosigen Lippen den heißen Trank.

»Briget,« lispelte sie leise. »Der Prinz hat sich heute noch gar nicht sehen lassen?«

»Sie können es ihm nicht verargen, Gnädigste. Dieses Schauspiel muß *Den* verletzen, der sich einen Anhänger Frankreichs nennt, denn wenn auch die Gesandten Frankreichs dabei mitwirken, so ist das Ganze doch eine Komödie, welche im letzten Tableau mit einer Beeinträchtigung *de sa Majesté Louis Quatorze* enden muß, da der Kurfürst gezwungen wird, von der Alliance mit dem Könige zu lassen und sich dem Kaiser anzuschließen.«

»*Dieu* – Sie glauben?« rief halblaut die Dame.

»Ich weiß,« betheuerte Briget. »Der Herr Prinz haben genaue Kenntnisse davon, daß heute früh vor Beginn der Feier die Messieurs des Kapitels zu Serenissimus sich in

das Kloster von Sanct Pantaleon verfügt und hochdemselben entschieden zu einer Berechtigung *c'est-à-dire* – Zerreißung des französischen Bündnisses gerathen haben. Deshalb fehlen auch Seine Hoheit der Herr Prinz.«

Die Dame wollte etwas erwidern, aber ein lauter Schrei unterbrach ihren Gedankengang; eine der andern Damen, das schöne Fräulein von Hadmar, hatte einen Schrei ausgestoßen.

»*Eh donc* – Christine,« rief die Gräfin, ihr Glas an Briget reichend. »Was ist Ihnen arriviret?«

Das Fräulein ward verlegen – man sah, wie sie in ihrer rechten Hand etwas verbarg und diesen Gegenstand verstohlen an das neben ihr sitzende Fräulein von Kirchbach geben wollte – aber die scharfen Augen der Gräfin waren diesen Bewegungen gefolgt.

»Es ist ein *Secrêt!*« rief sie, den Arm des Fräuleins erfassend.

»Ah – eine kleine Liebesintrigue? Dann wollen wir Alle Nichts davon wissen.«

Die Damen rückten unwillkürlich neugierig näher. Fräulein von Hadmar richtete sich auf.

»*Non* –,« sagte sie. »Es ist Etwas, das ich selbst nicht kenne – sehen Sie, *mes dames*.«

Sie öffnete die Hand und zeigte einen runden Kieselstein, um den ein Zettelchen geschlungen war, welches ein zierliches blaues Band festhielt.

»Dieser Stein ward von unten her auf den Balkon geworfen,« sagte sie.

»O – dann ist es ja noch ungewiß, welcher von uns jenes Billet-doux gehört?« rief die Gräfin.

»Es kann kein Zweifel darüber sein,« erwiderte Christine. »Der Inhalt des Zeilen ist für mich bestimmt – sehen Sie, Comtesse: An die schöne,« sie erröthete – »Ich muß es lesen – an die schöne Christine von Hadmar.«

Die Gräfin lachte.

»Der Schreiber hat Recht gehabt, die Adresse in solcher Art zu fassen,« sagte sie.

»Aber den Inhalt? Sie kennen die Hand?«

»O nein,« sagte Christine zögernd.

»So werden Sie uns die *Nouvelle* vorenthalten,« sagte der junge Baron von Courtin.

»Ich weiß gar nicht, um was es sich handelt,« rief Christine.

»Ein Maskenscherz – —«

»Ta – ba – ta – Wir sind noch nicht im Karneval,« warf die Gräfin ein.

»Lesen Sie. Lesen Sie!« riefen Alle.

»Lesen Sie – wenn Sie ein gutes Gewissen haben,« scherzte der Abbé von Bourdal.

Christine löste das Bändchen und öffnete den Zettel – sie überflog schnell die Zeilen – eine tiefe Röthe stieg ihr in's Antlitz, um sogleich der Blässe der Verlegenheit und des Schrecks Platz zu machen – man sah, wie ihre Lippen zitterten und sie bemühte sich, den Inhalt des Schreibens sorgfältig zu verbergen.

»Ciel, mein schönes Kind – was ist Ihnen?« rief die Gräfin.

»O – Nichts – Nichts,« stammelte das Fräulein, indem sie das Papier mechanisch sinken ließ.

»Eine Beleidigung Ihrer Person?« rief Courtin.

»Eine Schmähung?« brauste der Abbé auf.

»Ein Pasquill auf Christine?« riefen die Damen. Das war zu viel.

Fräulein von Hadmar erhob das Haupt stolz und entschlossen.

»Sie irren,« sagte sie. »Weder eine Schmähung noch ein Pasquill enthält dieses Blatt – vielmehr eine Warnung. Gestatten Sie mir, daß ich schweige.«

Sie wollte das Papier in ihre Gürteltasche schieben, aber die Gräfin war indiskret genug, die Hand Christinen's zu ergreifen.

»Wenn Sie das Schreiben zeigen können – so dürfen Ihre Freundinnen es auch lesen,« sagte sie.

»Frau Gräfin!« rief Christine. »Lassen Sie ab. Das Schreiben ist besser bei mir bewahrt.«

»Ah – *ma petite* – ich kenne solche Warnungen. Es sind Vorwände. Sicherlich ein *Adorateur*, der *jaloux* auf Monsieur de Courtin ist.«

Christinens schönes Gesicht drückte heftigen Unwillen aus.

»Sie schlagen die Liebenswürdigkeit des Monsieur de Courtin zu hoch an – gnädige Frau!« rief sie.

»Ich muß gestehen, *Sie* werfen einen Verdacht auf mich, und ich bin nun fast gezwungen – aber nein – lassen Sie mir das Billet.«

Die Weigerung reizte die Neugier der Umstehenden nur desto mehr, und da Christine schon halb zugesagt hatte, glaubte die Gräfin sich in den Besitz des Billets setzen zu dürfen. Sie nahm es, noch ehe Christine es hindern konnte, entfaltete es und las. Ihre Gesichtsmuskeln zuckten heftig – die Lippen preßten sich aufeinander, aber sie faßte sich schnell wieder und sagte mit gezwungenem Lachen:

»*Ma Chère* – Ihr Korrespondent *par force* muß nur noch ein wenig in die Lehre bei Herrn Scarron gehen, dann wird er sicherlich treffliche Skandal- und Spottverse fabriciren können. Hören Sie nur, *Mes amies*, welche reizenden Verse die Christine empfing:

Auf dem Balkone sitzt Du Christine
Mit der holdselig schönen deutschen Miene.
Du sitzt dort umringt von eitlen Schönen
Bei einer fränkischen, gefährlichen Syrenen
Bei jener Gräfin, die sich von den Marken nennt,
Von der ein Jeder wohl zur G'nüge heute kennet
Daß sie die deutsche Mark ohn' weiteres Verschnaufen:
An die Franzosen will um schnödes Geld verkaufen.
Sie und ihr Fürstenberg – sie legen böse Schlingen
Drum flieh, Christine sie – sonst wird der Trug gelingen.

Die Anwesenden befanden sich in peinlicher Verlegenheit. Aber die Gräfin lachte laut auf.

»Ein ächt deutsches – plumpes Gedicht,« sagte sie.

»Ist Ihnen der Brief sehr an das Herz gewachsen?« fragte sie Christine.

»Oh – durchaus nicht,« entgegnete das Fräulein.

»Wohlan – so werde ich dem Schreiber, der sicherlich in der Nähe ist, und auf den Eindruck seines Gedichtes lauscht, beweisen, wie ich seine boshaften und plumpen *Attaques* verachte, und wie wenig ich auf den Dichter dieser *Rimes scandaleux* gebe.«

Sie riß das Papier durch.

»Frau Gräfin!« rief Christine zitternd. »Sie wollten – –«

»Auf die Gefahr hin, Ihnen wehe zu thun, charmante Baronesse,« lachte die Dame, das Papier und mit ihm die Angriffe in die Winde streuend.

Und schnell ihre schönen Finger bewegend, riß sie das Blatt in viele kleine Stücke, welche sie in die Luft streute, daß sie vom Windhauche gleich Schneeflocken über den Platz hinweggeweht wurden.

Christine wollte ein begütigendes Wort sprechen, aber plötzlich rollten die Wirbel der Trommeln, die Trompeten schmetterten ihre Fanfaren, die Reihen der Soldaten und Bürger ordneten sich, die Glocken läuteten vom Rathshurm und aus der Ferne krachten Böllerschüsse.

»Sie kommen, sie kommen!« riefen Alle.

Neugierig beugten sich die Zuschauer aus den Fenstern, die Leute auf den Dächern krochen bis an die

Firsten, die Tücher wehten und die Fahnen wurden geschwenkt. Von dem Laurentius-Platze aus, die Bürgerstraße hinab, kam der Zug der Gesandten. Vorauf wie immer fuhren die mit Läufern und Pagen umgebenen Karossen des französischen Ambassadeurs. In der ersten saßen der Herzog von Chaulnec und der Militärintendant Barillon, in der zweiten saß Herr von Courtin, der Bruder des auf dem Balkon befindlichen Herrn. Und nun folgten die Gesandten Englands: Graf von Sunderland und die Ritter Jenkins und Williamson. Hierauf kamen die Vertreter Spaniens, Don Emanuel de Lyra und Baron Ouvenhofen. Hinter ihnen die kaiserlichen Diplomaten Graf Königseck und Baron d'Isola. Im schönen aber einfachen Wagen folgte der Brandenburgische Gesandte Otto von Schwerin, dem sich die Gesandten der Republik Holland, van Beverning und Haren anschlossen. Den Schluß bildete der Gesandte von Kurköln und Münster, Franz Egon von Fürstenberg – Einer der übelberüchtigten Brüder.

Als die Wagen auf dem Rathhausplatze inmitten des Vierecks angekommen waren, hielt der Bürgermeister eine Anrede, welche der kaiserliche Gesandte erwiderte, dann stiegen die Herren aus und zogen – paarweis in das Rathhaus.

Bis hierher hatte die Menge aufmerksam gestanden, nun glaubte sie dem Spektakel näher treten zu dürfen.

Sie durchbrach mit heftigem Ruck die Reihen der Stadtmiliz und der Gewerke und drang bis zu den fortschreitenden Gesandten. Obwohl durchaus keine andere Absicht als nur die vorlag, den gefeierten Herren recht nahe sein zu wollen, trieben die Stadtdiener und Soldaten doch den andrängenden Haufen zurück – was dessen Bestandtheile zu heftigem Widerspruch veranlaßte, der schnell genug in Thätlichkeiten ausartete. Einem Stadtdiener wurde der Hut über den Kopf geschlagen, worauf der Angegriffene mit seinem Halbmonde stieß – – dies war das Signal zu allgemeinem Vordringen und zu einer jener Prügeleien die so häufig Volksfeste verschönern. Die Stimmung war bereits eine sehr gereizte, man hieb scharf auf einander los und die Väter der Stadt wären sammt ihren Dienern in einige Verlegenheit gekommen, weil die Soldaten dem Spektakel ruhig zuschauten, hätte nicht ein ganz absonderlicher Zwischenfall die Scene geändert. Die Gesandten, welche man eilig in das Rathhaus beförderte, hatten fast sämmtlich die offene Halle betreten, nur der Prinz Bischof von Fürstenberg befand sich noch an den Stufen. Er wendete sich um. Seine Blicke trafen den Balken, auf welchem die Gräfin mit ihrer Gesellschaft saß. Der Bischof warf einen höchst verbindlichen Gruß nach Oben hinauf – mit solcher Absichtlichkeit, daß all' die Tausende ihn bemerken mußten. Diese Ovation blieb nicht unerwidert, denn von der Gräfin Hand geschleudert, sauste ein kostbarer Blumenstrauß über den Platz, und wenn er auch nicht den Bischof erreichte, so erkannte doch Jedermann, daß Fürstenberg

den Strauß erhalten sollte. Fürstenberg eilte zurück, um den Strauß aufzuheben, aber die wüthende Menge hatte jede Bewegung genau verfolgt, und da sowohl der Bischof als die Gräfin nicht zu den Lieblingen des Volkes gehörten, faßte die gereizte Masse die Ovation als ein besonders franzosenfreundliches, dem kölnischen Patriotismus Hohn bietendes Manöver auf. Die Bürger Kölns waren stets dem französischen Regiment und dessen Anhängern unholdge, wesen – und daher richtete sich ihr Zorn gegen zwei Personen, deren französische Gesinnung allgemein bekannt war.

»Haha! Ho! Hussah!« brüllten ein Dutzend Stimmen. »Der Bischof läßt sich von der Gräfin, Blumen werfen.«

»Bravo, Herr Priester!« schrie eine andere Rotte – während Fürstenberg schnell mit dem eroberten Strauße in's Rathhaus eilte.

»Er läuft fort,« rief das Volk. »Ah – Hurrah die Gräfin bleibt.«

»Wo? wo ist sie denn?« schrien einige schmutzige Kerle und verschiedene eben so verdächtig aussehende Weiber. Sie hatten Alle noch gar nicht begriffen, um was es sich handelte – aber sie brüllten eben mit.

»Dort oben!« rief jetzt ein vierschrötiger Mann, auf den Balkon weisend. »Da steht sie, die Gräfin von der Mark! Die Franzosenfreundin – die Geliebte Fürstenberg's. Seht Ihr sie?«

Ein schreckliches Pfeifen und Johlen schallte über den Platz. Die Gräfin von der Mark hatte das Ihrige gethan,

um die Menge herauszufordern. Nicht, nur das geworfene Bouquet war es, was die Kölner reizte, vielmehr noch erregte die Haltung der Gräfin Anstoß. Sie stand dicht an dem Geländer des Balkons gelehnt und betrachtete, hoch aufgerichtet, die Arme gekreuzt, das Haupt stolz zurückgeworfen, mit höhnischem Lächeln die erregten Massen.

»Fort mit ihr, fort mit der Franzosenfreundin!« rief es herauf.

»Die *crapule* ist wüthend,« sagte der Abbé mit erzwungenem Lachen, während die übrigen Damen und Herren von ihren Stühlen aufgesprungen und zur Gräfin geeilt waren.

»Oh – *Mes dames* – lassen Sie doch das Gesindel toben,« lachte die Gräfin.

Ein gellender Schrei folgte auf dieses Wort, dessen Bedeutung die unten wogende Menge wohl errieth, wenn sie auch Nichts zu hören vermochte – ein dumpfes, immer stärker werdendes Brausen erschallte und einige Steine flogen herauf.

»Um Gotteswillen – das wird ernsthaft,« riefen Christine von Hadmar und die Damen.

»Eilen wir heim,« mahnte Courtin.

»Oh – keine Sorge,« beruhigte die Gräfin. »Wofür haben wir denn da unten die Stadtdiener und die Truppen?«

Aber diese Hoffnung auf die bewaffnete Macht schien fast in demselben Momente zerrinnen zu sollen, denn unter dem wüthenden Rufe: »Nieder mit der Französin und

ihrem Anhang!« drängte die Masse, von einigen Männern augenscheinlich angefeuert, gegen das Haus – die Stadtdiener kämpften bereits halb überwunden nur noch matt um den Sieg – die Mehrzahl war zu gewaltig.

»Retten Sie sich,« rief jetzt auf den Balkon stürzend, der Syndikus Möller – »Frau Gräfin, es gilt Ihnen!«

»Hülfe! Rettung!« jammerten die Damen.

Man eilte vom Balkone in das anstoßende Zimmer – Alle rafften ihre Shawls – und Jupons, die Kapuzen zusammen – die Herren griffen nach ihren Roquelaure's und Degen – Alles lief durcheinander, indessen unten der Lärm der rasenden Menge immer stärker tobte und deutliche Rufe von Verwünschungen zu den Bedrohten drangen.

»Warum treten die Soldaten nicht ein?« rief zornig die Gräfin.

»Grana's Regiment ist feindlich gegen die Franzosen,« sagte Müller. »Eilen Sie – hören Sie wohl?«

Ein donnerndes Krachen verkündete, daß das eiserne Gitter, welches die Treppen sperrte, zerbrochen war und gleich darauf erschallte ein wildes Getrampel und Gepolter auf den Treppen – »Wir sind verloren,« rief Christina in die Knie sinkend.

»Dort hinaus – wenn Sie sich retten wollen!« rief Möller, eine Seitenthür aufreißend. »Ueber den Gang.«

Er schob die Zitternden hinaus – der Abbé war der Letzte. Eben war er hinter der Thür verschwunden, als ein wüthender Haufe in's Zimmer stürmte.

»Wo ist die freche Französin?« riefen mehrere Stimmen.

»Dort hinaus ist sie!« lautete die Antwort, noch ehe Möller den Mund öffnen konnte.

»Ihr nach – nehmt sie gefangen.«

Mit diesen Worten stürzte sich Alles gegen die Seitenthür, welche dem starken Anprall sogleich wich, und der Strom drängte sich in den Gang, an dessen Ende die Flüchtenden kaum angelangt waren. In wenigen Minuten befanden sich Alle zwischen der rasenden Menge, die nunmehr mit den Verfolgten zugleich die Hintertreppe hinab in den Hof stürmte.

Die Damen sahen sich der rohesten Behandlung ausgesetzt, Stöße und zotige Reden wechselten ab. Monsieur de Courtin war die Frisur zerzaust, sein Degen, den er gezogen, ward in Stücke gebrochen und die Wilden zerrten ihre Opfer in den Hof des Neuen Baues.

Da aber die Damen ihre Kapuzen übergeworfen hatten, vermochte das Gesindel die Gräfin gar nicht zu unterscheiden – und sämmtliche Damen blieben einer rohen Behandlung ausgesetzt – die noch ärger zu werden drohte, als die tolle Jagd den Hof erreicht hatte, wo der größte Theil der aufgeregten Masse sich befand. Aber obgleich die Wüthenden ihre erwarteten Opfer bereits mit Jubelgeschrei empfangen, kam es doch nicht zum Angriffe, denn eben jetzt tönte Trommelwirbel, und mit gefüllten Hellebarden, die Musketen im Anschlage haltend, drangen einige Rotten des Regiments Grana in den Hof, um die Bedrohten zu befreien. Die Kölner wollten sich

jedoch ihre Beute nicht so gutwillig entreißen lassen und es kam zu Thätlichkeiten – schon knallten einige Schüsse – ein Offizier brauchte den Degen – jammernd flüchteten die Damen in eine Ecke des Hofes.

»Stoßt die Französin nieder – diese ist es!« rief ein Kerl – Christinens schönen Arm ergreifend.

»Erbarmen!« rief das Fräulein, aber ehe der rohe Bursche noch einmal thätlich werden konnte, ward er mit kraftvollem Rucke nach hinten geschleudert, eine feine aber starke Hand faßte den Arm des Fräuleins und eine Stimme flüsterte:

»Halten Sie sich an mich, mein Fräulein.«

Christine umklammerte in Todesangst den Arm ihres Retters und dieser, in dessen Faust ein Degen blitzte, stieß sogleich, sich Bahn machend, einige der Unverschämten zurück, dann mit dem Fräulein über den Hof eilend, befanden sich Beide sehr bald in dem Quergebäude des Neuen Baues, von wo aus eine Thür in die hinten gelegene Gasse führte. Der Retter durchschritt diese schnell mit seinem Schützlinge und Beide befanden sich bald in der stillen, einsamen Gasse Obermarspforten.

Jetzt erst athmete Christine auf – jetzt erst vermochte sie ihrem Retter zu danken. Es war ein schöner, junger Mann, der in schwarzen Sammet, die Tracht der kölnischen Bürger, gekleidet war. Ein breiter Spitzen-Kragen umschloß seinen kraftvollen Hals, und auf die Brust hing eine goldene Kette herab, das Zeichen der Mitglieder des hohen Rathes von Köln.

»Ich wußte es!« rief Christine. »Ich erkannte Ihre Stimme, Herr Georg.«

Der junge Mann führte die Hand des Fräuleins ehrerbietig an seine Lippen.

»Ich war glücklich, mein gnädiges Fräulein,« sagte er, »Ihnen den kleinen Dienst leisten zu können. Aber wahrlich – es war hohe Zeit.«

»Wir befanden uns in äußerster Gefahr,« sagte das Fräulein.

»Die Gräfin ist eine kühne Dame,« fuhr Georg fort, indem er die Stirn runzelte, »sie darf nicht allzusehr mit den guten Deutschen spielen.«

»Sie haben die Gräfin in zu argem Verdacht,« begütigte Christine.

»Mein Fräulein,« entgegnete Georg, »es ist sicher ein glücklicher Augenblick, der mich mit Ihnen zusammenführt – glücklich für mich, weil ich Sie wiedersehe, einige Minuten in Ihrer Nähe weilen darf – glücklich, weil ich endlich Ihnen oder vielmehr Ihrem Herrn Vater eine ernstliche Warnung zukommen lassen darf: fliehen Sie Alle die Verbindung mit der Gräfin von der Mark und dem Brüderpaare der Fürstenberge. Sie sind reif zum Falle – das Gewitter schwebt über ihren Häuptern es wird sich entladen.«

»Um Gotteswillen, Sie erschrecken mich, Herr Georg,« fuhr Christine auf, »was kann drohen?«

»Gnädiges Fräulein,« begann Georg seufzend, »ich weiß, wie rein, wie schuldlos Sie sind – wie wenig Ihr

schönes Herz, Ihr grader Sinn die Windungen der Intrigue zu durchlaufen vermögen, welche in dieser Zeit verderblicher denn je gesponnen wird – und dennoch – dennoch sind Sie dem Heerde des Unheils näher gerückt, als Sie ahnen, Ihr Herr Vater gehört zu Denen, welche mit Fürstenberg im Bunde wider Deutschland sind.«

Christine schreckte heftig zusammen – sie lehnte sich auf Georg's Arm.

»Wäre es möglich,« flüsterte sie, »mein Vater – er könnte mit den Feinden des Reiches –«

»Christine,« sagte Georg, die Hand des schönen Mädchens heftig pressend. »Ich bin allzu dreist – ich fühle es. Wie durfte ich wagen, Ihnen, der hohen edlen Dame, die kühnen Worte zu sagen, Ihr Vater ist ein Edelmann, dem Kaiser und Reich helfen werden in den Tagen der Noth – aber das Wort kam aus dem Herzen. Denken Sie zurück – an die Zeiten wo wir uns kennen lernten. Es war im verflossenen Jahre in den Freuden des Kamevals – damals war Ihr Vater freundlich, zuvorkommend gegen mich – ich durfte das prächtige Haus des reichen, angesehenen Edelmannes besuchen – ich ward aufgenommen wie ein Ebenbürtiger – ich, der Stadtschreiber und Syndikus des Rathes, der bürgerliche Georg Thilmann – ich durfte an der Tafel sitzen – mit Ihnen, Christine, plaudern, in dem Garten spazieren dicht am Ufer des Rheines – wohin, wohin sind jene schönen Tage?«

»Georg,« sagte Christine, sanft ihre Hand auf des Syndikus Arm legend, »fragen Sie sich selbst, sind Sie nicht

Der gewesen, – der fort blieb aus dem Hause meines Vaters? Verbannten Sie sich nicht selbst aus unserm Hause – aus meiner Nähe? Sie blieben fort – Sie schienen nicht mehr die Schwelle des Edelmannes überschreiten zu wollen.«

Georg blieb stehen. »Es ist der dunkle Punkt,« sagte er. »Ich mußte dem Hause Ihres Vaters – mußte Ihnen fern bleiben, weil ich ein deutscher Mann, nicht zu Denen gehören darf, die ihr Vaterland an die Franzosen verkaufen.«

Christine stieß einen Schrei aus. Sie wankte. »Wie? Mein Vater hätte – oh – ich ahne fast – Sie – Sie sollten –«

»Ich sollte mit in das Bündniß gezogen werden, welches im Geheimen besteht zwischen dem französischen Minister Louvois und dem Kurfürsten von Köln, ein Bündniß, dessen Stifter und Erhalter die Fürstenberg's und jene Gräfin von der Mark sind – diese Frau, vor deren verderblichen Einflüssen ich Sie heute schon warnte – –«

»Also Sie – Sie warfen das Gedicht?«

»Ich that es,« sagte Georg ruhig. »Ich wollte Alles aufbieten, die edle Christine aus der Gemeinschaft der verderblichen Frau zu reißen – ich hoffte, daß ein solches – ich bekenne es – plumpes Machwerk am sichersten wirken werde – aber die Gräfin hat eine eiserne Stirn – dennoch wird der Tag kommen, wo Alles über die Verräther hereinbricht – ich schwieg – ich schwieg lange genug, weil Sie, Christine in den unheilvollen Kreis gezogen

wurden – weil ich hoffte, auch Ihren Vater, den Vater eines Wesens, das ich hoch verehere, zu retten – vergebens – es scheint, das Verhängniß bricht herein – ich bin nicht der Einzige, der da Kunde hat von des Herrn von Hadmar gefährlichen Verbindungen – denken Sie nach – warnen Sie geschickt den Vater, vielleicht vermag das Wort eines Kindes das Beste.«

»Sie haben mich in Furcht gesetzt,« sagte Christine. »Und dennoch, Georg – dennoch bin ich Ihnen zu hohem Danke verpflichtet – wie soll ich aber helfen? Darf ich es wagen, meinem Vater offen entgegenzutreten? – Ich sinne nach – vergeblich – sollten die Feinde ihm auf der Spur sein? In unserm Hause, welches ein offenes ist – gehen viele Leute aus und ein – Georg,« fuhr sie fort, des Stadtschreibers Hand drückend, »Georg – Ihr wißt mehr. Es schwebt Unheil über dem Hause der Hadmar's – spricht zu mir – ich kann warnen, kann verhindern.«

Georg hielt ihre Hand fest in der seinigen und wendete den Kopf zur Seite.

»Christine,« seufzte er. »Ich möchte so gern zu Ihnen sprechen, dennoch – ich darf nicht.«

Er senkte das Haupt. Das Fräulein betrachtete ihn gespannten Blickes.

»Oh –,« rief sie. »Ich täusche mich nicht. Georg! Georg! Es ist etwas Gefährliches entschieden.«

»Ich darf nicht sprechen,« antwortete Georg mit fester Stimme. »Es ist nicht mein Eigenthum – es ist ein Geheimniß, das da verhandelt wurde im Zimmer des Rathes der Stadt Köln. Ich muß schweigen. Die aber, welche

nicht das Wohl des Vaterlandes im Herzen tragen, die es halten mit den Verführern von drüben her über'm Rhein – die mögen in sich gehen, jetzt, wo es noch Zeit ist. – Fordern Sie nichts weiter zu hören, Christine.«

Das Fräulein war, Alles andere vergessend, neben ihm dahingewandelt – sie blickte, am Ende der Gasse angelangt, auf. Plötzlich stieß sie einen lauten Ruf des Schreckens aus. »Ha – dort – dort,« sagte sie, Georg's Arm fest an sich pressend.

»Was ist es, theuerste Christine?« rief der Stadtschreiber. »Was erschreckt Sie?«

»Sehen Sie dort jenen Mann – jene Gestalt?«

Georg folgte mit den Augen der Richtung, welche die Hand des Fräuleins andeutete. Nur wenige Schritte von ihnen an der Ecke der Marspforten, stand ein Mann in der Uniform des Regiments Grana. Es war eine hochgewachsene, schlanke Gestalt. Der breite Hut beschattete ein scharf und kühn geschnittenes Antlitz, dessen Augen unheimlich leuchteten. Dunkle Haare fielen in natürlichen Locken bis über die Schultern. Der feingelbliche Teint des Angesichts verrieth den Südländer. Der Mann blieb stehen und seine Arme über die Brust kreuzend, blickte er fast drohend das Paar an.

»Obizzi,« murmelte Georg leise.

»Dieser – dieser ein Soldat?« flüsterte Christine, ihre Schritte hemmend. »Er ist dreimal in unserm Hause gewesen – ich kenne ihn.«

»Sie kennen den Mann dort?«

»Sicher ist es ein Feind, mir sagt es eine innere Stimme. Er war als Priester gekleidet an meines Vaters Tafel – ich sehe ihn heute in der Tracht des Soldaten – was soll die Vermummung? Eins von Beiden ist falsch. Das Kleid des Soldaten oder das Gewand des Priesters.«

Georg entfernte mit leichter Bewegung seinen Arm von dem des Fräuleins und that einige Schritte gegen den Mann, als dieser plötzlich mit einer leicht drohenden Geberde hinter dem Eckhause der Marspforte verschwand. Fast in demselben Augenblicke erschienen, von der andern Seite herkommend, fünf bewaffnete Diener. An ihrer Spitze schritt ein sehr alter, reichgekleideter Herr. Seine Rechte handhabte ein kostbares spanisches, mit dickem Goldknopf versehenes Rohr. An seiner Linken hing ein breiter Degen. Die kleine Truppe kam mit schnellen Schritten die Marspforte hinunter.

»Mein Vater,« flüsterte Christine. »Es ist nicht gut, daß er mich bei Ihnen sieht, Georg.«

Der Alte war nur noch wenige Schritte von den Beiden entfernt. Er stand Georg jetzt gerade gegenüber.

»Ah – *voilà*,« sagte er, die Hände auf den Stock stützend. »Der Herr Stadtschreiber geben sich ein *Rendez-vous* mit dem Fräulein?«

»*Mon père*,« rief Christine zornig.

»Schweig!« herrschte der Alte sie an. »Ich habe zu examiniren.«

»Wenn ich Ihrem Examen mich stellen will, Herr Freiherr,« brauste Georg auf. »Ich werde Ihren Vorwürfen begegnen. Ein Tumult auf dem Rathhausplatze verwickelte

das Fräulein in seine Wogen. Es drohte ihr Gefahr, und da ich – der einst gastliche Aufnahme in Ihrem Hause fand, in der Nähe war – hielt ich es für Pflicht, die Tochter des Freiherrn von Hadmar zu schützen.«

Der Alte nickte leicht mit dem Kopfe – dann fragte er Christine: »Ist es die Wahrheit?«

»Ihre Tochter giebt Ihnen die Versicherung, mein Vater,« antwortete das Fräulein.

»*Eh bien* –« schnarrte der Freiherr. »Ich bin Ihnen dann zu Dank verpflichtet, Herr Stadtschreiber. Uebrigens habe ich, wie Sie sehen, bereits Vorkehrung getroffen, meine Tochter zu vertheidigen – Ihr zu helfen. Eine *emeute* des Kölner Pöbels – ha – ha –. Sie werden bald zur *raison* gebracht sein. Nun – *mon ami* – besten Dank. – Christine Deinen Arm. – Adieu, mein Herr Stadtschreiber.«

Er hatte die Hand des Fräuleins ergriffen und zog sie mit sich fort.

Christine warf einen schmerzlichen Blick auf Georg, der, zornig seinen Busenstreif zerknitternd, inmitten der Gasse stehen blieb und dem Trupp nachschaute.

»Wahrlich,« knirschte er, »es ist Zeit, daß diese Franzosenfreunde weggefegt werden aus der deutschen Stadt – sie gebearden sich wie Herren und Gebieter. Ihre Stunde hat bald geschlagen.«

Er eilte hastig die Straße hinab und bog durch das kleine Nebengäßchen, ohne umzuschauen. Eine Hand legte sich plötzlich auf seine Schulter. Der Stadtschreiber fuhr auf. Neben ihm stand der Offizier, dessen Anblick Christine so heftig erschreckt hatte.

»Sie hier, Marquis?« rief der Stadtschreiber fast erschrocken.

»Ich habe Euch genau beobachtet,« antwortete der Mann.

»Es scheint nicht glücklich für den Kölner Syndikus zu stehen,« setzte er boshaft lachend hinzu.

»Oh – Sie haben gehört – –?«

»Ich sah nur die Gebehrden des alten Patrons – aber ich bin erfahren genug, um zu wissen, was ich davon zu halten habe.«

»Sie müssen den Freiherrn genau kennen,« entgegnete Georg mit schneidender Stimme. »Denn Sie besuchen sein Haus, oft genug – die Kleidung des Priesters ist eine bequeme Tracht für die, welche im Kreise der Hadmar's ihre Beute suchen.

Was wollen Sie dort, Marquis von Obizzi?«

Der Marquis lächelte boshaft.

»Oh – der Freiherr von Hadmar ist ein alter Bekannter von mir.«

»Wie? Sie standen dem Hause schon früher näher?«

»Sehr nahe. Sie können gar nicht ahnen, wie eng ich mit jenen Leuten verbunden war.

Habe ich Sie nicht bereits früher gewarnt? Habe ich Ihnen nicht oft genug Glück gewünscht zu der Trennung von jenen Leuten? Heute muß ich sehen, daß Sie die Dame als ein Ritter geleiten – Sie – der da weiß, daß die elende Clique der Fürstenberg's reif zum Falle ist?«

»Ich half einer Dame aus dringender Gefahr.«

»Hm,« schnalzte der Marquis. »Sie stehen in kaiserlichem Dienste, Georg. Als die Gefahr von Frankreich heranzog – als man sich nach treuen Männern umschaute, waren Sie es, auf den man die Augen warf. Sie sind ein Verräther wie die – die Andern, wenn Sie mit den Feinden des Reiches verkehren.«

»Aber Sie – sind Sie es nicht, der sich in das Haus des Freiherrn schleicht – verkleidet – in anderer Gestalt –«

»Ich that es. Es ist nothwendig,« rief der Maquis, »denn ich will sie verderben.«

Der Stadtschreiber zuckte erschrocken auf.

»Wie? – den Freiherrn?«

»Ihn zuerst.«

»Weil – weil er ein Feind des Landes ist! der – –«

»Einmal deshalb, dann aber, weil ich mit dem Alten eine schwere Rechnung abzumachen habe.«

II. DIE ERZÄHLUNG DES MARQUIS VON OBIZZI.

Der Marquis von Obizzi führte den Syndikus durch einige kleine öde Gassen. Beide gingen schweigend nebeneinander hin. Der Marquis schien mit seinen Gedanken beschäftigt. Georg Thilmann wagte nicht zu reden, denn er fürchtete fast ein Gespräch mit dem Marquis, der sicherlich eine schlimme Mittheilung, eine Enthüllung der Familie der Hadmar's betreffend, für Georg in Bereitschaft hatte. Dieser wollte zurückweichen – er wollte nicht weiter forschen – liebte er doch die edle und schöne Christine – fürchtete er doch für sie und konnte der Marquis nicht eine Mittheilung machen, nach deren Kenntniß

Georg nicht länger an das Fräulein denken *durfte*? Der Stadtschreiber hätte viel darum gegeben, wäre der Marquis ihm nicht in den Wurf gekommen. Gleichwohl war Georg nicht frei von jener fast ängstlichen und schmerzlichen Neugier, welche den Menschen treibt, auch das Gefürchtete zu vernehmen. Er blieb daher, mechanisch dem Marquis folgend, an dessen Seite. Obizzi blieb vor einem kleinen zweistöckigen Hause stehen. Es lag nicht weit entfernt von dem Orte, der die sieben Berge genannt wird. Der Marquis zog einen Schlüssel hervor und öffnete die mit Schnitzwerk aus dem sechszehnten Jahrhundert überdeckte Thür, welche sich knarrend in ihren Angeln drehte.

Beide traten in den geräumigen Flur des Hauses. Georg Thilmann, der alle Gassen Kölns kannte, hatte trotz seiner Niedergeschlagenheit gleich gesehen, daß Obizzi ihn in die Waisengasse führte. Der Syndikus wußte, daß hier zwischen Weinbergen, Gärten und kleinen Holzhöfen die alten Häuser versteckt und einsam lagen. Eine solche Wohnung schien ihm ganz geeignet für den Marquis, der, obwohl Soldat im Regiment Grana, dennoch eine seltsame Rolle zu spielen schien. Georg ward von Minute zu Minute gespannter in seinen Erwartungen. Obizzi war Offizier des Regiments Grana. Dieses Regiment war auf Betreiben des Kölner Magistrats zum Theil abgerufen, zum Theil in die Dienste der Stadt getreten. Wie kam es, daß der Marquis hier heimlich Wohnung hatte? Kein Offizier war in Köln geblieben. Freilich kam der Marquis zuweilen in die Stadt, um mit dem Rathe zu verhandeln

– Georg kannte ihn als einen wackern Kriegermann und dennoch hatten Christine's flüchtige Entdeckungen Argwohn bei dem Syndikus erweckt – jetzt wieder sollte der zweideutige Marquis eine Mittheilung über die Familie bringen, der Georg noch immer zugethan war. Er wollte wieder zurückweichen, wollte dem Marquis entfliehen – aber dieser hatte bereits die Thür eines Zimmers im Erdgeschoße geöffnet und hieß ihn eintreten. Georg sah sich in einem kleinem ringsum getäfelten Gemache. Ein Kaminfeuer, dem Erlöschen nahe, verbreitete einige Wärme, die schweren Vorhänge, welche das erkerartige Fenster zierten, waren herabgelassen, so daß trotz der Mittagszeit ein Halbdunkel in dem Gemache herrschte.

»Nehmt Platz, Stadtschreiber,« sagte der, Marquis, einen Sessel hinschiebend.

Georg ließ sich nieder. Der Marquis warf einige Holzscheite in den Kamin, so daß das Feuer wieder hell aufloderte, dann zog er ebenfalls einen Sessel herbei, nahm auf demselben Platz, legte die Beine übereinander und den Körper in den Sessel zurück. In dieser Stellung blieb er einige Sekunden lang, die Decke des Zimmers anstarrend, sitzen.

»Georg,« begann er dann. »Ich weiß, Ihr seid ein treuer Mann der Stadt Köln. Wie würde sonst der Rath, der mißtrauisch gegen Alles geworden, der unser Regiment zur Stadt hinausbiß, Euch mit dem Vertrauen beehren. Ich weiß, daß Ihr im Geheimen zu den Berathungen der Gesandten gezogen werdet; ward ich doch mit Euch bei solcher Gelegenheit bekannt. Ihr seid ein Mann, auf den

der Marquis von Grana, mein Oberster, großes Vertrauen setzt, denn Ihr sollt eins der Werkzeuge abgeben, durch welches der Hochverräther in unsere Hände geliefert wird. Ihr seid ein Werkzeug des Kaisers, ein wackrer Häscher des deutschen Reiches.«

»Marquis!« rief Georg, sich betroffen erhebend. »Eines solches Amtes war ich nicht gewärtig.«

»Sie dürfen das Wort nicht also schlimm deuten,« sagte der Marquis. »Wie wir hier in Köln heimlich zusammentreffen, sind wir Alle die Häscher des Kaisers. Es gilt, einen Hauptschlag zu thun. Der Franzose dringt mit jedem Tages mächtiger gegen uns heran, die deutschen Lande sind ernstlicher bedroht als je – Frieden ist dringend nothwendig zwischen Max Heinrich, dem Kurfürsten und kaiserlichen Majestät, und dennoch zieht eine Gewalt den schwachen Fürsten stets wieder auf die Seite des Feindes. Mit allen Künsten der Verführung, mit französischem Golde, durch die Gewandtheit jenes Weibes, der Gräfin von der Mark, wird gearbeitet, intriguiert um den ersehnten Frieden zu vereiteln.

Diese Gesandten, dieser Kongreß – das Alles ist eine Posse, recht geeignet für den Karneval, dem wir entgegengehen. Seht um Euch, welche Schaar französischer Abenteurer, eine Masse vornehmen Gesindels, Abbaten ohne Religion und priesterliche Befugniß, frivole Geistliche jeder Art, heruntergekommene Edelleute, begierig das halbverrostete Wappen durch den Lohn für irgend eine verrätherische Handlung wieder blank zu scheuern

– bestochene Diener, welche die Geheimnisse der Herren an die französischen Emissäre, einen Courtin, einen Barillon verkaufen, deutsche Weiber, welche sich nicht schämen, die Unsitten der französischen Hauptstadt nach Köln hinüber zu tragen – ihnen voran die Gräfin von der Mark, die den blöden Gatten zum Hahnrei macht, indem sie offen und frei mit dem Feinde Deutschlands – dem Fürstenberg verkehrt, schwelgt und die Gewalt verhöhnt – endlich,« der Marquis erhob seine Stimme, »Edelleute die aus lächerlicher Empfindlichkeit mit dem Feinde gemeinsame Sache machen und schon die Hände offen halten, um von Frankreich her einen Herzogshut zu empfangen, den Madame de *Maintenon* wie einen Fangball oder wie einen Reifen über die Grenze hinweg ihren Favoriten zuschleudert – das ist die Gesellschaft in Köln, das ist die Sippe, welche hier haust – oh Schmach und Schande über sie Alle – und ich ein Fremdling, ein Sohn Italiens, ich muß also reden.«

Georg senkte sein Haupt. Das Bild, welches der Marquis entwarf, trug grelle Farben, aber sie stimmten leider zu einander. Die Lage Deutschlands war eine bedenkliche – der Verrath fraß an dem Körper des Reiches.

»Marquis,« sagte er. »Ich kenne die Verhältnisse leider zu gut. Das war es nicht, was ich hören sollte – zu hören brauchte. Ich habe – –«

»Ihr seid mit mir gekommen, um besonders über Diejenigen zu hören, für welche Ihr noch immer ein Gefühl der Freundschaft – mehr noch als das bewahrt,« sagte Obizzi.

»Wenn ich von jenen Edelleuten sprach, die aus kleinlicher Empfindelei das Reich verrathen, so hatte ich den dabei besonders im Sinne, dem Ihr einst, nahe standet: es ist der Freiherr von Hadmar.«

Georg fuhr auf. Obwohl er diese Wendung geahnt hatte, traf die Gewißheit ihn doch schmerzlich.

»Ich halte den Freiherrn für ehrgeizig – trotzig – aber ein Verräther?«

»Er ist es!« rief Obizzi. »Hadmar ist eins der wichtigsten Werkzeuge, deren man sich bedient, um mit Frankreichs Hofe und Kabinet zu verhandeln. Ihr wißt, daß wir bereit sind, einen kühnen Schlag zu thun. Fürstenberg ist es, der vernichtet werden muß. In der letzten Berathung, als Ihr zugegen waret, wurde es ausgesprochen: Ein vernichtender Schlag müsse geschehen. Herausgerissen aus der Mitte seiner frevelhaften Genossen soll der verrätherische Prinz werden.«

»Ich weiß es – aber es ist kühn und – gefährlich. Fürstenberg ist ein deutscher Herr. Inmitten der Verhandlungen des Kongresses darf man ihn nicht antasten. Völkerrecht, Gastfreundschaft – schreien dagegen.«

»Lassen wir sie schreien.«

»Ich fürchte, wir machen das Uebel ärger.«

»Hier ist das Mittel, es zu heben,« rief Obizzi, an seinen Degen schlagend.

»Fürstenberg wird doch allein das Opfer sein?« fuhr Georg mit zitternder Stimme fort.

»Jetzt sind wir auf dem Punkt,« fiel der Marquis ein.

»Nein, er wird es nicht sein. Es werden mit ihm Diejenigen fallen, welche an dem finstern Werke arbeiten. Einer der Hauptfeinde des Friedens, ein alter Maulwurf, der am eifrigsten wühlt und schaufelt, ist Josias, Freiherr von Hadmar.«

»Ich wußte es,« murmelte Georg.

»Ah,« fuhr Obizzi fort. »Wir wissen es. Ward Euch nicht von Isola, dem kaiserlichen *Envoyé* unter dem Siegel des Geheimnisses mitgeteilt: daß eine staatsverrätherische Korrespondenz von hier, von Köln aus in die französischen Lande geschickt werde? Dieser Briefwechsel ist von ungeheurer Wichtigkeit. Jedes Ereigniß, jede Berathung wird an Frankreich berichtet. Vergebens spähten wir überall nach. Das Geld ward nicht gespart, um die geschwätzigen Diener zu erkaufen – dennoch war alles Mühen vergeblich. Eins nur ist sicher: der Freiherr von Hadmar ist es, der diesen gefährlichen Briefwechsel leitet. In Amsterdam sind Wechsel von ihm aufgetaucht für französische Rechnung. Die Geldsummen, welche zur Bestechung zum Ankauf von Waffen für die französischen, neugeworbenen Truppen, die in Lothringen hausen und sich einquartieren, dienen, jene Summen werden auf den Namen Hadmar erhoben.«

»Und die Beweise? Die Beweise!« rief Georg.

»Wir werden sie bringen,« rief Obizzi. »Wir werden sie bringen durch Herbeischaffung der Briefe, der Anweisungen der geheimen Instruktionen, welche Hadmar auf Geheiß des Prinzen von Fürstenberg und dessen Clique schmiedet.«

»Sie haben also noch keine Beweise!« rief Georg aufathmend.

»Noch nicht. Es muß in Köln eine Stätte geben, wo die Verräther im Geheimen wirken. Es muß ein dunkler, wohlverwahrter Ort sein, an welchem die mystischen Genossen ihre Arbeiten vollenden. Vorsichtig genug – Niemanden trauend, hat der alte Freiherr sein Haus von solchen Dingen reingehalten. Ich weiß es, denn ich war schon oftmals in Verkleidung dort. Die intriganten Priester sind willkommen bei den Freunden Fürstenberg's – ich wagte es, mich einzuschleichen. Seht hier,« er öffnete einen Wandschrank und zeigte dem Syndikus das Habit eines Dominikanermönches und verschiedene Kleidungsstücke, welche zur Tracht der Abbés gehörten.

»Christine hatte Recht,« flüsterte Georg. »Er war es!«

»Bei diesen Besuchen hatte ich Gelegenheit, Alles, ziemlich genau zu erkunden,« ließ Obizzi sich weiter vernehmen. »Ich habe erfahren, daß der Freiherr zu gewissen Zeiten, ganz genau stets um die nämliche Stunde sein Haus verläßt und sich in die Stadt begiebt. Es geschieht dies meist am Freitage. Tags vorher langen Briefe für ihn an, welche Briget, der Sekretär Fürstenberg's, persönlich dem Freiherrn überbringt. Hier sitzt der Verrath. Ich zweifle nicht daran, daß Hadmar einen Menschen ausfindig gemacht hat, dem er die Korrespondenz anvertraut, dem er die wichtigsten Dinge in die Feder diktirt – denn nach seinem geheimnißvollen Ausgange kommt er stets spät in der Nacht wieder heim. Unsere Agenten haben bisher vergeblich diese Gänge belauert.«

Georg erbebt unwillkürlich, denn der Freiherr, dessen Hinneigung zum französischen Hofe ihm bekannt genug war, mußte dem Verderben geweiht sein, wenn eine Entdeckung erfolgte.

»Ihr seid in Kaisers und Reiches Pflicht,« fuhr Obizzi fort, seine Hand auf Georg's Arm legend, »Ihr müßt helfen.«

»Wie? Ich soll spähen – ich soll verrathen – anzeigen?«

»Die Sache erfordert es. Man hat Euch zur Verhandlung gezogen, weil alle Welt Euch als einen treuen Mann kennt. Ihr seid bekannt mit den Verhältnissen und Personen der Stadt – die Freunde des Reiches zählen auf Euch. Ihr werdet mit dem Herzen in Streit gerathen. Hütet Euch, daß es die Oberhand gewinnt. Ich weiß es, daß die schöne Christine Eurer Pflicht im Wege steht – man zog Euch in's Haus der Hadmar's, man wollte Euch locken – ködern. Diese Franzosen verstehen Alles meisterhaft zu nützen – deshalb die Freundlichkeit des Alten, und deshalb jetzt die Kälte, da man in Euch nicht das gewünschte Werkzeug erblicken kann. Ich warnte Euch heut – ich thue es noch ein Mal. Haltet zum Reiche, Georg – oder Ihr werdet begraben im Sturze, den die Frevler binnen kurzer Zeit erleiden müssen.«

»Ich habe den Eid der Treue in des Marquis von Grana Hand geleistet,« sagte Georg dumpf. »Ich werde ihn halten – aber meine Hoffnung ist: daß der Freiherr noch zurücktreten, daß er gewarnt werden kann.«

»Hütet Euch davor,« rief Obizzi mit starker Stimme. »Dieser Hadmar ist ein Mann, der fallen *muß*. Ich hätte

ihn früher warnen können als Ihr. Ich wollte es nicht. Einmal ist es der Weg, den ganzen Verrath zu entdecken, wenn Hadmar fällt – dann aber darf ich den Alten nicht schonen. Ich muß ihn verderben, er oder ich – Einer muß fallen, denn der Freiherr ist mit einer schweren Schuld beladen – eine große und gewichtige Rechnung habe ich mit ihm auszugleichen.«

Georg blickte ihn betroffen an.

»Sagte ich Euch das nicht vorhin schon?« fuhr Obizzi fort. »Ich lasse meine Feinde nicht aus dem Garn. Der Freiherr ahnt nicht, wie nahe der Rächer ihm steht – er weiß nicht, daß ein Mann an seinem Tische saß, der volle Ursache hatte, den Herrn des Hauses, von dessen Brod er aß, niederzustoßen – er ahnt nicht, daß der verkappte Priester, der so eifrig für Frankreich sprach, schon einmal vor Jahren dicht an Hadmar's Seite war und flehend die Hände zu ihm erhob – daß er umsonst flehte – die Stunde wird kommen, wo ich mich räche für jene Hartherzigkeit.«

»Sie sprechen in Räthseln, Marquis,« sagte Georg. »Und ich bedarf meiner ganzen Festigkeit, um nicht zu straucheln auf der Bahn, die mir durch die Pflicht vorgezeichnet. Es scheint, daß nicht nur die Treue gegen den Kaiser, daß eine persönliche Rache Sie zur That gegen den Freiherrn antreibt. Würden Sie es nicht erklärlich – nicht begreiflich finden, wenn ich in solchem Falle meine Hand nicht dazu liehe, dem Freiherrn verderblich zu werden?«

»Sie haben Recht,« bestätigte Obizzi. »Auch will ich gestehen, daß meine Pflichten gegen Kaiser und Reich, meine Pflichten als Soldat mit der Erfüllung meines Gelöbnisses, welches ich mir selbst auferlegte, in wunderbarer Weise zusammenfallen. Ein Theil jener Gelöbnisse ist erfüllt – blutig erfüllt durch diese Hand.« Er erhob seine Rechte. »Andere Schulden stehen noch aus – ich werde sie eintreiben und das Geschick ist mir günstig.«

Er rückte den Sessel zurecht, warf sich nieder in denselben und erfaßte Georg's Hand. Dieser fühlte, daß die Hand des Marquis eiskalt wie die Hand eines Todten war, daß sie heftig zitterte.

»Ich will Euch eine Geschichte erzählen,« begann Obizzi mit halber Stimme. »Bewahrt das, was ich erzähle, für Euch auf und laßt kein Wort davon zu Jemand verlauten bis Alles erfüllt sein wird. Wenn ich bleibe, wenn die Feinde triumphiren, dann könnt Ihr es aller Welt erzählen. Zum Theil ist die Sache kein Geheimniß mehr – sie machte sogar Lärm genug, aber nicht alle die Leute, welche dabei mitwirkten, sind gekannt. Ihr könnt, fuhr er boshaft lachend fort, auch einmal der Dame Christine diese Geschichte erzählen. Sie wird sich herzlich dabei amüsiren, wie die Franzosen sagen – und die Gräfin von der Mark – der Herr Prinz Wilhelm von Fürstenberg lieben die pikanten Causerien. Hören Sie also:

Ich versetze mich mit Ihnen in Gedanken an die reizenden Ufer der Brenta. Dort erhebt sich ein stattliches

Lustschloß, das herrliche Cattajo. Es liegt in einem Garten, den die Cypressen, der Lorbeer, die phantastisch geformte Korkeiche und die üppigsten Pflanzen des Südens schmücken. Hier lebte der Marchese von Orciano. Er war mit einer eben so schönen als edlen und tugendhaften Frau vermählt, mit Lucrezia de Dondi. Das Geschlecht der Dondi's führt den Beinamen Orlogi, denn der Stammvater war jener Hatrob Orlogi, der, gleichberühmt als Philosoph, Mediziner und Mathematiker, die berühmte Uhr der Stadt Padua für Hubert von Carrara anfertigte, ein Kunstwerk, welches allen späteren Schöpfungen solcher Art als Modell diente. Aeneas Orciano war ein glücklicher Gatte. Lucrezia hatte ihm einen Sohn geboren, dessen Erziehung und künftiges Glück die Aufgabe des Ehepaars bildete.

Wie heute noch war der Karneval zu Venedig die Zeit, der nicht nur alle Italiener, sondern auch die reichen und vergnügungssüchtigen Kavaliers fremder Länder sehnüchtig entgegenharrten. Tausende strömten nach der Wasserstadt, deren Häuser, Plätze und Paläste in den Tagen des Festes vom blendenden Lichte strahlten, während reich verzierte und erleuchtete Gondeln die Kanäle durchschnitten, von den Balkonen Teppiche herabhingen, aus den Fenstern Konfetti und Blumensträuße niederregneten und aus Tausenden von Instrumenten erklingend, der Schall feuriger Lieder sich mit dem Jauchzen der bunten Masken vermischte. Der Mittelpunkt dieses Leben und Luft athmenden Menge, dieses Treibens, dem sich nichts vergleichen läßt, ist der Marcus-Platz.

Hier wogte die Menge auf und nieder, bald den Tönen eines Sängers lauschend, dann die Späße des Harlequins, der Pierrots, Colombinen und Pantalons belachend, bald vor einer der vielen Glücksbuden ihr Heil versuchend, oder in den Zelten der Griechen an der Zecca den Sorbet schlürfend. Zwischen den beiden Säulen war die Lotterie aufgestellt, hier durfte Bank gehalten werden – es war daher jener Ort der Tummelplatz vornehmer reicher Kavaliers und der Wüstlinge, die alle Länder Europas nach Venedig hin lieferten.

Behaglich der tollen Wirthschaft zuschauend schritt Aeneas Orciano, seine schöne Gattin führend, durch das Gedränge. Lucrezia hatte das Getümmel noch nie erschaut, welches rings um eine Tombola fluthet, und sie stand, ganz in diesen seltsamen Anblick versunken, sich fast ängstlich von dem wilden Treiben erschreckt, an den Gatten schmiegend. Obwohl Beide in Masken waren, hatte der Graf von Ceste, ein Freund des Hauses, sie doch erkannt. Auf seine Bitten zog der Marchese die Börse und reichte der schönen Gattin einige Goldstücke, um damit an der Tombola das Glück zu versuchen. Lucrezia entfernte sich von den beiden Herren – einige reichgekleidete Diener, welche den Spielern den Raum zum Tische freihielten, machten ehrerbietig Platz – aber die Masken trieben ihr tolles Spiel – trotz der Aufforderung: die Ordnung zu erhalten, drängten sie sich zwischen die Spieler. Lucrezia ward von den Herren auf einige Minuten getrennt. Mit zitternder Hand setzte sie die Goldstücke auf

den Teppich des Tisches – des Rad drehte sich – der Einsatz ging verloren.

Lucrezia wollte zurückkehren – sie erblickte durch die Menge ihren Gatten. Da plötzlich fühlte sie sich bei der Hand ergriffen. Die schöne Frau stieß einen Schrei aus und wandte sich um – den Räuber oder den Zudringlichen durch ein strafendes Wort zu verscheuchen.

Neben ihr stand ein hochgewachsener Mann im schwarzen Domino. Eine Sammetmaske verhüllte sein Antlitz – die Hand des Mannes umspannte Lucrezia's schönen Arm fast krampfhaft, und sie vermochte sich nicht zu entwinden.

»Signor!« rief sie. »Welche Dreistigkeit! Geben Sie meinen Arm frei.«

»Endlich, endlich!« keuchte der Domino. »Oh – hören Sie mich nur einmal an, Signora. Es ist ein Liebender – was sage ich, ein Wahnsinniger, der zu ihnen spricht. Es ist Raimund Betuzzi, der Sie liebte, noch ehe der Marchese Ihr Gatte ward. Ich folgte Ihnen nach – ein Wort – ein Blick von Ihnen – haben Sie Erbarmen mit der glühenden Leidenschaft, die mich verzehrt.«

Der Freche stieß neben Betheuerungen der Liebe noch Drohungen und Schmähungen gegen den Marchese Orciano aus und wagte es, Lucrezia zu umfassen.

»Fort, Nichtswürdiger!« rief die Signora, ihn mit aller Kraft zurückschleudernd – aber Raimondo glaubte, der Augenblick sei günstig gewählt – er hatte schon zu jener Zeit die Absicht, den abscheulichen Plan auszuführen, der später das Unglück dreier Menschen ward – die

Maskenfreiheit schien ihm trefflich geeignet. Er vermochte es, Lucrezia, die mitten im Getümmel der Masken sich befand, auf's Neue zu erfassen.

»Hülfe!« rief sie.

»Maskenfreiheit!« antworteten hohnlachend zwanzig bis dreißig Stimmen.

Alles umdrängte die Geängstigte.

Raimondo hatte seine Helfer in der Nähe – er gab ein Zeichen, aber Orciano hatte den Hülferuf seiner Gattin vernommen.

Mit gewaltigem Satze war er inmitten der Masken.

»Aeneas rette mich!«

Mit diesem Angstruf stürzte Lucrezia ihm entgegen.

»Maskenfreiheit!« rief es wild und drohend. »Degen fort.«

Aber Orciano war der Mann der Furcht nicht.

»Es sind keine Masken – es sind Banditen,« rief er.

»Wo? wer ist es?«

»Dort – dort!« rief Lucrezia, nach der Stelle deutend.

»Dort ist er.«

Alles wendete sich um. Einige lachten – Andere zischten und höhnten. – Ceste und einige Kavaliere wollten sich auf die Gestalt werfen, welche Lucrezia bezeichnete.

»Degen fort!« rief es wieder – eine Menschenwelle warf sich zwischen Ceste und den Bedrohten – der schwarze Domino verschwand in der Menge.

Orciano führte seine fast ohnmächtige Gattin aus dem Gedränge. In eins der nahestehenden Zelte geleitet, erzählte Lucrezia das Abenteuer. Sollte sie den Namen Raimondo's nennen? Der verzweifelte Mensch hatte sie einst wirklich geliebt. Lucrezia hatte seine Neigung niemals erwidert – der Wahnsinn der Leidenschaft erfaßte Raimondo und er wagte den Angriff, getrieben von namenlosem Schmerze über Lucrezia's Verlust. Er hatte schon früher die Marchese mit seinen Anträgen verfolgt – wenn sie jetzt den Namen nannte, so war eine Verfolgung des Zudringlichen durch Orciano unausbleiblich – diese Verfolgung konnte – mußte blutig für einen von beiden enden – Raimondo's Haß gegen den Marchese ließ den Zweikampf herbeisehnen. Lucrezia fürchtete für ihren Gatten – sie verschwieg den Namen – sie ließ keine Andeutungen über die leidenschaftlichen Worte Raimondo's fallen, sondern bemühte sich, das Ganze als den Angriff eines Banditen darzustellen, den die kostbaren Armbänder der Marchese gereizt hatten. – Sie that Unrecht – es wäre besser gewesen, die beiden Männer hätten die Degen gegen einander gewendet.

Ich will mich kurz fassen, um bald zur Katastrophe zu gelangen.

Lucrezia war von jener Zeit an den heimlichen Verfolgungen und Nachstellungen Raimondo's stets ausgesetzt. Zweimal war sie nahe daran, auf einer Reise entführt zu werden. In dem Hause zu Cattajo fand sie oftmals, aus der Stadt heimkehrend, glühende und zugleich drohende Briefe. In der Kirche erblickte sie oftmals die halb

hinter einem Pfeiler versteckte Gestalt Raimondo's, der seine wilden Blicke auf die Marchese heftete. Sie kämpfte wieder mit sich. Orciano's Leben stand dem rasenden Raimondo gegenüber auf dem Spiele – Lucrezia zögerte. Die Verfolgungen schienen nachzulassen – nur ein mal noch wagte sich der Verzweifelte in die Nähe des Hauses – Lucrezia gewährte ihn – sie rief die Diener herbei, aber ehe diese noch erschienen, war der Mann verschwunden. Er mußte benachrichtigt worden sein, denn die Flucht ging sehr schnell und glücklich von Statten. Raimondo hatte Helfer. Lucrezia's Angst wuchs mit dieser Entdeckung. Sie hielt sich nunmehr nicht allein für bedroht durch die wahnsinnige Leidenschaft Raimondo's – sie fürchtete der Gegenstand einer jener schändlichen Wetten geworden zu sein, die von frechen, abenteuernden Kavalieren so häufig angestellt wurden, und in deren Verfolgen namentlich die Engländer und Franzosen eine abscheuliche Meisterschaft erlangt hatten.

Um jene Zeit war es, als Orciano eine Reise nach Mailand unternehmen mußte. Lucrezia sah mit schwerem Herzen den Gatten scheiden. Der Marchese hat später erzählt, daß seine Gattin ihn nicht aus den Armen habe lassen wollen, als er bereit war in den Reisewagen zu steigen. Eine Ahnung kommenden Unheils dämmerte vor ihren Blicken auf. Der Marchese scherzte dies Alles hinweg.

»Bleib' nur ruhig, meine Theure,« lachte er. »Wer dürfte es wagen, Dich zu beleidigen? Woher sollte Unheil

kommen? und, fuhr er heiter fort, »sind nicht treue Diener – dann endlich hast Du ja einen Ritter bei Dir – den dort.«

Er deutete auf den damals sieben Jahre alten Sohn Fernando.

»Es ist wahr,« rief Lucrezia, den Knaben an sich drückend. »Er wird mein Helfer sein.«

Der Marchese verließ Cattajo. Das Schloß ist ein großes, weitläufiges Gebäude mit schönen Terrassen, Gallerien und Freitreppen. In den Gängen sind die herrlichsten Gemälde – von der Hand des Meisters Paul Veronese, und in dem üppigen Grün des Parkes, in den Büschen der Taxushecken erblickt Ihr Marmorbüsten und Figuren, welche die berühmtesten Meister fertigten.

Lucrezia wandelte, ihren Knaben führend, oft durch diese schönen Orte. Ihr Gemüth mag ruhiger geworden sein – die Stille des Parkes und der Umgegend wirkte ebenfalls darauf hin, daß die Erinnerungen an den gefährlichen Raimondo immer schwächer wurden. Hatte die Marchese am Tage einige Freunde bei sich empfangen, oder dem nächsten Gutsherrn Besuche abgestattet – war die Sonnenkugel glühend hinter die Bergkette gesunken, der Abend heraufgezogen, dann saß Lucrezia wohl am hohen, offenen Fenster den Knaben auf ihren Knien schaukelnd, und sog jene erquickende Nachtluft ein, welche von den Wäldern hernieder und hervorweht, um die Hitze des Tages zu verscheuchen, welche noch

auf der Gegend lagert. Ein solcher Abend war wieder erschienen. Noch zitterte am Horizonte ein leichter röthlicher Schimmer, dessen Rand sich in dem dunkelblauen Nachthimmel verlor, in dessen reinem Aether die silberne Mondscheibe schwamm. Die Gärten sendeten ihre herrlichsten Düfte empor, die der kühle Abendwind durch das offene Fenster trug – leise, glitzernd im Mondschimmer rauschten die Wellen der Brenta. Lucrezia und ihr Knabe genossen die Stunden am Fenster sitzend. Die Mutter zeigte dem jungen Sohn das Heer der Sterne, welche vom italienischen Himmel so schön hereinblinken wie nirgend sonst.

Von diesem herrlichen Anblicke ganz ergriffen, mit ihrem Knaben beschäftigt, hatte die Marchese Alles vergessen, was ihr seit langer Zeit Besorgniß eingeflößt. Sie lehnte sich über die Brüstung des Fensters hinaus und lauschte. Die Stille ward plötzlich durch einen gellenden Pfiff unterbrochen, der von dem umbuschten Ufer des Flusses herzukommen schien. Unwillkürlich erzitterte Lucrezia bei diesem seltsamen Tone. Ihre Besorgniß ward sogleich erregt. Die Drohungen des Frechen mochten ihr bei dem unheimlichen Signale wieder in den Sinn kommen. Jenes Zeichen ward verdächtig. Lucrezia's Gatte war fern – die Nachtzeit schien einem Verbrechen, einem Anfälle günstig, und die Marchese befand sich nicht weit von ihren Verfolgern, wenn diese wirklich in der Nähe waren. Sie erhob sich schnell, ließ den Knaben von ihrem Schooß gleiten und lauschte, halb hinter dem Vorhange des Fensters verborgen. Vielleicht waren es nur

Diebe, die sich von ihrer Anwesenheit unterrichteten – es konnte ein Anfall beabsichtigt werden, der nur die Ausführung eines Raubes zum Zweck hatte. Die Marchese faßte die Glockenschnur, welche von der Wand herabhäng sie wollte ziehen – ihre Auge starrten dabei durch das Fenster und von Schrecken gelähmt verharrte sie in dieser Stellung als sie einen gespenstischen Schatten, von dem umbuschten Ufer her, auf dem im Mondlichte scharf sich abzeichnenden Wege, huschen und wanken sah. Der Schatten stand einige Sekunden lang wieder still, bewegte sich dann vorwärts, nahm allmählig Gestalt und Form an, und diese Gestalt schritt auf das Schloß zu. Es war ein Mann, der sich in einen Mantel gehüllt und sein Haupt mit einer Kapuze bedeckt hatte, wie sie die Mönche an ihren Gewändern zu tragen pflegen.

Ehe noch die Marchese sich von ihrem Schrecken sammeln konnte, erschien, aus dem Gebüsch schlüpfend, eine zweite männliche Gestalt und gesellte sich zu der ersten. Beide standen auf dem breiten Wege, sie betrachteten das Schloß aufmerksam und deuteten zum Fenster hinauf – dann verloren sie sich in dem Gebüsch des Gartens.

Die Marchese glaubte die Gestalt des frechen Betuzzi erkannt zu haben – sie zog die Glocke – sie vernahm den Klang derselben – aber kein Diener erschien. Ihre Angst wuchs. Den Knaben bei der Hand fassend, eilte sie aus

dem Gemache in den Korridor, sie wollte ihre Leute zusammenrufen – die Thüren waren von Außen geschlossen. Die Marchese zweifelte nicht länger, daß ein nichtswürdiger Verrath, eine Treulosigkeit im Spiele sei, sie rief um Hülfe – Niemand antwortete auf diesen Ruf. Sie eilte entsetzt und zitternd in das Gemach zurück. Der Knabe rief ebenfalls um Hülfe – er schlug gegen die Thüren – vergebens. In diesem Augenblick fesselte das Entsetzen die Schritte der Marchese, denn sie sah, wie durch das geöffnete Fenster sich zwei Männer in das Zimmer schwan- gen. Beide waren bewaffnet. Starr, einer jener schönen Statuen gleichend, welche uns die Kunst der Alten über- liefert, stand Lucrezia im Gemache, der Knabe schmiegte sich zitternd an die Mutter. Der Eine jener frechen Räu- ber blieb der Marchese gegenüber; plötzlich warf er den Mantel zurück.

»Raimondo,« rief die Marchese.

Der Mann warf sich ihr zu Füßen, er stammelte Betheuerungen einer wahnsinnigen Liebe, er rühmte sich dieses Ueberfalles und beschwor die Marchese, ihm zu verzeihen.

»Hinweg, Elender!« rief Lucrezia. »Sie entweihen die- ses Schloß – dieses Zimmer durch ihre Gegenwart. Die Gattin des Orciano sollte Ihnen ein Gegenstand der Ehr- furcht sein – sie wagen einen Ueberfall. Hinweg – ehe meine Diener herbeieilen. Sie sind ein Nichtswidriger.«

Raimund Betuzzi erhob sich schnell. Noch einmal beschwor er die Marchese, Erbarmen mit seiner Leidenschaft zu haben – er packte in der Wuth seiner entflammten Sinnlichkeit den Arm Lucrezia's, sie schleuderte ihn hinweg. Da verkehrte sich die Gluth seiner Liebe in rasenden Zorn. Er stieß fürchterliche Drohungen aus.

»Vergebens!« rief er, »harrst Du der Hülfe, die Diener sind erkauft – die Thüren geschlossen und ich habe Hülfe.«

Er wies auf den Begleiter. Angstvoll kreischte der Knabe.

»Hinweg mit dem Buben!« rief Raimondo.

Der Mann sprang auf den Kleinen zu, hob ihn trotz des Sträubens in seine Arme – die Mutter rang mit Betuzzi, um das Kind zu retten – aber der Helfershelfer des Räubers schleppte den Knaben in das nächste Gemach, erstickte sein Schreien mit der Hand und drohte ihm den Tod an, wenn er noch ferner rufen werde.

Dieser Knabe Georg – dieser einzige Zeuge der schändlichen Scene – war ich. Der, welcher mich bändigte, war der deutsche Freiherr von Hadmar.«

Georg Thilmann schnellte entsetzt empor, seine Hand griff in die Lehne des Sessels – er wankte.

»Wär – es möglich?« stammelte der Syndikus.

»Es ist die Wahrheit,« fuhr Obizzi fort, die Faust ballend. »Vor Euch steht der Sohn Lucrezia Orciano's, ein Geschlecht, welches den Namen Obizzi führt. Ich hörte im anstoßenden Gemache das Schluchzen meiner schönen und edlen Mutter. Sie können sich denken, welch'

Verlangen der Wahnsinnige stellte – Lucrezia wies ihn zornig zurück. Hadmar, der mich in Furcht setzte – er zeigte mir stets den blinkenden Dolch – horchte gespannt. Allmählig ward der Lärm geringer – was dort im Zimmer vorging, ich vermochte es nicht zu errathen, ein furchtbarer Schrei ertönte – ich sprang trotz der Drohung meines Wächters laut weinend empor – die Thür des Zimmers öffnete sich und bleich, mit zitternden Händen, trat Betuzzi herein.

»Hinweg!« rief er, »hinweg. Es ist etwas Furchtbares geschehen.«

Er zog den Freiherrn mit sich fort und ich blieb, starr vor Schrecken, allein im Zimmer. Tiefe Stille trat ein. Ich wagte nicht, mich zu rühren, erst nach geraumer Zeit entschloß ich mich, den Sitz zu verlassen, auf welchen mich der Elende geworfen und niedergedrückt hatte. Meine Mutter war sicher im nächsten Zimmer – was war geschehen? Welches Furchtbare hatte sich vollendet? Leise öffnete ich die Thür – im ersten Augenblicke gewahrte ich Nichts – aber als ich kaum einige Schritte vorwärts gethan – sah ich die Gestalt meiner geliebten Mutter lang hingestreckt am Boden des Gemaches liegen, der Mondstrahl erleuchtete sie – er schien auf ihre edlen, schönen Züge – ich glaubte, sie sei ohnmächtig geworden und sprang herbei, ihr zu helfen – meine kleinen Hände tasteten in eine Lache von Blut – ein Dolch lag neben der Gestalt – Lucrezia Obizzi war eine Leiche.«

Der Syndikus rang mühsam nach Fassung. Obizzi erhob sich – zitternd unter der Gewalt der Erinnerungen.

»Sie müssen Alles hören,« rief er. »Was nun zur Aufklärung des Geschehenen diene, das erfuhren wir Alle erst später. Ich schrie – ich kreischte – zum Fenster hinaus heulte ich meine Rufe um Hülfe. Jetzt ward es im Garten lebendig. Unsere Leute eilten herbei – Fackeln glänzten ringsum – ein Geschrei des Entsetzens gellte durch das Schloß, als man in's Zimmer gedrungen war und die Leiche Lucrezia's fand. Die Muthmaßungen wirbelten durcheinander – der Richter des Ortes ward schnell herbeigeholt. Der einzige Zeuge des Geschehenen war ich, der siebenjährige Knabe – ich berichtete Alles, was ich gesehen. Ich nannte Betuzzi's Namen, den ich von meiner Mutter gehört – der Richter schüttelte wohl das Haupt, aber Geronimo, der Gärtner, hatte beim Umherleuchten einen diamantenen Hemdknopf gefunden, der auf die Spur des Räubers lenkte.

Welche Scene, als mein Vater heimkehrte! Lucrezia ward begraben, eine große Menschenmasse folgte ihrem Sarge. Zu gleicher Zeit ward Betuzzi ergriffen. Er läugnete hartnäckig Alles. Aber die Qualen der Folter entlockten ihm das Geständniß. Jetzt erst ward uns Alles berichtet.

Der Nichtswürdige wollte den schändlichen Preis seines Ueberfalls davontragen. Als er vergeblich gefleht – gebeten hatte, drohte er wild. Er ließ Lucrezia die Wahl zwischen Schande und Tod. Meine Mutter wählte das Letztere und – eine echte Römerin – stieß sie sich den Dolch in die Brust.

Raimondo hatte diesen schrecklichen Ausgang nicht erwartet, er flüchtete, von Schreck und Grausen erfaßt, mit seinem Genossen, dessen Namen er angab.

Die Edelleute jener Zeit leisteten sich bei solchen Gelegenheiten Hülfe – dieses entartete Geschlecht fragte nichts nach den Folgen; es kannte kein Recht, kein Gesetz. Die heroische That meiner Mutter erregte die Bewunderung des ganzen Landes und Sie können ihr Brustbild, welches der Senat von Padua meißeln ließ, heute noch im Saale des Stadthauses sehen. Fragen Sie nach dem Schicksale des Frevlers? Herabgenommen von der Folterbank läugnete er Alles. Verwandt und befreundet mit den Ersten und Mächtigsten Italiens, selbst im Vatikan Fürsprache findend, ward ihm nicht der verdiente Lohn zu Theil. Die Stimme des Volkes sprach aber allzu drohend, ganz leer durfte er nicht ausgehen. Man gab dem Schurken ritterliches Gefängniß, welches er sechs Jahre lang inne hielt. Dann befreite ihn ein Machtspruch von Rom her. Betuzzi ging frei aus seiner Haft hervor.¹ Er durfte unsrer spotten – Hadmar, sein Helfer, war nach Deutschland geflüchtet, man hielt es gar nicht der Mühe werth, ihn nur zur Rechenschaft zu ziehen – hatte Lucrezia doch ihre glänzende Rechtfertigung erhalten – ja –

¹Der Inhalt dieser ganzen Erzählung ist *historisch*. Ich bemerke das, weil sie hoch-romantische Färbung hat. Cattajo ging 1803 durch Kauf in Besitz des Herzogs von Modena über. Lucrezia's Bild ist heute noch dort.

die Kavaliers zu Turin und Toccana – an dem wüsten Hofe Monaco's thaten sich etwas auf den Genossen zu Gute, der so kühne Abenteuer ausführte.

So verstrichen Jahre. Aber der Sohn Lucrezia's hatte die furchtbare Nacht nicht vergessen.

Ein heller Sommertag lachte hernieder. Die schönen Ufer des Garda-See's schimmerten und funkelten in dieser prächtigen Beleuchtung. Im schattigen Parke eines der vielen Lustschlösser, welche die Ufer des See's einnehmen, ging eine lachende, muntere Gesellschaft von Herren und Damen. Den Mittelpunkt dieser ausgelassenen Leute bildete ein ältlicher, hochgewachsener Mann, dessen durchfurchtes Antlitz einen Ausdruck von Wildheit und Schlauheit zeigte, dessen Wesen bald herausfordernd – bald scheu genannt werden konnte. Er reichte soeben einer der Damen mit ächt weltmännischer Gewandtheit des alten Kavaliers einen Strauß von Granatblumen, als aus dem Seitengange ein Diener des Hauses trat.

»Es ist ein junger Kavalier im Parke,« meldete der Diener dem alten Kavalier, »der den Conte Betuzzi zu sprechen wünscht.«

»Mich?« fragte der Kavalier.

»Ist der junge Herr hübsch?«

»Gewiß,« antwortete der Diener.

»Fein – elegant?«

»Im höchsten Grade, Signor.«

»Gut! Aber weshalb mich hier stören?«

Sofort umringten die Damen Betuzzi.

»Bitte! Bitte Graf!« riefen Alle durcheinander. »Warum wollen Sie uns denn einen schönen jungen Kavalier nicht sehen lassen?«

»Betuzzi ist eifersüchtig!« riefen einige Andere. »Oh – entziehen Sie uns doch nicht den schönen Kavalier.«

»Also,« lachte Betuzzi, »lasse den Herrn kommen. Ich werde ihn hier empfangen.«

Der Diener ging.

Die neugierige Gesellschaft umringte Betuzzi.

Die Fächer der Damen bewegten sich schneller, die Gesichter lugten über diese Fächer hinweg, als die Gestalt eines jungen, sehr elegant gekleideten Mannes aus dem Dunkel des Parkes hervor und auf die Lauschenden zuschritt.

»Ah – sehr gut – ein hübscher, junger Mann – elegante Manieren,« so lauteten die Urtheile.

Der Ankömmling trat näher.

Er hielt seinen Hut in der Hand und neigte sein Haupt, indem er mit einem Blicke die Gesellschaft überflog und dann besonders den Grafen Betuzzi grüßte.

»Sie haben mich zu sprechen gewünscht, mein Herr,« sagte Betuzzi. »Und da Sie mich an einem Orte aufsuchten, wo ich selbst Gast bin, muß ich schließen, daß Ihr Verlangen ein sehr dringliches ist.«

»Es ist das eigentlich nicht der Fall,« entgegnete der junge Mann sich hoch ausrichtend. »Ich wollte Sie, Herr Graf, nur einmal recht betrachten.«

Die Gesellschaft blickte einander verwundert an.

Betuzzi zog die Stirn in Falten. Dennoch bemerkte man, daß er ein wenig unruhig ward. Er musterte scharf und mit sichtlichem Unbehagen die Züge des Ankömm-
lings.

»Ich gestehe, mein Herr,« sagte er, »daß Zeit und Ort schlecht gewählt sind – Späße der Art zu treiben. Ich bin keine lustige Person einer improvisirten Komödie, die man für einen Sous überall betrachten kann. Sehen Sie sich lieber die Colombinen an – sie passen für Ihr Alter und Ihre Scherze.«

Die Gesellschaft kicherte, der junge Mann blieb gelassen.

»Herr Graf!« begann er wieder. »Ich weiß nicht, ob Sie recht genau den Kalender im Kopfe haben.«

»Sind Sie toll, mein Herr? – Ah – Sie kommen wohl von einem lustigen Kavalierschmause? – Dann freilich sind solche Scherze zu verzeihen – ich bitte die Herren und Damen,« sagte er gezwungen lachend, indem er die Gesellschaft anredete – »ich bitte in Ihrem Namen um Verzeihung – Kavalierscherzen gern – allein es dürfte nun doch nöthig sein, mein Herr, den Namen des Spaßvogels zu erfahren.«

»Sie sollen meinen Namen wissen,« lachte der junge Mann nun ebenfalls. »Erst aber, Herr Graf, bitte ich um Beantwortung meiner Frage: Haben Sie den Kalender gut im Kopfe?«

»Mein Herr, ich fange an zu glauben –«

»Oh, meine verehrten Herrschaften,« fiel hier der Fremde ein. »Sehen Sie wohl, der Graf weiß sicherlich

nichts vom Kalender, sonst hätte er gleich geantwortet. Ich muß ihm zu Hülfe kommen.

»Herr Graf,« fuhr er mit schneidender Stimme fort, »es ist heut der *zwanzigste Juli*. – Haben Sie kein Gedächtniß mehr für diesen Tag?«

Vergeblich bemühte Betuzzi sich, seine ganze Fassung zu behalten. Er zitterte sehr bemerkbar, und eine flüchtige Röthe zog über sein verschrumpftes Gesicht, um sofort einer auffallenden Blässe Platz zu machen.

»Ich weiß, daß dieses das heutige Datum ist – ja – was habe ich damit zu thun?« stotterte er.

Die Gesellschaft, welche schon an allerlei kleine und große Skandalgeschichten gewöhnt war, denn man vertrieb sich damals schon die Zeit mit solchen Klatschereien sehr gern – die Gesellschaft trat ein wenig näher.

Der Fremde nahm jetzt eine fast herausfordernde Stellung an.

»Herr Graf,« ließ er sich vernehmen. »Ich bin ein Dichter, ein Schöngeist. Ich möchte Ihnen etwas recht Pikan-tes in flüchtigen Umrissen mittheilen und mir von Ihnen, dem gewandten, als feinen Kenner gerühmten Kavalier das Urtheil ausbitten – ich möchte die Frage an sie richten: ob in dem, was ich Ihnen sagen werde, wohl Stoff für eine Tragödie liegt? Denken Sie,« fuhr er fort, ohne auf Betuzzi's abwehrende Geberde zu achten, »denken Sie sich den Schauplatz zuerst:

Ein Schloß im Parke liegend – vom Schimmer der Mondnacht übergossen – ein Zimmer, dessen Fenster geöffnet sind – eine schöne, edle Frau sitzt mit ihrem Kinde

am offenen Fenster – sinnend, träumend. Da erscheinen zwei Männer – oh –, was sage ich, zwei Banditen, Sie schwingen sich in's Zimmer – sie haben feile Diener bestochen – Einer der Schurken reißt den Sohn von der Mutter – der Zweite will der edlen, schönen Frau Gewalt anthun – endlich läßt er ihr nur die Wahl zwischen Schande und Tod – —«

Weiter kam der Fremde in seiner Schilderung nicht, denn die Gesellschaft raste plötzlich wild auf ihn zu. Man erinnerte sich gleich, daß Betuzzi der Held eines solchen Abenteuers gewesen war und der Graf wollte sich auf den Fremden stürzen. Dieser trat jedoch schnell zurück.

»Meine Herrschaften!« rief er. »Warum einem Dichter so hart begegnen?«

»Weil Sie ein Unverschämter sind,« kreischte Betuzzi. »Sie wagen es, hier einzudringen, um ein schamloses Gerücht auf's Neue in Umlauf zu setzen.«

»Oho!« rief der Fremde. »Ich entwerfe ja nur einige Szenen für mein Drama. »Uebrigens ist es billig, Herr Graf, daß ich Ihnen meinen Namen nenne.«

Die Gesellschaft beruhigte sich ein wenig – man wollte doch gern den Dreisten kennen lernen.

»Sie haben mich schon einmal gesehen, Herr Graf,« fuhr der Fremde fort.

»Es ist mir in der That nicht Erinnerung – ich habe für Leute Ihrer Art auch kein Gedächtniß.«

»Freilich war ich damals noch sehr klein – sehr jung,« sagte der Fremde bitter lachend. Zugleich senkte er seine

Hand in die weite Tasche seines Wamses. »Ich war sieben Jahre alt, Herr Graf.«

Jetzt überfiel ein Zittern den Grafen.

»Hinweg, mein Herr,« rief er, »oder ich lasse Sie hinauswerfen.«

»Oho,« rief der Fremde. »Erst erlauben Sie mir, mich ihnen vorzustellen: Ich bin Fernando, Marquis von Orciano Obizzi – der Sohn Lucrezia's.«

Die Gesellschaft stieß einen Schrei des Schreckens aus – sie ahnten Alle, daß sich eine Katastrophe vorbereite. Betuzzi nahm seinen Muth zusammen.

»Gut, – gut, Herr Marquis,« sagte er fast gelassen. »Nachdem Sie sich vorgestellt haben – mögen Sie nun auch sich wieder empfehlen. Wir danken Ihnen dafür, daß Sie sich uns zeigten.«

»Gehen Sie mit mir, Herr Graf,« murmelte ich – denn Sie werden, Georg, schon gleich errathen haben, daß ich der Fremde war.«

Der Syndikus nickte mit dem Kopfe.

»Meine Aufforderung,« fuhr Obizzi fort, »beantwortete Betuzzi mit Hohnlachen.«

»Sie werden gehen,« rief er mir zu, »ich bleibe.«

»Wohlan denn,« schrie ich. »Bleiben Sie – aber für immer.«

Blitzschnell zog meine Rechte aus der Tasche des Wamses ein geladenes und gespanntes Pistol – die Weiber kreischten – die Gesellschaft wich zurück, Betuzzi wollte entweichen – aber der Schuß krachte. Ein gellender

Schrei rang sich aus der Kehle des Getroffenen, die Hände über seinem Haupte zusammenschlagend, fiel er auf den Rasen nieder.

Einige Damen sanken in Ohnmacht – Getümmel und Geschrei nahm überhand.

»Greift den Mörder!« rief man.

Aber ich hatte schon ein zweites Pistol hervorgezogen und rief:

»Wehe Jedem der mir naht!«

So kam ich hinaus zum Palaste, wo ich mein Pferd fand. Ich warf mich hinauf – galoppierte davon – und hatte die italienische Grenze bald hinter mir. Von jener Zeit an bin ich in kaiserlichen Diensten.

Sie haben nun erfahren, wie ich mich rächte. Einer der Missethäter ist gestraft. Werden Sie es mißbilligen, wenn ich den Zweiten zu stürzen suche?«

Georg stützte sein Haupt in die Hand.

»Der Freiherr von Hadmar soll fallen!« sagte er.

»Nicht wie jener Betuzzi!« rief der Marquis. »Ich darf es nicht wagen, denn ich verfiele dem Gesetze. Sie sollen *diese* Freude nicht haben. Einen Zweikampf nähme Hadmar, der Alte, nicht an – aber ich kann ihn verderben, denn er ist ein Genosse der Verräther – Sie wissen Alles, Georg – werden Sie noch länger zu jenem Manne halten?«

»Ich sagte mich schon los von ihm – ich stehe in Kaisers Pflicht – aber – —«

»Das Fräulein schwebt Ihnen vor. Lassen Sie sich nicht bethören – die Stunden der Feinde des Reiches sind gezählt – begraben Sie sich nicht mit den stürzenden Verräthern.«

Georg stand auf.

»Es muß gehandelt werden – es ist Sache des Vaterlandes. Was die Männer des Rathes von Köln zur rechten Stunde thun werden – das ist meine Pflicht, ihnen nachzuthun.«

Obizzi reichte ihm die Hand.

»Wir werden bald am Ziele sein,« sagte er. »Die Höhle der Feinde ist umgarnt. Hätten wir die Brieffschreiber, so wäre Alles vorüber und Fürstenberg verloren.«

Er hob den Vorhang des Fensters. In geringer Entfernung zeigten sich die Gebäude des Klosters Sanct Pantaleon.

»Dort hinter jenen Mauern brüten sie den Verrath,« sagte Obizzi. »Ich bleibe in der Nähe. Ha, sehen sie dort –«

Georg blickte hinaus: Eine Sänfte hielt vor der Klosterpforte. Ein Mann stieg aus.

»Es ist der Prinz Wilhelm von Fürstenberg,« sagte Obizzi.

III. IM KLOSTER VON ST. PANTALEON.

Der Mann, den die beiden soeben vom Fenster aus bemerkt hatten, war ein sehr elegant gewachsener und ebenso gekleideter Kavalier. Seine feine, zierliche Gestalt, sein hübsches, wenn auch ein wenig weibliches Gesicht,

zeigten die Bewegungen und Blicke des Mannes von Welt und eine gewisse Intelligenz, welche nicht frei von Bosheit schien, denn die Augen funkelten und blickten unstät.

Der Mann war, wie Obizzi bereits ausgerufen hatte, Wilhelm Prinz von Fürstenberg – Einer der zwei gefährlichen Brüder, welche die Häupter der franzosenfreundlichen und deutschfeindlichen Verbindung bildeten, die in Köln ihren Sitz hatte und bereits seit einiger Zeit Gegenstand der lebhaftesten Aufmerksamkeit einer andern Gesellschaft geworden war, deren Zweck der Sturz jener arglistigen Feinde sein sollte.

Der Prinz Wilhelm von Fürstenberg trug die Kleider eines Kavaliers, er war in dunklen, mit feiner Stickerei verbrämten Sammet gekleidet. Seine eleganten Füße steckten in zierlichen, bis zum Knie reichenden Lederstiefeln, an welchen goldene Sporen klirrten. Wams und Stulpen der Stiefel zierten kostbare Spitzen – die in reichen Falten herabfielen. Er trug einen breiten, grauen Filzhut mit goldener Schnur versehen, und an den Händen hirschlederne Handschuhe. Seine Rechte hielt eine silberne Reitpeitsche.

Der Prinz wechselte noch einige Worte mit den Trägern der Sänfte, dann trat er an die Pforte des Klosters.

Er warf noch einen langen, prüfenden Blick umher und zog die Glocke des Klosters.

Die Töne verhallten langsam und weit schallend in dem Gebäude. Dann währte es wieder eine geraume Zeit – der Prinz horchte. Niemand erschien.

Das Kloster lag inmitten der vielen kleinen Höfe und Weinberge der öden, mit hohen Hintergebäuden versehenen Gäßchen, welche bis an den Garten des Klosters liefen.

Ringsum schien kein lebendes Wesen.

Die Bewohner der Häuser mochten durch die Stille ganz abgestorben und von der Betrachtung des großen Gebäudes entwöhnt sein. Keiner derselben zeigte sich an den Fenstern. Zuweilen huschte wohl eine Gestalt durch den Garten – aber nur, um recht schnell wieder zu verschwinden.

Ungeduldig zog der Prinz zum zweiten Male die Glocke – sie kündigte durch ihren gellenden Ton an, daß der Wartende ein wenig erzürnt sei.

Es ließ sich endlich ein schlürfender Tritt vernehmen, die Riegel an dem kleinen Fenster der Pforte wurden zurückgeschoben, ein Gesicht erschien hinter dem vergitterten Fenster – ein deutliches »Ach! Ach!« ließ sich vernehmen, dann schob eine Hand die Hauptriegel der Thür zurück und öffnete diese mit lautem Geräusch.

Ein Franziskaner-Mönch stand auf der Schwelle und neigte sich tief.

»Oh – gnädigster Herr – ich bitte tausendmal um Gnade,« nälerte der Pförtner. »Aber ich war zu dieser Zeit eines so hohen Besuches nicht gewärtig.«

Der Prinz schritt über die Schwelle und eilte an dem Pförtner vorbei, der die Thür des Klosters eilig wieder schloß.

Wilhelm von Fürstenberg mußte mit den geheiligten Räumen wohl bekannt sein, denn ohne nur einen Augenblick zu zögern, sprang er fast die zehn oder zwölf Stufen hinan, welche zu den breiten und gewölbten Gängen führten, die nach beiden Seiten hin in das Kloster und zu den Wohnungen der Mönche liefen.

Trotz des noch wirkenden Tageslichtes herrschte Dämmerung in diesen Räumen, die Lampen, welche von den gewölbten Decken herabhingen, verbreiteten nur ein mattes Licht und warfen es auf die hohen Bilder mit denen die Wände geziert waren.

Alle diese Bilder stellten Szenen der drei heiligen Aerzte Panteon, Cosmac und Damian vor, denen das Kloster geweiht war. Einige Darstellungen waren in der That schauerlich. Sie veranschaulichten die Martern welche die Heiligen im fernen Nicomedien erlitten.

Der Prinz schritt an diesen Dingen ziemlich gleichgültig vorüber. Er grüßte nur flüchtig einige Mönche, welche hie und da im Halbdunkel der Gänge gleich gespenstischen Schatten sich schnell bewegten und huschten.

Er lüftete wie mechanisch seinen Hut, wenn er einem großen Kruzifix vorbeischrift und man hätte dann die kleine Tonsur auf seinem Haupte bemerken können, welche, ein Zeichen seiner priesterlichen Würde, durch das schöne und üppige Haar des Prinzen schimmerte.

Wilhelm von Fürstenberg ging schnellen Schrittes weiter und bog, den großen Hauptgang zu seiner Rechten lassend, in einen schmalen Seitengang, der in den hintergelegenen Theil des Klosters führte.

Er hatte kaum einige zwanzig Schritte gethan, als er vor einem hell erleuchteten Orte stehen blieb.

Dieser Ort befand sich zur rechten Hand des Prinzen. Es war eine in die Wand gemauerte Nische. In derselben stand ein mit reichverzierter Decke verhängter Tisch, auf diesem befanden sich zwei sechsarmige, silberne Leuchter. Sie waren mit brennenden Wachskerzen besteckt.

Zur Seite des Tisches saß in einem, mit rothem Sammet bezogenen Lehnssessel ein reichgekleideter Lakai und schien in jenen sehr angenehmen Zustand versunken, der die Mitte zwischen Wachen und Schlafen hält.

Der Prinz that einen leichten Schlag mit der Gerte auf den Tisch, – der Lakai fuhr in die Höhe.

»Was giebt es – wer – ah – gnädigster Prinz,« sagte er, sich die Augen reibend.

»*Mon dieu!*« rief Wilhelm. »Schläft denn Alles hier in den Armen des heiligen Pantaleon? Die Mönche und die Diener? Geschwind, Antoine – melde mich dem Herrn.«

Der Lakai dehnte sich unmerklich, dann stotterte er:

»Ich weiß nicht – was ich thun soll. Der Gnädigste hat mir verboten, ihn zu stören. Er ist bei der Andacht.«

»Ach was,« fiel der Prinz schnell ein. »Andacht ist gut – aber Vorsicht eben so. Ich muß den Herrn sprechen.«

Er trat dicht an den Diener.

»Monsieur Antoine,« sagte er, einen Knopf der Livrée zwischen die Finger nehmend. »Es waren heute wohl schon Herren hier?«

Der Lakai nickte.

Der Prinz fuhr mit der Hand in die Tasche seines Wam-
ses und klimperte vernehmlich mit Goldstücken.

»Wer war es?«

»Der Graf Königseck.«

»Ah – Einer der kaiserlichen Gesandten – ich dachte
es. Er fehlte heut bei dem Mahle – ich hatte mich nicht
getäuscht.«

Er zog einige Dukaten aus der Tasche.

»Hier, Antoine,« sagte er. »Nimm – passe gut auf. Melde
mich sogleich. Ich muß hinein.«

Antoine schob das Geld in seine Tasche und schickte
sich zum Gehen an.

»Apropos!« rief der Prinz. »Noch Eins. Es wird ein Bru-
der – ein Dominikaner kommen – er hat einen Brief an
den Abt, auf welchen der Pförtner ihn meldet. Wenn er
hier ist – melde es mir, indem Du drei Mal an die Thür
zum Gemache des Gnädigen pochst.«

Antoine nickte.

»Ich werde den Dominikaner einführen.«

Der Prinz winkte.

Antoine ging – der Prinz folgte ihm. Vor einer hohen,
aus schwerem Eichenholze gefertigten Thüre standen sie
still.

Antoine horchte. Alles war still.

Vorsichtig öffnete nun der Diener die Thür und schritt
in das Zimmer.

Der Prinz blieb ihm dicht auf der Ferse.

»Bleiben Sir hier,« mein Prinz,« sagte Antoine. »Ich ge-
he wieder.«

Der Prinz nickte und blieb allein.

Das Zimmer war bis zur Decke mit schwarzen Seidentapeten ausgeschlagen, die hin und wieder kleine silberne Kreuze, Palmenzweige und Herzen zeigten.

In dem aus schwarzem Marmor gefertigten Kamin flackerte ein helles Feuer. Auf dem Simse stand eine Uhr in Gestalt einer Erdkugel, auf welcher der Tod mit seiner Hippe die Stunden wies.

Eine Ampel verbreitete Licht – und bei demselben konnte der Prinz in ein zweites, nur düster erleuchtetes Zimmer blicken, in welchem vor einem Hausaltare ein Mann knieend lag. Er wandte dem Prinzen den Rücken zu. Einige Male seufzte er sehr vernehmlich und senkte sein Haupt bis zum Erdboden.

Der Prinz hatte bereits einige Zeit den geistlichen Uebungen des Knienden als stummer Zeuge beigewohnt; da jedoch der Betende keine Pause machte, sondern in der alten Stellung verharrte, räusperte sich der Prinz sehr vernehmlich.

Der Knieende wendete sein Haupt und erhob sich schnell.

»Wer ist da?« rief er in das anstoßende Gemach hinein.

»Es ist Euer fürstlichen Gnaden getreuer Diener,« antwortete der Prinz.

»Ah – Wilhelmus, Du bist es,« sagte der Mann, langsam vorwärts und auf den Prinzen zuschreitend.

Es war Kurfürst Max Heinrich, der geflüchtete geistliche Fürst.

Max Heinrich trug ein langes, priesterartiges Gewand, seine Hände hielten den Rosenkranz, den er soeben noch eifrig gebetet hatte.

»Ich komme, Ihnen, Durchlauchtiger Herr, einen guten Tag zu bieten,« sagte Prinz Wilhelm, sich verneigend und des Kurfürsten Hand küssend.

Dieser zuckte unwillkürlich, als die Lippen des Prinzen seine Hand berührten.

»Deine Lippen brennen,« sagte er. »Wilhelmus, ich wollte nicht gestört sein.«

»Ich bedauerte bereits mein kühnes Attaquieren, Euer Durchlaucht – aber ich wollte doch pflichtschuldigst berichten, was heute im Rathhause vorgegangen.«

Der Kurfürst zog seine Stirn in Falten. Er ließ sich in einen Sessel gleiten.

»Nun?« fuhr er fort. »Und welche Nachrichten hast Du?«

Er winkte dem Prinzen, Platz zu nehmen.

Wilhelm zog gleichfalls einen Sessel herbei und nahm dem Kurfürsten gegenüber seinen Sitz.

»Ich kann mich kurz fassen, Gnädigster Herr,« begann er. »Die Gesandten haben den festlichen Einzug gehalten. Die Stadt Köln ist freigebig mit den Ehrenbezeugungen gewesen. Das Friedenswerk ist im besten Zuge, und ehe noch acht Tage vergehen, wird man am Hofe von Versailles die Nachricht erhalten: Die Traktate von Münster, Cleve und Aachen sind angenommen, die Generalstaaten von Holland sind die Verbündeten des Kaisers von

Deutschland – Spanien tritt dem Bündnisse gegen Frankreich bei.«

Der Kurfürst hatte ein Tuch aus der Tasche hervorgezogen – er trocknete seine Stirn und seine Lippen. Die wenigen Worte des Prinzen hatten eine fieberhafte Aufregung in ihm erzeugt.

»Und – was – was wäre dadurch geschehen – das uns zum Schaden gereichen könnte?« stotterte er.

Der Prinz klopfte nachlässig mit seiner Gerte den Stiefel.

»Ach – durchaus Nichts,« lachte er leise. »Euer Kurfürstlichen Gnaden würden sich sehr wohl dabei befinden. Der Kaiser ist sehr splendid – er würde vielleicht die Gelder zahlen, welche Eurer Durchlaucht bedeutende Schulden decken könnten – der Hof zu Wien macht gern solche Ausgaben.«

Der Kurfürst senkte das Haupt – er wußte, daß die Freigebigkeit des Kaisers starke Seite nicht war.

»Nein – nein!« rief er. »Der Kaiser wird es nicht thun – er kennt meine Lage.«

»Ihre Lage ist schlimm,« fiel der Prinz gleichgültig das Wort hinwerfend ein. »Sie sind ein tief verschuldeter Mann.«

Der Kurfürst erhob sich schnell von seinem Sessel.

»Sagst Du mir das?« rief er. »Du, dessen Rathschläge mich in diese Lage gebracht? Ich habe auf Dein Drängen und auf das Deines Bruders mich in das Bündniß mit Frankreich eingelassen – habe mich losgesagt von Kaiser und Reich, weil mir die lockenden Preise – das herrliche

Straßburg – Metz selbst in der Ferne gezeigt wurden. Ich habe mein Land den Truppen Frankreichs eingeräumt – habe meine Kassen erschöpft – meine Keller den gierigen Führern geöffnet – seit Monden warte ich auf die Hülfe des Vierzehnten Ludwig – sie bleibt aus. Ich bin gleich einem Manne, der aus wogendem Meere sich auf eine Klippe gerettet hat. Was thut Dein gepriesener König von Frankreich an mir dafür, daß ich zu ihm stehe wider das deutsche Reich? Ich setze mich für den Versailler Hof dringender persönlicher Gefahr aus, ich sehe, wie mein Land von den Truppen gebrandschatzt wird – kaum vermag das Erzstift noch die Zahlungen zu leisten – ich bin von den Deutschen verlassen und die Franzosen leisten mir keine Hülfe. Jener Chamilly, den Ludwig mit der Führung des Krieges beauftragt, plündert mein Land, das Land des Allirten Frankreichs. Ich bin auf Ludwigs Seite getreten, um Alles zu verlieren und Nichts zu gewinnen. Ich muß mich los sagen von solchem Bündnisse.«

Er schritt heftig im Zimmer auf und nieder.

Prinz Wilhelm wartete noch einige Minuten, dann begann er mit leiser wohltönender Stimme:

»Gnädigster – Sie sprechen recht aus ihrem eignen, innersten Herzen? Sie haben sich selbst getäuscht? – Ich sehe ein – die Hülfe Frankreichs ist matt – kehren Sie um, ergreifen Sie die dargebotene Hand des Kaisers. Ich kann heute noch Abschied von Ihnen nehmen.«

Der Kurfürst hielt in seinem Gange inne – er blieb vor dem Prinzen hochaufgerichtet stehen.

»Dir willst mich verlassen?« fragte er mit bewegter Stimme.

»Ich muß, Gnädigster Herr,« entgegnete Wilhelm. »Meine Dienste sind Frankreich geweiht – ich gehöre nicht zu Denen, welche ihre Genossen im Falle der Noth verlassen.«

Der schwache Kurfürst lehnte wie erschöpft an dem Sessel des Prinzen und keuchte.

»Mein Freund, Du wolltest?« lispelte er. »Du und Dein Bruder, Ihr Beide wäret Willens, von mir zu scheiden?«

»Wir müssen, Gnädigster Herr. Nicht nur verbindet mich die Pflicht der Erkenntlichkeit – meine Zukunft will es. Mir winkt vom hohen Münster Straßburgs her die Bischofsmütze, ich werde sie aus der Hand des Königs von Frankreich empfangen. Geld, Ehren und Würden werde ich erhalten aus dem Gnadenbronn des allerchristlichsten Herrschers – ich werde einst auf *Sie*, meinen gnädigen Herrn, dem ich dies Alles gern opfern möchte, hernieder blicken *müssen* – *müssen*, Durchlaucht, denn es wird eine Zeit kommen, wo ich Ihren Platz einnehme, wenn Sie nichts weiter sein werden, als ein Almosenempfänger am Hofe zu Wien – während die Anhänger Ludwig des Vierzehnten, überschüttet mit Ehren und Würden, in Ihrem Lande die glänzenden Stellen einnehmen – in welche die gewaltige Hand Ludwig's sie einsetzte. Wer trotzt dem Könige von Frankreich? Wo sind die Führer, welche einem Turenne, einem Condé die Spitze bieten können? Wo sind die Vesten oder Burgen, die einem Vauban trotzen könnten? – Ist es nicht kindisches Beginnen, wider

den mächtigsten aller Herrscher sich zu sperren? Wenn die Soldaten Frankreichs im Lande Eurer Durchlaucht, in des Kaisers Ländern als Sieger einziehen – dann werden Sie es mit blutigen Thränen beweinen, dem Mächtigen nicht der Freund geblieben zu sein – aber Sie haben Recht – Sie haben dennoch Recht, wenn diese Entschlüsse aus Ihrem Herzen kommen, wenn sie ein freier, wohlerwogener Plan sind, den Euer Durchlaucht sich selbst entworfen – dann handeln Sie, wie es Ihnen gut dünkt, wie Ihr Verstand – Ihr Herz es Ihnen vorschreibt.«

Er stand schnell auf und machte einen Schritt zur Thüre.

Der Kurfürst ergriff seinen Arm und hielt ihn krampfhaft gepackt.

»Bleib' noch, – bleibe,« bat er mit ängstlicher Stimme. »Ich muß mit Dir reden.«

»Lassen Sie mich, Gnädigster Herr,« rief der Prinz. »Schon zu lange habe ich gewagt, mich in Ihr Vertrauen zu drängen – die Welt rechnet Ihnen die Liebe zu mir sehr böse und sehr zu Ihrem Nachtheile an – folgen Sie Ihrem inneren Drange und eilen Sie in die Arme des Kaisers.«

Er blieb stehen und bedeckte wie von Schmerz bewältigt die Augen mit seiner Hand, durch deren Finger er verstohlene Blicke auf den Kurfürsten warf.

Max Heinrich kämpfte mit sich selber – der geandte Prinz sah voraus, daß ein Bekenntniß erfolgen würde. Er wußte, daß der Kurfürst durch fremden Einfluß gegen

Frankreich eingenommen war, und er kannte den Mann, der dem Kaiser diesen Dienst geleistet hatte.

Ich lag auf den Knien, als Du eintratst, sagte der Kurfürst. »Ich bat den Himmel, mich zu erleuchten.«

»Ich war wenig Stunden vorher im Kreise der Gesandten – ich suchte für Sie zu wirken,« entgegnete der Prinz. »Sie sind, obwohl dem angeblichen Friedenswerke geneigt, dennoch nicht der Gewalt Ludwigs gewachsen. Ein Theil ist dem Kaiser nicht geneigt – der andere will zu viel für sich erwerben – der dritte ist nachlässig und den Freuden der Tafel ergeben. Ich bearbeitete sie in Ihrem Interesse, Gnädigster Herr – nur Einer fehlte – Einen sah ich nicht unter all' Diesen.«

»Und wer war dieser Eine?« fragte zögernd der Kurfürst.

»Es war der kaiserliche Rath Graf Königseck. Wo blieb er? Wo weilte er zu jener Stunde?«

Max Heinrich erzitterte.

»Ich – ich weiß es nicht,« hauchte er vor sich hin.

»So will ich es Ihnen sagen,« rief der Prinz mit starker Stimme. »Er war *hier*. Hier im Kloster von Sankt Pantaleon, im Schutze dieser Mauern, in dem dunklen Gemache war er beschäftigt, Sie, gnädigster Herr, von dem Bündnisse mit Frankreich abwendig zu machen. Er verhiess Allerlei – er versprach Dinge, welche der Kaiser nicht halten wird, nicht halten kann – er zerriß den Bund, der Ihnen die herrlichsten Aussichten erweckte, der, wenn Sie getreu zu ihm halten, die Insignien aller geistlichen Würden, die Länder aller geistlichen Fürsten in Ihren Schooß

legen, unter Ihrem Stabe vereinigen wird. Was hat der Graf Königseck Ihnen verheißen dafür – daß Sie dem Könige von Frankreich ungetreu werden sollen?»

Der Kurfürst wankte.

»Du bist ein Dämon!« rief er. »Ich kann Dir nicht entfliehen.«

»Ich bin Ihr guter Engel,« fiel der Prinz ein, »Sie werden die Stütze der bedrohten Fürsten sein, welche von dem Kaiser vernichtet werden sollen – ein zweites großes Reich wird erstehen unter dem Schutze Frankreichs – bekennen Sie es mir, Gnädiger Herr: Sie haben heute dem Drängen des Grafen nachgegeben – Sie haben ihm Verheißungen gemacht – Sie sind von dem Bündnisse mit Ludwig dem Vierzehnten abgefallen.«

»Der Graf – war hier – er hatte mit mir eine Unterredung – ich will es bekennen,« stammelte der schwache Fürst.

»Und was haben Sie ihm verheißen?»

»Er stellte mir in fließenden Worten die Gefahr des Reiches vor – er beschwor mich, das Bündniß mit Frankreich aufzugeben. Ich dachte an meine leeren Kassen – daß ich ein Flüchtling bin im eigenen Lande – ich gab nach. Ich versprach, mich den Beschlüssen des Reiches zu fügen – die Herstellung des Friedens zu vermitteln, die kaiserlichen Truppen in meine Länder zu bringen und als Bürgschaft für meine Gesinnungen die Städte Neuß, Darten und Werl zu überliefern.«

»Gottes Allmacht, was haben Sie gethan!« rief der Prinz erbleichend. »Und der Graf? Was antwortete er hierauf?«

»Er hat dem Kaiser sofort den Bericht nach Wien gesendet. Heute Abend noch geht der Kourier dahin ab – ich bin verloren, wenn ich noch einmal wanke – es ist geschehen.«

»Sie sind verlassen von Allen,« rief der Prinz. »Der Kaiser hilft Ihnen nicht – Frankreich sagt sich von Ihnen los und allein stehen Sie da – Sie haben Recht, Sie sind der Gestrandete auf der Klippe, aber das Meer wird Sie verschlingen.«

»Hilf mir – rette!« jammerte der Kurfürst. »Was soll ich thun?«

»Es ist zu spät,« entgegnete der Prinz mit eisiger Kälte. »Sie sind ein verlorener Mann. Ihre Versprechungen gegen den Kaiser sind bereits unterwegs oder doch schon niedergeschrieben – können Sie sich denken, daß man Ihnen den Abfall von Frankreich lohnen wird? Sie täuschen sich bitter. Sie sind dem Kaiser nur ein willkommenes Bissen – Sie und Ihr Land. So lange Sie den Beistand des mächtigen Königs hatten, waren Sie gefürchtet, ohne den schützenden Arm Frankreichs sind Sie Nichts – man wird den Schutzlosen in Wien seine Anhänglichkeit an Frankreich schwer büßen lassen – man wird Sie von sich stoßen, und wenn Sie Schutz suchen wollen bei Ludwig, wird dieser den treulosen Verbündeten von der Thür weisen.«

»Ich bin ein verlorener Mann – Du sagtest es!« rief der Kurfürst auf's Neue.

»Warum hörten Sie auf die Stimme des Grafen? Sie sind ein schwankendes Rohr,« rief er, alle Achtung vergessend. »Sie neigen sich im Winde, der Sie treibt. Sie beten um Kraft, aber Sie wollen diese nicht anwenden, wenn sie Ihnen zu Gebote steht. Sie könnten durch Ihre Freunde Gold erhalten, wenn Sie nur ernstlich wünschen – statt dessen arbeiten Sie mit einem Goldmacher, der Sie mehr Dukaten kostet, als er Ihnen jemals einbringen wird –«

»St! St! Ich bitte Dich, schweige darüber; wenn man wider mich von diesen Dingen Gebrauch machte –« flüsterte ängstlich der Kurfürst. »Rette mich lieber, als daß Du mich durch Vorwürfe niederschmetterst.«

»Sie sind nicht zu retten, Gnädiger Herr,« wiederholte der Prinz. »Sie müssen bei den Leuten bleiben, die Ihnen Ihre Arme öffnen.«

»Wilhelmus! Ich unterwerfe mich jeder Buße – befreie mich von der Noth, in die ich mich selbst gestürzt – befreie mich von den Feinden, die ich mir selbst geschaffen.«

Er lehnte sich gegen die Wand des Zimmers und ächzte wie von der Gewalt eines Fiebers gepackt. Der unglückliche Fürst vermochte nicht ohne den Prinzen zu leben – er fürchtete seine Selbstständigkeit. Eingeschüchtert seit langer Zeit sah er überall Gefahren und witterte den Verath, wenn Fürstenberg nicht mit ihm war.

Der Prinz kannte den Charakter seines Gebieters genau. Er war mit der Lektion noch nicht zu Ende.

»Mein Fürst,« begann er wieder. »Sie haben ein doppeltes Unrecht begangen. Ein Mal sind Sie Ihrem Eide gegen den König von Frankreich untreu geworden – das andere Mal haben Sie hinter dem Rücken Ihrer Freunde gehandelt und diese dem Feinde – ja vielleicht dem Verderben überliefert, denn Königseck wird Ihnen sehr leicht noch andere Bedingungen vorschreiben, wenn Sie erst in den Händen der Kaiserlichen sind. Sie bedürfen einer leitenden Hand – Sie müssen sich einer Buße unterwerfen.«

Der Kurfürst blickte den Prinzen starr und fast neugierig an.

»Ja, mein Fürst,« fuhr dieser fort. »Blicken Sie mich nicht so verwundert an. Sie sind mein Gebieter, aber ich spreche in diesem Augenblick zu Ihnen nicht als Ihr Untergebener – als Ihr Freund.«

Er richtete verstohlen seine Augen zur Thür – er schien zu horchen.

»Das klingt befremdlich!« rief Max Heinrich. »Du sprichst in hochfahrendem Tone, Wilhelmus – Du darfst den Herrn nicht vergessen,« setzte er mit fast donnernder Stimme hinzu, seine ganze Kraft aufbietend. »Du darfst nicht allzu sehr auf die Sorge pochen, in welcher ich mich befinde.«

Ein leises Pochen gegen die Thür des Zimmers ließ sich vernehmen – der Prinz fuhr auf. Er allein hatte den Ton vernommen, der dem Kurfürsten entgangen war, dessen Heftigkeit erregt wurde.

»Mein Fürst,« sagte der Prinz schnell, »Sie werden den *Prinzen* von Fürstenberg stets als als Ihren unterthänigen Diener sehen, aber der *Priester*, und ein solcher bin ich,« fuhr er fort, auf seine Brust deutend, von welcher ein goldenes Kreuz herniederhing, der *Priester* darf dem Priester eine Mahnung zurufen – ja, wenn es sein muß: einen *Befehl*. Hier gilt nicht Stand, nicht Alter – wenn ein Erzbischof – ein Kardinal beichten will, so ist der letzte Mönch eines Barfüßlerklosters gut genug. Den Papst kann ein Pfarrer absolviren – so sage ich Ihnen, Kurfürst Max Heinrich. Der Priesters Wilhelmus weist Sie hin zum Altare dort und befiehlt Ihnen als Buße für Ihren Wankelmuth das Gebet des heiligen Pantaleon zu beten und dann eine Zeitlang in tiefster Betrachtung zu verharren – bis ich sagen werde: Es ist genug – erhebt Euch.«

Der Kurfürst warf mit einer fast zornigen Geberde das Haupt empor – aber Fürstenberg's Blick begegnete dem seinigen – er senkte die Augen und sagte:

»Ein wahrer Christ sucht demüthig zu sein – ich gehorche dem Priester Wilhelmus.«

»Kommen Sie,« sagte der Prinz, den schwachen Fürsten zum Altare führend, vor welchem Max Heinrich niederkniete, »hier versenkt Euch in Andacht, mein Fürst – dieses erlasse ich Euch,« sagte er mit fester Stimme – eine Knotengeißel von der Wand nehmend.

»Aber richtet den Blick auf diese geistliche Waffe zur Selbststrafe und gedenket in Demuth Eures Fehlers.«

Er verließ den Kurfürsten, der sich sogleich in stille Betrachtungen versenkte – die Welt war für ihn in solchen Augenblicken nicht vorhanden.

In der Füllung der Thür stand der Prinz, dessen schlanke Gestalt und seltsam lächelndes Antlitz das geweihte Licht, welches in silberner Ampel über dem Altare hing, matt beleuchtete.

»Antoine gab mir das Zeichen,« murmelte er leise hinwegschleichend. »Es war die höchste Zeit, ihn zu beschäftigen, daß er rings um sich her Alles vergaß.«

Mit diesen Worten war der Prinz bis zur Eingangsthür gekommen, die er leise öffnete. Ein Mann im Gewande der Mönche des Ordens vom heiligen Dominikus trat ein.

»St – leise – er betet,« sagte der Prinz, durch die offene, zweite Thür in das Betzimmer deutend.

»Was bringen Sie mir, Albus?«

Der Mönch schlug seine Kapuze zurück und zeigte ein Gesicht, welches durchaus nicht heilig – vielmehr sehr verschmitzt und piffig – fast spitzbübisch dreinschaute.

»Ich bringe nur *Eins* – aber ich meine, es ist Viel.«

Er zog aus der langen, schwarzen Kutte einen großen Brief hervor. Dieser Brief war mit einem mächtigen Siegel geschlossen

»Das ist? – das wäre?« sagte hastig der Prinz.

»Ein Schreiben, welches heute vor kaum einer Stunde aus dem Bureau des Karmeliterklosters kam.«

»Kommen Sie hierher, Albus – in die Ecke – ich habe dem Kurfürsten zwar Beschäftigung gegeben, die ihn alles Weltliche vergessen läßt, aber man kann nicht leise

genug sein – ich muß in der Nähe bleiben, sonst – also jener Brief?«

»Ist von dem Grafen Königseck an den kaiserlichen Minister Stahremberg gerichtet und enthält sicherlich wertvolle Dinge.«

»Ha,« schnalzte der Prinz, dessen zitternde Hand den Brief ergriff. »Und wann – wann kann dieser Brief wohl geschrieben sein?«

»Vor vier Stunden vielleicht.«

»Die Zeit würde stimmen.«

»Ich erhielt noch zwei andere Schreiben – dieses aber scheint das Wichtigste, denn es war mir auf die Seele gebunden. Ich muß binnen drei Stunden auf dem Wege nach Wien sein.«

»Oh – es ist kein Zweifel – dieser Brief enthält die Nachricht: daß der Kurfürst gewonnen, daß er Frankreich abtrünnig gemacht ist.«

»Wie, Sie wissen?«

»Königseck war hier, er sprach mit dem Kurfürsten – Sie sind unser Retter, Albus. Ein kaiserlicher Kourier ist eine hochwichtige Person in solcher Zeit. Das Gold aus Versailles soll reichlich in Eure Tasche fließen – wir müssen den Brief haben.«

Er faßte wieder das Schreiben.

»Um Gotteswillen Halt,« bat Albus, den Brief ihm entwindend. »Sie verderben uns Alle.«

Aus dem anstoßenden Gemache ertönte ein tiefer Seufzer.

»Er horcht vielleicht,« flüsterte der Prinz. »Wir haben Eile. In drei Stunden sollt Ihr unterwegs sein – binnen einer Stunde muß ich wissen, was in dem Briefe enthalten ist.«

Albus verzog das Gesicht. Ein Schrecken bemeisterte sich seiner.

»Sie wollten – –«

»*Diable*,« raunte der Prinz ihm zu. »Weshalb brachten Sie mir den verwünschten Brief?«

»Ich meinte, daß wir auf eine geschickte Weise den Inhalt erforschen könnten. Ich weiß, daß schon einige Male die Siegel kaiserlicher Schreiben gelöst und – wieder geschlossen wurden.«

Der Prinz nickte bedeutungsvoll und legte die Hand auf des Kouriers Schulter.

»Sie haben Recht. Es ist das geschehen, nur ist dieser geschickte Mann, der Pförtner, welcher uns die Briefe verschloß, nicht mehr in unsern Diensten. Der Marquis von Louvois hat solche Leute gar zu gern. Er braucht sie für seine Zwecke und hat unsern Mann nach Frankreich berufen, woselbst seine Geschicklichkeit theuer bezahlt wird.«

Er schlich leise zur Thür des Betzimmers.

»Ich habe keinen Augenblick zu verlieren – wissen muß ich, wie der Brief nach Wien lautet – welche Hoffnungen die deutsche Partei an jene Zusage des Kurfürsten knüpft – Courtin reist nach Versailles, er soll neue Nachrichten bringen.«

Er überlegte einige Minuten, dann sagte er auffahrend:

»Ha! Ich habe es. Wir werden den Brief öffnen.«

Albus blickte ihn erstaunt an.

»Ich spiele um meinen Kopf, gnädigster Herr,« sagte er.

»Ich trage den meinigen schon lange nicht sicher,« entgegnete leise der Prinz. »Ein großer Zweck will muthige Ringer. Gehen Sie, Albus – erwarten Sie mich an der Pforte des Klosters. Ihr Gewand schützt Sie – gleich bin ich wieder bei Ihnen. Gehen Sie hinaus.«

Er öffnete die Thür und schob den verkappten Kourier aus dem Gemache – gab Antoine einen leisen Wink und schloß dann wieder das Zimmer. Hierauf näherte er sich dem noch immer knieenden Kurfürsten.

Als dieser die Schritte des Prinzen vernahm, wendete er sein Haupt.

»Wenn Sie mit Ihrer Andacht zu Ende sind, Gnädigster Herr,« sagte Fürstenberg, »so verabschieden Sie mich.«

Max Heinrich richtete sich empor.

»Es war mir, als sei Jemand in's Zimmer getreten und habe mit Dir geflüstert,« sagte der Kurfürst.

»Es ist so,« antwortete der Prinz. »Während Sie Ihr Bußgebet sprachen – kam die Rettung.«

»Wie? Eine Hülfe? Es wäre noch möglich – –«

»Der Himmel ist für uns. Ich werde Ihnen helfen können.«

Der Kurfürst lächelte matt.

»Du wirst mich auf's Neue verpflichten.«

»Lassen Sie Niemand zu sich – halten Sie sich fern von Jedem, bis ich Ihnen sage: Wir können aufathmen. Bleiben Sie fest, Gnädiger Herr.«

Er küßte dem Fürsten die Hand und verließ eilig das Zimmer. Auf dem Gange fand er Antoine.

»Der Kurfürst darf für keinen Andern als für mich zu sprechen sein. Verstanden?«

Antoine nickte.

Der Prinz schritt eilig durch die Gänge bis zur Pforte des Klosters. Hier öffnete ihm der Mönch.

Er trat in's Freie.

Die Dunkelheit begann schon ihren Schleier auf die Gegend zu legen.

Fürstenberg blickte umher – hinter dem Gemäuer kam Albus hervor.

»Ah, gut. Ihr seid da – laßt uns eilen.«

Sie schritten durch den öden Stadttheil die Waisengasse entlang in der Richtung gegen die innere Stadt zu.

Der Prinz hatte seinen Hut tief in das Gesicht gedrückt.

Beide Männer unterhielten sich leise flüsternd mit einander. So waren sie bis zu der engen Gasse gekommen, welche den Namen der alten Mauer am Bache führt.

Der Prinz wollte hier einbiegen, als der Kourier seinen Arm faßte und ihn schnell hinter eine der Säulen zog, die den Vorbau des alten Eckhauses trugen.

»Bleiben Sie, Gnädiger Herr,« flüsterte er. »Ich glaube, wir werden verfolgt.«

Der Prinz schmiegte sich dicht an die Säule und sah zwei Männer von der Waisengasse her auf den Ort zuschreiten. Sie schienen jedoch durchaus keine Notiz von den Beiden zu nehmen, sondern gingen beinahe hastig in die Kaygasse.

»Es ist unnütze Besorgniß gewesen und wir haben Zeit verloren,« flüsterte der Prinz, sich zum Gehen wendend.

»Vielleicht irrte ich, als ich meinte, die Leute verfolgen uns, obwohl sie schon in der Waisengasse hinter uns waren,« sagte Albus. »Aber wie dem auch sei, eine kleine Entdeckung habe ich dabei doch gemacht. Der Eine der beiden Männer war Georg Thilmann, Stadtschreiber von Köln – sein Begleiter ist der Marchese von Obizzi, ein Offizier von Grana's Regiment.«

»Was sagt Ihr?« rief der Prinz, inmitten der dunkeln Gasse stillstehend. »Einer von Grana's Offizieren in Köln?«

»Ich irrte mich nicht. Sie wissen, daß der Stadtschreiber zu den wachsamsten Leuten gehört, welche die deutsche Partei in Köln unterhält, um das Treiben der Franzosenfreunde zu überwachen. Obizzi und Thilmann beisammen – das ist verdächtig. Sehen Sie sich vor, Gnädiger Herr.«

Der Prinz lachte.

»Wer wollte mir Etwas anhaben – so lange kein Beweis wider mich vorhanden? Und selbst wenn sie einen solchen hätten? Wer würde es wagen, einen Fürsten, der zu Regensburg auf der Stimmbank sitzen darf – anzutasten? Und hier in der freien Stadt, wo der Kongreß der Gesandten tagt, mit denen zu konferiren ich berufen bin – pah – eine bessere Zeit für unsere Geschäfte konnten wir nicht wählen. Es ist die Zeit der Erndte für Frankreich und wir werden dem König Ludwig große Dienste leisten. Ehe noch ein Monat vergangen ist, müssen die Leute in

Bonn und Köln der französischen Krone gehuldigt haben. Dieser Kongreß, dieses Friedenswerk muß gestört werden. Nur keine Einigung der deutschen Großsprecher – dazu soll der Brief wahrlich nicht helfen.«

Er stand jetzt vor einem alten Hause still und näherte sich der Thür desselben. Ein schwerer Messingklopper in Form eines Delphins hing von der Thür herab.

Der Prinz handhabte den Klopfer sehr stark und es öffnete sich ein Fenster im ersten Stock.

»Wer ist dort?« rief es hernieder.

»Aus dem Kloster von Sanct Pantaleon,« erwiderte der Prinz.

Das Fenster wurde zugeschlagen und ein Licht erglänzte bald in dem Hause.

»Schlagen Sie Ihre Kapuze über das Gesicht,« flüsterte der Prinz dem Kourier zu.

Als Albus dies bewerkstelligt hatte, öffnete sich die Thür.

Ein steinalter Mann, dessen Figur in einem Schafpelz steckte, zeigte sich und ließ sein runzliches Antlitz von der Kerze beleuchten, die er in der Hand hielt.

Auf dem Haupte trug er eine Pelzkappe.

Fürstenberg schritt in den Flur.

»Schließt schnell die Pforte, Adam Hauser,« sagte er, »ich habe mit Euch zu reden.«

IV. DIETRICH DER SCHREIBER.

Georg Thilmann hatte sich von dem Marchese verabschiedet, der ihn bis an die Ecke der Löhrrergasse begleitete. Ganz erfüllt von Allem, was er heute erlebt und erfahren, schritt der Syndikus gedankenvoll die Löhrrergasse hinunter bis zu seinem Wohnhause. Er stieg die Treppe hinauf und fand auf dem kleinen Steinstufe, der sich neben der Thür seiner Wohnung hinzug, ein Licht und das Feuerzeug.

Die Wirthin des Hauses, in welchem der Stadtschreiber wohnte, war stets sehr aufmerksam.

Georg schlug Licht, öffnete dann die Thüre seines Wohnzimmers und trat ein.

Das einfache, mit Bücher-Regalen und kleinen Papierständern, welche dicke Rollen trugen – umstellte Gemach war freundlich und still.

Georg warf einige Holzscheite auf die noch glimmenden Kohlen des Kamins, um das Feuer wieder anzufachen – dann, als es lustig prasselte, zog der Syndikus einen Sessel herbei und ließ sich vor dem Kamin nieder.

Seine Gedanken waren bei Christine von Hadmar.

Aus all' dem Unheil, welches sich über den Häuptern verschiedener Personen zusammenzog, – aus dem vielen Schlimmen, das ihm heute mitgetheilt worden war – stieg hell und rein Christinens Gestalt empor.

Der Stadtschreiber war allein in der Welt.

Seine Eltern hatte er frühzeitig verloren – seine Brüder waren weit hinaus in ferne Länder verschlagen – er

hatte im Hause des Freiherrn von Hadmar einst Aufnahme gefunden und dort die ersten Empfindungen der Liebe für das schöne edle Fräulein kennen gelernt. Seine Stellung im Dienste der Stadt, seine deutsche Gesinnung geboten ihm, dem Hause des Freiherrn fern zu bleiben, der französische Sitten, Sprache und Treiben über Alles stellte und ohne vielen Rückhalt auf die Seite Derer trat, welche offen Partei für den verderblichen König Ludwig den Vierzehnten nahmen. Und zu all' Diesem noch die Enthüllung welche Obizzi heute dem Syndikus gemacht. Georg sah traurig in die Flammen, er horchte auf das Gesumme des Windes, der durch den Rauchfang trieb und die Wolke von Dampf hinaufzog. Sie schienen hin und wieder Gestalten anzunehmen. Es war dem Syndikus, als erblicke er das liebe Antlitz Christinen's und als seien rings um dasselbe die bösen und lauernenden Gesichter der Franzosen zu erblicken – hastig verschwanden diese Gestalten in dem hohen Kamine – Georg fuhr mit der Hand über die Augen, er wollte diese Bilder verscheuchen – die Brust war ihm beklommen und er erhob sich seufzend, um Athem zu schöpfen. Er trat an das Fenster seines stillen Zimmers und blickte in den dunklen Hof hinab – im tiefsten Frieden lag dies Haus vor Georg da, und aus seinem Herzen war der Frieden gewichen. Ihm bangte vor den Ereignissen der nächsten Tage, denn die Entscheidungen mußten bald erfolgen. Fürstenberg's Treiben sollte gestört, er selbst vernichtet werden, und mit ihm fielen Die – welche in sein Geschick verflochten waren – »Christine!« lispelte Georg. Er ließ den Blick

über die Papierrollen schweifen – wie froh war er gewesen, wie zufrieden, als ihm die ehrenvolle Stelle des Syndikus übertragen worden – eine Frucht seiner Studien zu Löwen in Holland – und jetzt verwünschte er sie beinahe, denn jene Stelle mußte ihm die Pflicht auferlegen, wider den Freiherrn zu handeln, der von allen Seiten bedroht war. Georg beneidete die Leute, welche frei von Aemtern blieben. Er hatte oft den kleinen Schreiber bemitleidet, der im Hinterhause dort drüben wohnte und sich nebst seiner Frau und den drei Kindern vom Abschreiben mühsam ernährte. Heute wünschte er sich, an dessen Stelle zu sein – er wäre dann dem Treiben fern geblieben – hätte durch seine Arbeit Niemandem geschadet – Georg starrte zur Wohnung des Schreibers hinüber. Es war, wie angedeutet, eine Hofwohnung. Sie lag im ersten Stock, dem Arbeitszimmer des Syndikus gegenüber, und vor der Schreiberwohnung lief ein hölzerner Gang, von welchem eine Treppe in den stillen Hof führte.

»Ja – ja,« murmelte Georg. »Jener Dietrich ist glücklicher als ich. Seine kleinen Verdienste nähren ihn – er hat keine gestrengen Pflichten – ihn drückt Nichts – und er scheint noch obenein in die Höhe zu kommen, denn ich sehe ihn mit der Familie gar stattlich gekleidet einher-schreiten – er muß viel verdienen seit einiger Zeit – Beweis genug, daß man auch ohne Amt und schwere Pflichten gedeihen – glücklich sein kann.«

Er seufzte tief auf und wollte sich vom Fenster fortwenden, als ein greller Lichtschein von dem vor des Schreibers Wohnung sich hinziehenden Gange zu Georg hinüberleuchtete, den kleinen Hof fast ganz erhellte und eine Sekunde lang sogar das Auge des Syndikus blendete, welches die ganze Zeit in das Dunkel gestarrt hatte. Jenes Licht ward von Dietrich dem Schreiber getragen, der es mit einer Hand vor dem Erlöschen zu bewahren suchte. Hinter Dietrich ging dessen Frau – vor Beiden aber eine Dame, deren Gestalt und Antlitz in dem Lichte deutlich zu erkennen waren. Der Syndikus stieß einen Ruf der Ueberraschung aus – seine Hand griff unwillkürlich den schweren Fensterriegel – seine Augen blickten so scharf hinaus, als wollten sie die Scheiben sprengen; denn dort auf dem Gange vor des Schreibers Wohnungs – stand Christine von Hadmar.

Der Syndikus glaubte noch immer zu träumen. Er wollte das Zimmer verlassen, wollte über den Hof, in die Wohnung des Schreibers eilen, aber er vermochte nicht von der Stelle zu kommen, und als er wieder aufblickte, war Christine verschwunden, und der kleine Hof lag in der Dunkelheit still, geräuschlos da. Georg mußte eine geraume Zeit vergehen lassen, bevor er sich sammeln konnte. Er wollte um jeden Preis wissen, weshalb Christine in so geheimnißvoller Weise die Wohnung des Schreibers zur Abendzeit besuchte. Hatte das Fräulein eine Ahnung davon, daß Georg im Hause wohnte? Und wie kam

das reiche und hochgestellte Fräulein von Hadmar zu jenem kleinen Schreiber, der nur mit Advokaten und halbverkommenen Schriftstellern verkehrte? Der Stadtschreiber war ein Mann des Gesetzes; peinliche Untersuchungen und Prozesse waren ihm oftmals vorgekommen. Eine seltsame Ahnung durchzog seine Brust, als er des auffallenden Wohlstandes gedachte, der seit einiger Zeit an dem Aeußeren der Familie des Herrn Dietrich sich bemerkbar machte. Georg sagte sich: daß Christine gewiß nur in bester Absicht die Wohnung des Schreibers betreten habe und dennoch fürchtete er, eine Entdeckung zu machen, welche ihn mit seiner Neigung und seiner Pflicht in Kampf verwickeln könne.

Die Zeit verstrich – der Syndikus durfte nicht zögern, wollte er einige Gewißheit haben, und gewandt genug in allen Dingen, welche der Richter kennen muß, faßte Georg seinen Entschluß. Er trat zu dem Repositorium, auf welchem die Papierrollen lagen, kramte einige Minuten darin herum und zog endlich ein Schriftstück hervor. Dann warf er seinen Mantel um, stülpte eine Kappe auf sein Haupt und verließ das Zimmer.

Er stieg hastig die Treppe hinunter, ging über den dunklen Hof und befand sich in kurzer Zeit vor der Wohnung des Schreibers. Er wartete einige Sekunden, bevor er die Glocke zog – er hörte drinnen im Zimmer Kinderstimmen, dann die Stimme der Frau Dietrich.

Als Georg die Glocke zog, ward die Thür hastig geöffnet und der Schreiber erschien. Bei dem Anblick des Syndikus ward er sichtlich verlegen – Georg war ein Mann

der Stadt und sein plötzliches Erscheinen mochte dem Schreiber bedeutsam vorkommen.

»Meister Dietrich,« begann Georg. »Ich bitte Euch, mir einige Minuten zu gönnen. Ihr sollt mir einen wichtigen Dienst leisten.«

Der Schreiber wurde sehr freundlich.

»Ei! Ei! werther Herr Syndikus,« ließ er sich vernehmen. »Was verschafft mir noch so spät die Ehre – bitte, treten Sie näher – irh will nur – ich war soeben beschäftigt – schnell, Katharina – Heda – bringe die Kinder bei Seite –.«

Auf diesen Ruf erschien Frau Dietrich. Auch sie ward verlegen, als der Syndikns in das kleine Vorzimmer trat.

»Laßt Euch nicht stören, Frau,« bat Georg. »Eine nothwendige Arbeit ist es, die ich Eurem Gatten übertragen will.«

Er schritt an Dietrich vorüber, der schon die Thür zu seinem Arbeitszimmer geöffnet hatte. Georg sah mit schnellem Blick um sich. Einige alte Möbel, ein Schrank, ein hochbeiniger Schreibtisch, vor welchem ein Drehstuhl mit schlechtem Polster thronte, das waren die Gegenstände, die nebst einigen holländischen Kupferstichen das Zimmer füllten. Zwei Kinder wurden schnell hinausbefördert, und Georg befand sich mit dem Schreiber allein, er bemerkte jedoch sehr wohl, daß die beiden Ehegatten sich Zeichen gegeben.

»Mein Freund,« begann der Syndikus. »Es handelt sich, wie gesagt, um eine nothwendige Arbeit. Ich bedarf der Kopie dieses Schriftstückes.«

Er zog das Papier hervor, welches er zu sich genommen hatte, bevor er sein Zimmer verließ.

»Dieses Schriftstück muß schnell kopirt werden – ich finde die Schreiber des Rathes nicht mehr – die Abendstunde ist vorgerückt, wollt Ihr mir die Kopie machen?«

»Sehr gern – sehr gern,« sagte Dietrich, augenscheinlich erleichtert. »Gebt her. Ihr sollt – Ihr sollt –« er blätterte die Papiere durch – »Ihr sollt es in einer Stunde haben.«

»Gut denn. Ihr seht, es sind Stadtrechnungen, nur müßt Ihr genau schreiben, oft kommt es dabei auf eine Kleinigkeit an.«

Der Syndikus nahm Platz neben dem Schreibtische. Dietrich ward verlegen. Er blickte den späten Gast fragend an.

»Ich werde Euch den Inhalt diktiren,« sagte Georg ruhig.

»Ah – so – ah so,« stotterte er. »Desto besser. Es geht dann schneller.«

Hastig begann er, seinen Stuhl zu drehen, das Schreibzeug aufzuklappen, Papier hervorzukramen und eine Feder zu spitzen.

Georg hielt den Moment für gekommen, um eine Art von Verhör beginnen und den Grund des Besuches von Christine erforschen zu können.

»Ihr seid jetzt vielfach begehrt, Meister Dietrich,« sagte er.

»Einigermmaßen, einigermaßen,« antwortete Dietrich, seine Feder schneidend.

»Gute Bezahlung macht den Haushalt behäbig.«

»Ja wohl, Herr Syndikus. Ich arbeite oft genug bis in die Nacht hinein.«

»Viel Prozesse?«

»Vielerlei.«

Dietrich probirte die Feder.

»Diese erregten Zeiten bringen allerlei Händel.«

»Gewiß – gewiß. Wollen wünschen, daß Alles zum Guten auslaufe.«

Der Schreiber legte einen Bogen auf.

»Und Ihr seid als eine gute Feder bekannt,« fuhr Georg fort. »Euch kommt Alles entgegen.«

»Oh – ich kann wohl schreiben, ja – das habe ich gelernt – und da kann man denn schon fordern – so – beliebt es Euch, Herr Syndikus, so fangen wir an.«

Es lag in dem Tone des Schreibers eine ängstliche Hast, er wollte durchaus die Arbeit beginnen, und zuweilen irrten seine Blicke scheu von Georg's Antlitz zu dem Fenster.

»Nun, so gewaltige Eile hat's nicht,« lachte Georg. »Ich hatte mir schon längst vorgenommen, Euch einmal Arbeit zu geben – heut machte es sich gerade.«

»Zu gütig, zu gütig,« sagte der Schreiber, von seinem Drehstuhl herab eine Wendung machend. »Ich wollte –

–«

»Ich wollte, Ihr wäret bei uns im Rathhause beschäftigt.«

»Herr Syndikus, die hohen Meister im Rathe zahlen schlecht. Man verdient hier mehr, als dorten in der finstern Rathsstube. Kann ich aber durch Euch einige Thaler mir erschreiben, so soll es stets gern geschehen. Oft genug habe ich mir vorgesetzt, Euch um Beschäftigung zu bitten, aber da Ihr stets die angestellten Schreiber beschäftigt, hielt ich mich fern.«

»Ihr bedürft unserer nicht. Ihr habt Recht, wenn Ihr auf eigene Faust arbeitet, und man sieht,« fuhr Georg langsam fort, seine Augen fest auf den Schreiber richtend, »daß Euer Handwerk gut bezahlt wird, denn seit einiger Zeit prägt sich der Wohlstand auf Euch und den Eurigen aus.«

Dietrich's Stuhl knarrte laut, der Schreiber hatte unwillkürlich eine Bewegung des Staunens oder Schreckens gemacht.

»Einige Thaler baar sind heute doppelt werth,« sagte er.

»Gewiß,« fiel Georg ein. »Außerdem sind es nicht nur Akten und Papiere, langweilige Dinge, welche Ihr kopieren oder schreiben müßt. Es werden durch Eure Hände wohl noch allerlei hübsche und geheimnißvolle Aufgaben vollendet werden.«

Der Schreiber legte betroffen die Feder nieder und blickte den Syndikus groß an. Sein Antlitz drückte Besorgniß aus.

»Er ist verlegen und ängstlich,« murmelte Georg.

»Wie – meint Ihr?«

»Je nun,« lachte Georg unbefangen. »Ich meine, daß heutzutage, wo die Stadt Köln allerlei bunte Händel aufzuweisen hat, wo sich die hohen Herren, die eleganten und lebenslustigen Damen hier in Menge einfinden, daß dabei ein Mann Eures Schlages genug zu thun haben wird. Da giebt es doch sicherlich zärtliche Brieflein – da gehen gewiß zarte Dinge – Betheuerungen und Bestellungen – zierlich geschnörkelt, auf feines Papier geschrieben, von Hand zu Hand, und ein treuer, verschwiegener Mann, der seine Feder leiht, ist viel werth.«

Der Schreiber lachte gezwungen.

»Ja, so meint Ihr es? – Ja, das ist wahr. Ich könnte Vielerlei sagen – aber ich thue es nicht. Meine Feder schreibt's – mein Auge sieht's – aber mein Mund bleibt geschlossen.«

»Recht so, Ihr seid des Vertrauens würdig. Daß Ihr es seid, beweisen die hohen Kunden.«

Georg mußte jetzt auf das Ziel lossteuern.

Dietrich lehnte sich wie erschreckt gegen sein Pult.

»Ich wäre,« fuhr der Syndikus fort, »heute zum Beispiel schon früher gekommen, hätte ich Euch stören wollen – aber ich sah von meinem Fenster aus, daß hoher Besuch bei Euch war. Das schöne Fräulein von Hadmar beehrte Eure kleine Wohnung.«

Der Schreiber fuhr auf, eine tiefe Röthe überzog sein Gesicht.

»Ihr saht es?« fragte er unwillkürlich.

»Ei ja – von meinem Fenster aus sah ich die schöne Christine über die Gallerie schreiten.«

Dietrich war nicht geübt genug, den Schrecken verbergen zu können, der sich bei diesen Worten des Syndikus bemeisterte.

»Es ist etwas Gefährliches, er bebt,« flüsterte Georg sich selbst zu. »Vielleicht kann ich Christine retten.«

»Herr Syndikus,« nahm Dietrich das Wort, »Ihr erzeigt mir die Ehre, mich mit einem Geschäfte zu betrauen – ich bin Euch – ich will Euch ganz offen ein Bekenntniß machen. Ja, der Besuch des gnädigen Fräuleins hatte eine besondere Ursache. Meine Gattin ist die Tochter der alten Ausgeberin im Hause des Freiherrn. Die Familie der Hadmar's ist als wohlthätig und freigebig bekannt, und das Fräulein beschenkt uns häufig. Sie kommt zuweilen in unser Haus – Ihr selbst habt einst,« fuhr er blinzelnd fort, »im Hause des Freiherrn verkehrt – Ihr kennt den edlen Sinn des Fräuleins. Sie beschenkte meine Kinder – sie wendet mir selbst manch' hohen und schönen Verdienst zu – da schaut her, dieses Büchlein voll Sinngedichte ist ganz von meiner Hand geschrieben.«

Er nahm von dem Pulte ein zierlich gebundenes Buch und reichte es Georg, der hastig die Blätter umwendete – war es doch ein Gegenstand, den Christine oft in ihren zarten Händen gehalten, auf welchem ihre Augen geruht hatten. Der Deckel trug das Wappen der Hadmar's in feiner Pressung und darüber prangte ein vielfach verschlungenes C. Georg fand ein Blättchen im Buche – es war ein Sinngedicht, welches Dietrich wohl kopiren sollte, denn das Blättchen trug die Züge von Christinens Handschrift, welche Georg wohl kannte. Der Syndikus unterdrückte

schnell seine wehmüthige Stimmung und gab mit lachender Miene dem Schreiber das Buch zurück.

»Ich wollte,« sagte er, »meine schriftlichen Arbeiten wären eben so interessant, als die Eurigen – ja – ja – das Fräulein ist ein Engel – ich weiß es.«

Dietrich, den der ungezwungene Ton des Syndikus vollkommen beruhigt hatte, begann nun einigermaßen geschwätzig zu werden. Er wollte, was dem Syndikus nicht entging, durch eine genügende Masse von Mittheilungen untergeordneter Art die Aufmerksamkeit seines neuen Kunden von dem Gegenstande ablenken – Georg erkannte dieses Verfahren.

»So bringt das Fräulein,« fuhr der Schreiber fort, »meinen Kindern oft genug die schönsten Spielsachen, wie sie aus Nürnberg kommen. Und heute,« schloß er, »brachte sie mir nicht nur jenes Büchlein, um das Sinngedicht dahinein zu schreiben – sie hat die Kinder wiederum so reich beschenkt, denn es ist heute der Tag des heiligen Benignus – da fällt denn immer Etwas für uns ab – es wundert mich, Herr Syndikus, daß Ihr das Fräulein nicht eher schon hier im Hause gesehen habt – sie kommt oft genug zu uns.«

Georg wußte nicht, wie ihm geschah – Christine war also häufig in seiner Nähe gewesen – er hatte sie nicht erblickt, sie theilte Wohlthaten aus und er konnte irgend einem Verdachte Raum geben? Der Syndikus schämte sich seiner Zweifel. Er kannte Alles im Hause des Freiherrn – seine alte Ausgeberin war ihm oft genug freundlich entgegengekommen, war es so ungewöhnlich – konnte es

irgend einen Verdacht erregen, daß die liebenswürdige Christine die Enkelkinder der alten Dienerin beschenke; war es ferner nicht ganz natürlich, daß Christine die Schreibekunst des Herrn Dietrich für ihre poetische Liebhaberei benutzte? Die Damen der höheren Stände hielten sich ihre Stammbücher, ihre Journale nach Art der Erzieherinnen, und die meisten jener Bücher waren mit Bildern, Schriften, welche Kunstwerke genannt werden konnten, angefüllt.

Georg fragte sich nur: ob Christine wohl gewußt habe, daß er, der Syndikus, hier im Hause wohne? Seine schlimmen Ahnungen waren jetzt gewichen – er hatte sich beruhigt und mußte die Komödie zu Ende führen: das ganz nutzlose Stück kopieren lassen.

»Wir haben viel Zeit verschwätzt,« fiel er dem noch immer plaudernden Schreiber in die Rede, »beginnen wir mit der Kopie.«

Dietrich holte Athem. Es schien ihm nunmehr Alles beseitigt, was dem Syndikus auffällig gewesen sein mochte, und frohen Blickes legte er sein Papier wieder zurecht, um die Arbeit zu beginnen.

Georg war aufgestanden. Er hielt das Schriftstück in der Hand.

Dietrich drehte die Lampe gegen seine Arbeit.

»Unter heutigem Dato,« begann der Syndikus zu diktieren.

»Dato,« wiederholte der Schreiber.

»Hat die Stadt Köln eine Lieferung, deren Hölzer, Balken und Zwecken *sub* – –«

»Balken und Zwecke *sub*,« wiederholte Dietrich.

In diesem Augenblicke ward leise die Thür geöffnet und der Kopf der Schreibersfrau schob sich durch die Spalte.

»Was giebt es?« rief der Schreiber unwillig, sein Haupt wendend.

»Oh – Caspar – verzeihen Sie, Herr Syndikus – ein Herr ist draußen, der Dich eilig sprechen will. Caspar – aber wenn es nicht angeht, so muß er wieder fort.«

»Ich bin beschäftigt – er lasse mich,« brummte Dietrich.

Freund Dietrich hatte gar nicht bedacht, daß der Syndikus im Schatten des Zimmers stand. Nur das Pult war durch die Lampe des Schreibers erhellt und ihr Schein zeichnete daher die Gestikulationen der Schreibersfrau scharf an der Wand ab.

Georg sah, wie die Frau ihrem Gatten bedeutungsvolle Zeichen machte.

»Laßt Euch nicht stören,« rief er. »Macht Eure Geschäfte ab, Dietrich. Ich warte gern. Eure festen Kunden gehen den unsicheren vor – geht –.«

Dietrich gerieth in neue Verlegenheit.

Georg merkte wohl, daß draußen ein wichtiger Besuch des Schreibers harren müsse – er hätte viel darum gegeben, diesen Kunden sehen zu können, aber der Schreiber war bereits von seinem Sessel herabgestiegen.

»Soll ich gehen?« fragte der Syndikus. »Wollt Ihr zu *mir* hinüberkommen?«

»Nein – nein,« fiel Dietrich ihm hastig in die Rede, »bleibt, bleibt hier – ich will bald fertig mit dem Manne werden – oh – ich kann mir wohl denken, was sein Begehr ist – aber –«

»Aha – ich soll den Besuch nicht sehen,« sagte Georg zu sich.

»Ich fertige die Leute auch oft in meinem Vorzimmer ab,« sagte der Schreiber, die Feder auswischend. »Nehmt Platz, Herr Syndikus – ich bin gleich wieder hier.«

Er ging zur Thüre – aber seine Augen irrten wie prüfend im Zimmer umher – und Georg, der ein auf dem Tische liegendes Buch ergriffen hatte, gewahrte, wie die Blicke des Schreibers sich zweimal nach einem bestimmten Punkte des Gemaches richteten – wie der Mann zögerte, – noch einmal vor- und dann wieder zurückging – bis er endlich das Zimmer verließ.

Georg war allein – der Schreiber hatte die Thür fest geschlossen – der Syndikus hörte, wie noch zwei andere Thüren geschlossen wurden.

»Es ist Etwas nicht richtig – ich bleibe dabei,« murmelte Georg. »Diese Aengstlichkeit – diese Sucht zu erzählen, Dinge zu berichten, um die ihn Niemand befragte – und Christine!« seufzte er schmerzlich. »Das Verhängniß zieht heran – sie ist wohl darin verflochten – sie wußte sicher, daß ich unter einem Dache mit dem Schreiber wohne – sie sagte mir kein Wort davon, obwohl ich so eindringlich von den Gefahren sprach, welche ihr Haus bedrohen –«

Der Syndikus betrachtete das Zimmer – in dem Pulte, in dem Schranke steckte vielleicht das, was ihm Aufklärung verschaffen konnte – aber er beendigte sich selbst bald wieder. Er hatte keine bestimmten Anzeichen von irgend welchem gefährlichen Treiben des Schreibers – es hatte ihn nur hierher getrieben, um den Grund von Christinen's Anwesenheit zu erfahren – und hatte der Schreiber ihm nicht hierfür die beste Aufklärung gegeben? Woher kam es, daß Georg immer auf's Neue wieder seinen Gedanken eine andere Richtung gab?

Es waren sicherlich die aufregenden Mittheilungen des Marquis von Obizzi gewesen, und leider hatte Georg die Gewißheit von einem verdächtigen Treiben des Freiherrn von Hadmar.

Der Syndikus stampfte zornig mit dem Fuße und betrachtete ganz gedankenlos die Kupferstiche an den Wänden – als halb mühsam die Thür geöffnet ward und das Töchterchen des Schreibers eintrat.

Der Syndikus wendete sich zu dem hübschen Kinde.

Es trug eine kleine Schachtel, welche Spielzeug enthielt.

»Sieh einmal, Herr,« rief die Kleine lachend, »das habe ich heute erhalten.«

»Ei, wie hübsch,« sagte Georg, die Schachtel anschauend, »Du kannst froh sein.«

»Ja – das Fräulein von Hadmar hat es mir und der Anne geschenkt.«

»Das Fräulein von Hadmar?«

»Ja, Herr. Sie hat uns oft schon solche Dinge gebracht – manchmal dürfen wir auch mit herauskommen, wo unsere Großmutter ist – und da werden wir denn auch beschenkt.«

»Ihr habt das Fräulein wohl sehr lieb?«

»Gewiß. Ich und Anne, wir freuen uns immer, wenn sie kommt. Jede kriegt Etwas und das ist dann ein Jubel.«

Der Syndikus blickte erfreut in des Kindes kluge Augen, es drängte ihn, die Kleine auszufragen – er erfuhr vielleicht noch mehr zu seiner Beruhigung.

»Und Euren Eltern bringt sie auch schönes mit?«

»Nicht oft. Aber der alte gnädige Herr, der giebt dem Vater Geld, das habe ich oft gesehen.«

Georg stutzte wieder.

»Und seht einmal, Herr –« fuhr das Kind halb unwillig fort. »Das ist doch vom Vater nicht recht – nicht wahr? Wenn er so blankes Geld kriegt, könnte er uns doch auch recht viel Sachen kaufen – aber er schließt das Geld ein und kauft uns Nichts. Nur das Fräulein schenkt uns freilich schöne Sachen – sie schenkt es auch andern Kindern. Letzte Weihnacht hat sie im Hause einen großen Baum ausgeputzt, und viele Sachen da herumgelegt, und da waren eine Menge arme Kinder im Saale, und die wurden alle beschenkt.«

Georg ward es leichter um's Herz – es war nur Wohlthun, welches Christine in dieses Haus führte.

»Aber Euch beschenkt sie doch besonders häufig,« fuhr er fort, »heute zum Beispiel.«

»Ja. Aber auch der gnädige Herr kommt hierher, er hat uns auch schon beschenkt. Heute – ja, das ist ein Festtag, und da schenkt das Fräulein immer. Jedes von uns erhielt eine Schachtel und Puppen. Aber der Vater meint, es sei an Einem genug und da hat er uns die Puppen fortgenommen er ist,« die Kleine begann zu lachen, »er ist vielleicht neidisch auf uns – denn er hat ja selbst mit einer Puppe gespielt, als das Fräulein fort war – ja – ja und gerade als Ihr kamet, Herr, spielte er noch mit der Puppe, und als die Mutter sagte: es wäre ein Herr von der Stadt da – da ließ er das Spielen sein – er schämte sich gewiß und schob – denkt Euch nur – ha – ha – ha – die schöne Puppe rasch in den großen Papierkorb.«

Sie wies auf die Stelle hin, wo der Korb seinen Platz hatte. Georg folgte ihren Bewegungen – es war genau dieselbe Stelle, welche der Schreiber bei seinem Fortgange so ängstlich musterte. Die Kleine war bereits an den Korb geeilt.

»Ich bin in's Zimmer gekommen,« kicherte sie, »um die Puppe zu suchen, weil Vater und Mutter draußen sind.«

Sie wühlte in den Papieren und zog bald eine ziemlich große Nürnberger Docke oder Wickelpuppe hervor.

»Aha – es ist dieselbe,« rief sie. »Ich sehe es. Schon einige Male haben wir sie gehabt. Wenn die Wäsche nicht mehr rein ist, dann wird sie zur Großmutter in das Haus des Gnädigen Herrn gebracht – dann kommt sie hier wieder her und hat frische Wäsche an – Großmutter zieht sie an – bringt sie uns – manchmal kommt auch Alexander.«

»Wer ist das?« fragte Georg.

»Ein Diener des gnädigen Herrn.«

»Und wie oft kriegt die Puppe neue Kleider?

»Jede Woche ein Mal. Des Sonnabends oder des Montags, wo auch die artigen Kinder frische Wäsche anziehen.«

Georg hatte bereits die Puppe ergriffen – er wendete sie um und betrachtete sie aufmerksam – mehr als je war sein Verdacht rege geworden – er brauchte nicht lange zu suchen, um eine Entdeckung zu machen, welche ihn mit Schrecken und Zorn erfüllte. Die Puppe war genau so gewickelt, wie es ehemals den Wiegenkindern geschah: kreuzweis gelegte Bänder schnürten den Puppenbalg, zusammen aber aus diesen Bändern hing ein Zettel hervor, den der Schreiber wahrscheinlich herausgezogen hatte, und mit dessen Lesung er soeben beschäftigt gewesen war – als Georg ihm gemeldet wurde. Der Syndikus las: »Die im Innern befindlichen Schriften sind sofort zu kopiren und bis morgen Abend bereit zu halten.« Des Syndikus Hände erzitterten – die Puppe wollte ihm entfallen – wo – wo war die Stelle, welche das Behältniß, denn ein solches war die Figur – öffnete?

Der Syndikus war einem Verbrechen auf der Spur – die Worte Obizzi's und seiner Vorgesetzten, der treuen Räthe, tönten mächtig wieder: Es ist ein Ort – eine Stelle hier in Köln, von welcher aus die verderblichen Korrespondenzen der französischen Partei abgesendet – an welcher sie gefertigt werden. Georg stand an der Schwelle der Entdeckungen – und Christine? Ein

Schmerz durchzuckte seine Brust ein unnennbarer, gewaltiger Schmerz, aber er mußte forschen – entdecken.

Angstvoll drückte er die Figur.

»Oh – Sie werden die Puppe entzweibrechen,« rief das Kind.

Georg beruhigte eilig die Kleine – wenn der Schreiber jetzt zurückkehrte, war Alles vergebens.

»Bau Dein Spielzeug auf – wir wollen die Puppe füttern,« sagte er schnell zu dem Kinde.

»Ei – Sie wollen mit mir spielen,« lachte das Kind vergnügt – und packte die kleinen Teller und Kannen aus.

Georg preßte den Puppenbalg nicht vergeblich – es öffnete sich eine kleine Klappe, welche an der Seite der Figur angebracht war. Georg's Hand fuhr hinein – er erfaßte Papiere – zog sie hastig hervor und sah auf den ersten Blick, daß er sich nicht getäuscht hatte, denn er las gleich auf den beiden ersten, sorgfältig zusammengelegten Briefen die Aufschrift »*Le prince à Monsieur de Louvois*«, ein zweites Papier enthielt die Aufschrift: »*Expedier à Monsieur Bilain, Secrétaire de Sa. Majesté*«. Einige vier bis fünf andere Schriftstücke, wie es schien in Zeichen geschrieben – lagen ebenfalls in der Puppe, welche offenbar nur als Briefkasten diente, der zwischen den Beteiligten hin- und hergetragen wurde.

Georg durfte nicht mehr zweifeln: Dietrich war es, der die verbrecherische Korrespondenz besorgte – die Schriftstücke wurden hier kopirt, um den vielen Spähern, welche das Haus des Freiherrn und die Hôtels der

Fürstenberge und ihres Anhanges umschlichen, verborgen zu bleiben. Deshalb hatte Niemand einen Sekretär, einen Schreiber im Hause des Freiherrn bemerkt und die sicherlich umfangreiche Korrespondenz ward hier in dem kleinen Zimmer gefertigt. Die Originale gingen dann nach genommener Abschrift auf demselben Wege zurück in das Haus des Freiherrn – wenn die Puppe frisch bekleidet wurde.

Georg, zog eilig eines der Blätter heraus, es war der Brief an Louvois – und barg ihn in seiner Brusttasche, dann schloß er die Feder.

»Wir dürfen ja nicht sagen, daß wir die Puppe gefunden haben,« flüsterte er dem Kinde zu. »Papa – möchte sonst schelten. Legen wir sie wieder in den Korb.«

»Wenn Ihr meint?« sagte das Kind, »so wollen wir Nichts sagen.«

»Ja nicht, Kleine, die Eltern könnten böse werden.«

Er hatte die Puppe bereits wieder zwischen die Papiere gesteckt.

»Kein Wort davon sagen – sonst giebt es Strafe.«

Die Kleine blickte ihn ängstlich an und Georg zog ein drohendes Gesicht – er zitterte vor Aufregung und wünschte sich zehn Mal aus dem Zimmer des Schreibers fort, aber die vorgeschützte Arbeit mußte beendet werden, und der Syndikus hatte sich eben zur Kleinen gesetzt, um scheinbar mit ihr zu spielen, als Dietrich sehr erregt in's Zimmer trat.

Seine Augen hefteten sich sofort wieder an den Korb, in welchem die verhängnißvolle Puppe steckte.

»Verzeiht, Herr Syndikus,« sagte er, »daß ich Euch warten ließ – aber ein wichtiges Geschäft mußte ich erst abwickeln.«

»Ich habe noch Zeit,« sagte der Syndikus, »und habe mich mit Eurem hübschen Töchterchen prächtig unterhalten.«

»So – so,« flüsterte Dietrich, die Kleine mit argwöhnischem Blicke betrachtend. »Beliebt es Euch – so schreibe ich weiter.«

»Gewiß,« sagte Georg und begann die langweilige Rechnung zu diktieren.

Als er endlich geendet hatte, falzte er das Papier zusammen.

»Meine Schuld?« fragte er.

»Herr Syndikus, ich machte mir ein Vergnügen.«

»Nein, das gilt nicht, Meister.«

Aber Dietrich weigerte sich standhaft – so daß der Syndikus der Kleinen einen blanken Doppelthaler in die Hand drückte, sich dem Schreiber dann empfahl und eilig die Treppe zum Hofe hinabstieg, wobei Frau Dietrich ihm leuchtete.

Kaum hatte Georg das Zimmer verlassen, als der Schreiber über den Korb herfiel und die Puppe hervorzog. Der Zettel hing unversehrt heraus – die Klappe war geschlossen.

»Hat der Mann, der hier fortging – der Herr Syndikus diese Puppe gesehen?« fragte Dietrich die Kleine, sie mit drohendem Blicke musternd.

Das Kind gedachte der Drohungen Georg's – es kroch ein wenig zusammen und sagte:

»Mit keinem Auge. Ich habe auch Nichts gesagt – daß die Puppe da im Korbe steckte.«

Der Schreiber trocknete seine Stirne – die Frau trat ein.

»Ich glaube,« flüsterte sie bleich, »er war hier, um zu horchen – seien wir auf der Hut.«

Er öffnete die Klappe und nahm die Papiere heraus – dann machte er sich bereit, sie zu kopiren.

»Der Diener des Herrn von Courtin,« sagte er, die Lampe wieder zurecht rückend, »hatte es eilig. Ich muß heute Nacht noch arbeiten. Es ist ein Glück, daß der Syndikus ihn nicht sah – sie bleiben uns scharf auf der Ferse – wenn nur die Franzosen bald hier wären.«

Vor dem noch glimmenden Feuer seines Kamin stand Georg Thilmann. Seine Schläfen pochten heftig, seine Brust hob und senkte sich fast krampfhaft – was er gefürchtet, war eingetroffen.

Einer der Hauptverschwörer war Christine's Vater, der Freiherr von Hadmar, und Georg, den sein Eid, seine Pflicht, seine Liebe zum Vaterlande dem Freiherrn feindlich entgetreten hießen – Georg hielt einen Beweis des Verrathes in den zitternden Händen.

V. DAS SCHWARZE KABINET DES PRINZEN VON FÜRSTENBERG.

Der Prinz Wilhelm von Fürstenberg war nach dem Schließen der Hausthüre sofort die Treppe in Begleitung

des Kabinetskouriers und des alten Mannes hinaufgestiegen.

Das Gemach, welches die drei Männer betraten, schien eine sehr in Unordnung gerathene Bibliothek zu sein.

Der Prinz nahm sofort Platz auf einem der wurmstichigen Sessel, Albus blieb hinter ihm stehen.

Der alte Mann verbeugte sich und stellte seine Leuchte auf den neben dem Sessel des Prinzen befindlichen Tisch – als das Licht die Gestalt des Kabinetskouriers beleuchtete, erzitterte der Alte heftig – das Gewand des Dominikaners flößte ihm Furcht ein.

»Näher Joseph Scozzi,« befahl der Prinz.

»Euer Gnaden haben mich wahrhaft erschreckt,« begann der Alte im Dialekt des Italieners, dem eine starke Beimischung jüdischen Dialektes anzuhören war, »ich weiß nicht, woher mir diese Gnade kommt – daß in so später Zeit noch –«

»Genug, Alter. Ich weiß. Du kennst mich genau.«

»Oh – ich habe die Ehre –«

»Kennst Du auch dieses Gewand dort?«

Er deutete auf den Kabinetskourier.

»Sicher – sicher,« betheuerte Scozzi mit tiefer Verbeugung, welche sein angsterfülltes Gesicht verbarg. »Die Herren vom heiligen Dominikus sind mir wohlbekannt.«

»Sie haben Manchen Deiner Art auf den Scheiterhaufen geliefert,« fiel der Prinz schnell ein, sich vorbeugend.

»Mei – ner – Art. Ja, ja, gnädiger Herr,« entgegnete zitternd der Alte. »Aber ich kann mich sicher stellen, denn

der gnädigste Herr Kurfürst beehrt mich mit seinem Vertrauen, ich kann zeigen den Freibrief, der mir gestattet zu arbeiten in der guten Stadt Köln und ich bin beehrt mit so großem Vertrauen, daß ich dem Herrn Kurfürsten selbst bei seinen chymischen Arbeiten zur Hand gehen darf.«

»Chymische Arbeiten?« rief boshaft lachend der Prinz. »Wir kennen das. Allerlei Hexenkram. Der gnädige Herr verthut mit Deinem zauberischen Unrath viel Geld – Du behauptest eine Mixtur erfunden zu haben, die Eisen in Gold verwandelt – Du ziehst dafür von des Kurfürsten Gnaden Geld in Masse – Du schmeichelst seiner Liebhaberei für die geheimen Künste – das Alles ist offenbar. Wie – wenn ich heute gekommen wäre, ein Strafgericht über Dich zu halten?«

Scozzi erbebte auf's Neue und seine zitternde Hand griff in die Falten des langen Gewandes, welches um den hageren Körper schlotterte.

»Soll mir Gott helfen, wie käme ein Strafgericht über mich?« wimmerte er.

»Du weißt,« rief sich erhebend der Prinz, »daß der Kurfürst ein Verbannter ist, daß wir, seine Freunde, ihn umstehen – daß seine Noth auf's Höchste gestiegen ist, denn er bedarf dringend des Geldes, und Deine tollen Künste locken ihm den letzten Thaler aus dem Beutel. Bin ich nicht der beste Freund des Herrn? Bin ich nicht ein Diener der Kirche? Und ich soll zugeben, daß dem

Herrn die Gelder durch Dich, den Gaukler, gestohlen werden? Es soll mir, dem geistlichen Herrn, bekannt ein dürfen, daß der Kurfürst, dessen Leib auch das Gewand des Priesters trägt, Hexen- und Zauberwerk mit dem italienischen Ebräer treibt?»

»Aber Euer Gnaden haben ja selbst oftmals solchen Uebungen in der edlen Kunst der Chymie beigewohnt?» heulte Scozzi.

»Ich hielt sie für harmlose Experimente – aber ich habe wohl erfahren, daß dahinter die Teufeleien stecken.«

»Und die Frau Gräfin von der Mark geruhen doch ein Armband zu tragen, das ich verfertigte aus dreien in Gold verwandelten Nägeln.«

»Schweig!« donnerte der Prinz. »Hier steht Einer, der Rechenschaft fordert im Namen seines Ordens,« er wies auf Albus, der jetzt erst den Zusammenhang und Zweck der Komödie begriff und demgemäß ein sehr finsternes Gesicht schnitt.

»Die Herren vom heiligen Dominikus spüren Leute Eures Gelichters auf. Sie wollen Dich beim Halse fassen. Im Betzimmer des Kurfürsten traf ich mit dem Pater zusammen, als dieser, ein Gesandter des heiligen Offizium, bemüht war, dem gnädigsten Herrn Vorstellungen zu machen, des Zauberwerkes halber, so er mit Dir treibt. Kommt der Kurfürst nicht oft genug zur Nachtzeit in dies Haus? Schreibst Du nicht Rechnungen für Mixturen und Pulver, die zur Bereitung Deiner Arcana nothwendig sind? Geht es dann nicht an ein Schmelzen und Kochen –

an ein Rühren und Brodeln in Euren verdammten Töpfen und Tiegeln?»

»Wahr – Alles wahr,« wimmerte Scozzi. »Ich kann's nicht leugnen.«

»Nun denn: meinst Du, es würde kein Hahn danach krähen, wenn ich Dich greifen und in den Stadthauskerker setzen ließe – bis die Herren Dominikaner mit Dir weiter zögen?«

Albus nickte beistimmend.

Der Laborant warf sich vor Fürstenberg nieder und senkte das Haupt fast bis zur Erde.

»Gnade – Gnade,« rief er. »Ich bin dem Wunsche – dem Befehle des gnädigsten Kurfürsten nachgekommen, der mir eingeräumt hat, diese Stätte um zu arbeiten mit ihm – ich habe sein schriftlich Wort –«

»Des Kurfürsten Wort schützt Dich nicht mehr. Er selbst ist ein Flüchtling – fern von seinem Sitze weilt er hier in der Stille eines Klosters. Du bist verloren, wenn ich will.«

»So bitte ich um Erbarmen – was soll ich thun – soll ich mich aufmachen und fliehen aus der Stadt? Soll ich verbrennen alle meine Habe?«

Der Prinz that einige Schritte im Gemache auf und nieder, er blinzelte Albus verstohlen zu.

»Es wird Dir Gnade gewährt sein,« begann er, vor dem Laboranten stehen bleibend. »Mein Vater,« wendete er sich zu dem Kabinetskourier, »ich bitte für diesen Mann.«

»Wenn Sie bitten, mein Prinz,« sagte Albus mit Würde, »so soll die Gnade ihm gewährt sein.«

Scozzi fuhr mit der Hand an sein Herz – er schien Hoffnung zu schöpfen.

»Nicht ohne Bedingungen,« sagte der Prinz. »Oft bedarf der gute Zweck eines schlechten Helfers. Ich werde diesen Menschen dort zu einem wichtigen und guten Dienste brauchen. Wenn er ihn leistet, dann soll er Gnade finden –«

»Oh ich will Alles thun. Bin ich doch in der Gewalt Euer Gnaden.«

Der Laborant kannte die Macht des Prinzen und seinen Einfluß auf den Kurfürsten gar wohl – er zweifelte keinen Augenblick an der Richtigkeit der Worte Fürstenberg's, er sah aber auch von Weitem nicht nur die Rettung für sich, sondern selbst die Gewißheit, sich dem Prinzen verbindlich machen zu können. Scozzi wußte, daß Fürstenberg und die Seinen kein Mittel scheuten.

»Geben Sie mir das Schreiben, mein Vater,« sagte der Prinz zu dem falschen Dominikaner.

Nicht ohne ängstlichen Ausdruck seines Gesichts reichte Albus dem Prinzen das Schreiben – er hatte in diesem Momente die Gewißheit, daß ein ungeheures Staatsverbrechen sich vollziehen werde.

Der Prinz stieß einen leisen Ruf der Befriedigung aus – das kostbare Dokument befand sich in seinen Händen.

»Mein Freund,« begann er mit strenger, aber doch sanfterer Stimme als kurz zuvor, »Ihr wißt also, daß Gnade Euch zu Theil werden soll.«

Scozzi machte eine tiefe Verbeugung.

»Hm,« fuhr der Prinz fort, »Ihr seid doch wohl ein Tausendkünstler, Scozzi. Ihr macht nicht allein Gold – Ihr treibt auch andere Künste.«

»Ich verstehe mich auf Vielerlei, Euer Gnaden: ich kann die Edelsteine gut fassen – ich weiß die flüssigen Metalle in allerlei Form zu bringen und ich kann sonst gute Stücke, als da sind: Farben zu bereiten, sympathetische Dinten zu erzeugen, die Gebeine eines Menschen oder Thieres weiß ich zu seciren –«

»Gut, Alles gut,« ließ sich der Prinz wieder vernehmen. »Aber könnt Ihr nicht noch mehr? Versteht Ihr, die Metalle in Fluß zu bringen – so muß es Euch doch noch weit leichter werden, ein Klümpchen Wachs oder Lack zu lösen.«

Er heftete seine Blicke scharf auf den Laboranten, um dessen gekniffene Lippe ein boshafes, kaum merkliches Lächeln spielte. Er schien zu ahnen, um was es sich handelte – auch Albus sah die Lösung herannahen.

»Ach, Gnädigster Herr,« begann der schlaue Ebräer wieder, »das dürfte sehr leicht sein. Ein wenig Kohlenfeuer, darüber ein dünnes Blechlein gestellt, das Wachs- oder Lackstücklein darauf gelegt und in wenig Sekunden wird es zerfließen.«

»So meine ich es nicht. Es soll ein Wachsstück gelöst und doch erhalten bleiben ohne zu zergehen.«

Scozzi blickte den Brief an, der in des Prinzen Hand ruhte – dem listigen Laboranten war jetzt Alles klar – dennoch stellte er sich um befangen.

»Wollen Euer Gnaden sich deutlicher aussprechen – ein alter Mann, wie ich es bin, vermag nicht so schnell aufzufassen.«

»Gauner,« lispelte der Prinz. »Es wird wohl ein Kunststück, ein Secretum geben,« sagte er, »das da ein Siegel oder einen Verschuß löset, ohne das Gebilde zu vernichten, welches auf dem Sigillo zu sehen ist.«

Er hatte die letzten Worte in so bestimmtem Tone gesprochen, daß Albus zusammenschreckte.

Lösung des kaiserlichen Siegels – Erbrechung eines Geheimschreibens – der Kabinetskourier sah das Schaffot vor seinen umflorten Augen emporsteigen.

Das Gebilde sollte nicht verletzt werden – die kleinste Spur von dem Siegel konnte zur Entdeckung führen und in Albus Hand war der Brief nach Wien gesandt worden – er blieb verantwortlich. Der zitternde Kourier wollte Einhalt thun – er wollte rufen: »Gebt den Brief zurück,« aber die Augen des kühnen Prinzen funkelten drohend – der Kabinetskourier sah ein, daß es zu spät war.

Scozzi hatte sich schnell gefaßt. Der große, unbezahlbare Dienst, den der Prinz von ihm fordern wollte, gab dem Laboranten gewissermaßen ein Uebergewicht über seinen Peiniger. Scozzi begnügte sich daher, auf des Prinzen Frage mit fester Stimme zu antworten:

»Das ist ein schweres und hochgefährliches Experiment, Gnädiger Herr.«

Fürstenberg stampfte leicht mit dem Fuße, denn soeben schlug im Gemache eine Uhr die neunte Abendstunde – in zwei Stunden mußte Albus schon auf dem Wege nach Wien sein.

»Ihr weigert Euch, das Experiment an einem Siegel zu machen, das ich Euch vorlegen will?«

»Das sagte ich nicht, Gnädiger Herr – ich meine nur: Es sei ein schweres Werk.«

»Ah – und vollendet Ihr ein solches zum ersten Male?«

»Ich darf nicht »Ja« sagen, mein Prinz,« bekannte Scozzi. »Ich habe es wohl des Oefteren versucht.«

»Seht Ihr wohl!« rief Fürstenberg mit leuchtenden Augen.

»Und wo habt Ihr solche Kenntnisse, solche Adresse und Manipulation erworben und verwerthet?

»In der Republik Venedig werden durch den gefürchteten Rath der Zehn oftmals die Briefe geöffnet, wenn es sich um einen Verrath handelt – die Verräther lernt man durch ein Verbrechen kennen.«

Fürstenberg biß sich die Lippen – Albus zitterte so heftig, daß der Sessel, auf dessen Lehne er sich stützte, ziemlich stark bewegt wurde.

»Und Ihr habt zu solchen Werken Eure Hand geliehen, Scozzi?«

»Ihr seid demnach mit dem Verfahren bekannt, es kann Euch nicht schwer werden – was *Ihr uns* thun sollt, ist auch zum Heile – es betrifft das Glück, – den Frieden – ja, die ganze Existenz Eures Wohlthäters, Eures Schützers, des Kurfürsten Max Heinrich.«

»Wie? Es gälte dem Wohle des Kurfürsten?« rief Scozzi zusammenfahrend.

»Mein Priesterwort darauf.«

Scozzi schien auf dieses Wort keinen großen Werth zu legen, obwohl er wieder eine Verbeugung machte.

»Ich habe nicht danach zu fragen, um was es sich handelt. Es ist mir genug, wenn es das Heil des gnädigsten Kurfürsten betrifft. Was aber den ersten Theil von Euer Gnaden Bemerkung angeht, so ist des Stücklein nicht so leicht, als Sie, mein Prinz, glauben. Wohl habe ich zu Venedig oftmals solche Briefe geöffnet – aber es bleibt immer ein gefährliches Werk – ich sage *gefährlich*, wenn die Spuren des Oeffnens nicht sichtbar sein sollten, denn oftmals geschieht es, daß ein kleines Versehen die Forscher auf den Verdacht leitet – daß ein Merkmal an dem Wachse des Siegels bleibt, welches wohl durch die Kraft des Vergrößerungsglases bemerkt werden kann, denn so gut es *Künstler* giebt,« Scozzi betonte das Wort, »die da ein Siegel zu lösen vermögen, eben so gut finden sich Leute, in den Kabinets zum Exempel, die genau zu spüren im Stande sind, ob ein Sigillum unversehrt geblieben – oder nicht.«

Albus senkte den Kopf in seine Hand – er ballte krampfhaft die Faust.

»Es gehört zunächst eine sichere Hand zum Führen der Instrumente – erklärte Scozzi weiter, »dann gute Instrumente selbst, dann denen kein Schaden, keine Unebenheit, nicht der kleinste, dem Auge ganz unsichtbare Fehler haften darf – es müssen ganz tadellose und wohlgelungene Präparate sein, mit denen die Instrumente bestrichen werden.«

Albus schöpfte einige Hoffnung, er wähnte, der Prinz werde sich durch diese Einwendungen von dem gefährvollen Unternehmen zurückhalten lassen – aber Fürstenberg entgegnete mit fester Stimme:

»Alles Dieses werdet Ihr haben und schaffen, Scozzi.«
Neue Verbeugung des Laboranten.

»Ich muß Euch noch bemerken,« wendete er weiter ein, »daß man bei dem Allen von der mehr oder minder guten Beschaffenheit des Siegelwachses abhängt, oftmals läuft solches auseinander, and es ist unmöglich, das Gebild zu erhalten.«

Albus wankte. Eine Verletzung des Siegels war leicht möglich – und sie war sein Tod – er stand auf dem Punkte, den Brief energisch zurückzufordern – vor dem Laboranten sich zu entdecken – Alles zu wagen, aber der verrätherische Kourier hatte schon allzu tief seine Hände in den Sumpf des Verraths getaucht – der Prinz hielt ihn in seiner Gewalt wie den Ebräer, und es war leicht zu folgern, daß Fürstenberg seinen Kopf aus der Schlinge ziehen, den Kourier aber auf das Schaffot liefern werde –

Albus mußte seufzend schweigen. Der Prinz konnte vielleicht durch Scozzi's letzten Einwand bewogen werden, aber auch dieses Mal täuschte Albus sich.

»Bedenkt das Gericht der Dominikaner,« sagte Fürstenberg mit eisigem Tone.

Scozzi kroch wie eine Ratte in den Talar zurück.

»Ich bin zu Ihrem Befehle, mein Prinz,« stammelte er.

»Ich werde die Gnade verdienen.«

Fürstenberg mischte eine gebieterische Bewegung mit der Hand und der Laborant ergriff die Lampe. Er schritt dann den beiden Verschwörern voraus. Zwischen zwei hohen, mit dicken Büchern besetzten Schränken war eine kleine eisenbeschlagene Thür sichtbar. Sie führte auf eine schmale Treppe, welche in ein, kaum zwölf Fuß im Gevierte haltendes Gemach lief. Dieser Raum war mit all' den Apparaten angefüllt, die ein Chemiker bei seinen Arbeiten zur Hand haben muß. Theils größere, theils kleinere Repositorien standen an den Wänden umher, Retorten und Kolben, chemische Waagen und Präparate ruhten zwischen den Brettern, von der Decke hernieder baumelte an Drahtfäden die Gestalt eines ausgestopften Fisches, von der Art, welche den Namen Seeteufel führt und durch ihre seltsam scheußliche Flossenbildung, die gleich Drachenflügeln geformt erscheint, durch die dicken gläsernen Augen und den halbgeöffneten wulstigen Rachen – dem Beschauer Schrecken einflößt. Zur linken Hand war in dem dicken Gemäuer ein Ofen angebracht, auf dessen Heerd noch ein Kohlenfeuer glimmte. Allerlei Gläser von wunderlicher Form standen auf einem

großen Tische umher. Auf einem kleinen Vorsprunge der Mauer grinste ein Schädel, neben demselben stand eine Sanduhr. Im Gemache herrschte dumpfe Schwüle, – die Dünste des Ofens zogen durch den unheimlichen Raum, und der Wind, den die Fenster nicht ganz abhalten konnten, bewegte den an der Decke hängenden Seeteufel leise hin und her. Der Laborant schob zwei Schemel herbei und nöthigte durch einladende Geberden die beiden Männer, Platz zu nehmen.

»Wollen Euer Gnaden mir das wichtige Papiergeben?« bat er.

Der Prinz reichte dem Alten das kaiserliche Schreiben. Die Augen des Kabinets-Kouriers umflorten sich, als Scozzi den Brief in seinen welken Fingern hielt. Aufmerksam betrachtete der Laborant das Siegel durch eine Loupe, die er aus der Menge von Geräthschaften aller Art hervorgesucht hatte.

»Hm,« sagte er mit bedenklichem Kopfschütteln, »das ist ein Siegel mit dem Adler des Reiche.«

Der Prinz stand schnell auf und faßte die Schulter des Laboranten kraftvoll.

»Es ist ein wichtiges Schreiben,« sagte er. »Ein Wort von Euch über das, was hier vorgeht, und Ihr seid verloren. Rechnet fest darauf. Ihr habt nur zu thun, was ich befehle: Oeffnet das Siegel.«

Scozzi hatte keine Minute zu verlieren – er nahm das Schreiben und legte es sorgfältig auf den Tisch. Die Lampe zeichnete mit ihrem Schein einen hellen Lichtkreis auf die Platte. Der Laborant hatte seinen Sessel dicht an den

Tisch gerückt. Zu seiner Linken stand der Prinz – rechts Albus im Gewande des Dominikaners. Beide schauten über die Achseln des Laboranten auf das verhängnißvolle Schreiben, dessen großes Siegel wie ein drohendes Auge die Männer anstarrte. – Scozzi hatte bereits seine Vorbereitungen getroffen. Aus verschiedenen kleinen Phiolen hatte er mehrere Tropfen in eine dicke, flache Glasschaale geschüttet. Diese Mischung schien einen kurzen Kampf der einzelnen Bestandtheile unter einander zu erzeugen, denn es zischte in der Schaale und ein ganz feines Dampfwölkchen stieg empor – dann glättete sich der kleine Spiegel in der Schaale. Scozzi prüfte sorgfältig das Gebräu, indem er mittels eines Pinsels einige Tropfen auf eine Stahlplatte träufelte. Die Mischung war ohne Zweifel gelungen, denn der Laborant nickte beifällig. Er zündete nun ein kleines Lämpchen an, stellte über dasselbe einen kaum vier Zoll hohen, oben offenen Dreifuß, dann zog er ein Etui aus einem der vielen Kästchen hervor und öffnete es. Die beiden Männer hinter dem Sessel erblickten in diesem Etui eine Anzahl feiner klingenartig gefertigter Metallstreifen von verschiedener Breite. Einige waren gradlinig – andere sanft, noch andere stark gebogen. Scozzi prüfte wieder das Siegel – dann zog er aus dem Etui einen der Metallstreifen und legte ihn über den Dreifuß, so daß die unter demselben befindliche Flamme gegen den Metallstreifen leckte. Nachdem die Flamme einige Minuten lang gewirkt hatte – kühlte der Laborant die erhitzte Klinge in dem Gemisch der Glasschaale – hierauf fing er einige Tropfen in einem feinen Pinsel und

bestrich damit den äußeren Rand des dicken Siegels sehr vorsichtig, fuhr mit dem Metallstreifen noch einmal über die Flamme und faßte ihn alsdann an seinen Endpunkten mit den Daumen und Zeigefingern seiner beiden Hände. Während das Metall sich erhitzte, hatte Scozzi den Brief in einen Rahmen gepreßt, so daß er vollständig fest lag. Der Laborant führte nun das auf's Neue erhitzte Metallstreifchen gegen das Siegel.

»Geben Sie Acht, mein Prinz,« flüsterte er, ich beginne.

Albus hielt, von Furcht und Neugierde zugleich festgebannt, den Athem an – sein Hals verlängerte sich zusehends, seine Augen hefteten sich an den von Scozzi bewegten Metallstreifen.

Der Prinz biß die Lippen in großer, mühsam zurückgehaltener Erregung, als wollte er das ängstliche Stöhnen, welches aus seinen Lungen sich hervordrängte, gewaltsam wieder zurückpressen – wenn der Laborant seiner Sache nicht gewiß war – wenn das Siegel zerstört ward und als unförmliche, flüssige Masse über den Brief sich ergoß, dann – –

»Ha!« ächzte Albus.

Der Metallstreifen war unter dem Siegel mit seiner Schneide eingedrungen – die Gestalt des Laboranten glich einem Klumpen, so dicht hatte er sich über das Schreiben gebeugt, seine alten, dünnen Arme zitterten nicht – alle ihm gebliebene Kraft hatte er in die Spitzen seiner Finger gedrängt, um den Streifen sicher und fest handhaben zu können. Der blitzende Streif war in dem

Siegel verschwunden – kaum auf die Dauer eines Augenblicks – da kam er unten wieder zum Vorschein, geführt von der sichern Hand Scozzi's.

»Es ist gelungen,« sagte der Laborant, sich emporrichtend.

Ein Ruf des Staunens und der Befriedigung, den Fürstenberg und Albus zugleich ausstießen, tönte durch das Gemach.

Scozzi klappte die eine Hälfte der Hülle zurück, welche das Siegel geschlossen hatte – dann befeuchtete er den unteren Theil des Wachses mit einem feinen Oele.

»Vorsichtig, gnädiger Herr,« sagte er. »Sie können das Schreiben jetzt aus der Decke hervorziehen.«

Albus trat in das Dunkel des Zimmers zurück – er wollte nicht weiter seine Hand leihen – er hätte das Papier nicht halten können, so zitterte er an Händen und Füßen – aber der Prinz war stärkerer Natur. Mit sicherer Hand zog er das Schreiben hervor und entfaltete es.

»Tretet zurück, Scozzi,« sagte er.

Als der Laborant gehorcht hatte, nahm der Prinz dessen Sitz ein und begann mit Eifer das Schreiben zu lesen. Es war an den kaiserlichen Minister und Reichsrath Fürsten v. Liechtenstein gerichtet und lautete:

»Euer fürstlichen Gnaden vermelde ich eine Victorie. Nicht eine derer, welche mit denen Carthaunen und Armeen benebst großem Geschrei und Donnern genommen worden – vielmehr eine solche Victorie, die da ganz unblutig vorübergegangen und dennoch gar groß und gewaltig sein wird. Ich bin, während die Ambassadeurs des

hier tagenden Kongresses zum solennen Mahle von der Bürgerschaft Kölns gezogen und im Rathshause nach feierlichem Aufzuge bewirtheet worden – *secret* und *vigilanter* in das Kloster zu Sanct Pantaleon gedrungen, woselbst ich durch gutes Gold den Entree zu Seiner kurfürstlichen Gnaden erhielt.«

»Ah,« murmelte Fürstenberg. »Monsieur Antoine ist ein Schurke.«

Er las weiter.

»Ich stellte mit Aller mir zu Gebote stehenden *eloquentia* dem Herrn Kurfürsten vor, wie es mit Ihme von Tag zu Tage schlimmer werden und die Fürsten sich wider ihme verbinden würden. Wie es denn doch mit der Hülfe von des französischen König's Seite mißlich werde, weil bis dato noch kein Geld von all' den verheißenen Schätzen in des Kurfürsten Kasse geflossen sei. *Summa* redete ich so eifrig und stellte so *pressant* Seiner Durchlaucht die Gefahr des gesammten teutschen Vaterlandes vor, daß ich den, nur allzu sehr in denen Banden der franzosenfreundlichen *Canaille* liegenden Herrn bis zu Thränen rührte, und er mir endlich mit feierlichem Worte, bei dem zu Hand habenden Cruzifixe gelobte, daß – so ihm Hülfe von Seiner kaiserlichen Majestät käme – er hertzlich gern diese wuth- und verrathschnaubende Teufelsrotte der Frantzosen verlassen und *ad* 1) seine Truppen nicht in Kampf wider den Kaiser oder Hispanien schicken wolle, *ad* 2) der König Ludovicus wolle er dahin bringen, die Gebiete des Reiches mit *Contributiones* zu verschonen, *ad* 3) wolle sich allen Beschlüssen des Reiches fügen

ad 4) werde sich mit allen Kräften zur Herstellung des Friedens bemühen, *ad* 5) werde, wenn der Friede nicht binnen sechs Monathen zu Stand wäre, sich von wegen seines *disputes* mit Holland kaiserlichem Schiedsspruche unterwerfen, *ad* 6) wolle er in Einträchtigkeit mit Kaiser und Reich leben und denen kaiserlichen Truppen freie Passage wider die Frantzosen gestatten. – Endlich da ich einige Bürgschaften forderte, bewilligte mir dieser Herr, daß er die Städte Neuß, Dorsten und Werl den Baiern und Hessen einräumen wolle, bis daß er Beweise und Exempla seiner aufrichtigen Gesinnung gegeben habe. – Solches darf ich also wohl eine Victorie über unsere Feinde nennen, als welche ich neben Frankreich wohl allermeist den verdamnten Prinzen von Fürstenberg benebst dessen Bruder, die Gräfin von der Mark zusammt deren Clique dem alten Hadmar und sonstiges Frantzosen gesindel zählen muß. Es wird aber nunmehr an kaiserlicher Majestät Gnade liegen, dem Kurfürsten solchen Abfall von der Frantzosenparthei zu erleichtern und ist dringend nothwendig, in dieser *occasion* Geld zu schicken, damit der Kurfürst aus der schlechten Lage komme – wir haben seine *parole* – dieses ist schon Viel – und er wird das Versprechen geheim halten, darneben aber so agiren, als stehe er gut mit Frankreich, und dem Fürstenberg, der keine Ahnung von dieser *secreten* Sache hat, eine Nase gar *fortiter* drehen. Blicke jedoch das nothwendige Geld für den tief in denen Schulden steckenden Kurfürsten aus und würde *eventualiter* von Frankreich schneller Geld gesendet – so könnte man bei dem Wankelmuth des Herrn

doch nicht ganz in Sicherheit bleiben – angesehen dessen, daß der Printz von Fürstenberg fortwährend intriguet und Teutschland vor ein gutes Tractament an Ludwig verkauffet. Wie sehr wichtig diese Gewinnung des Kurfürsten ist – ermessen Euer Gnaden selber – sein Beitritt zu denen Konferenzen des Kongresses gäbe uns *Pax* für lange Zeiten. Also – Geld, gnädiger Herr, ehe Frankreich sendet. Auf daß uns keine weitem boshaften Streiche gespielt werden, davor wird im *Secreten* gesorget, da man schon Etliches im Werke hat, um Fürstenbergen und seiner Clique mit einem Schlage die Fuchsbälge auszuklopfen. Der ich zeichne in tiefer Verehrung und verharre als Dero dienstwilliger

Graf von Königseck.«

Der Prinz knirschte mit den Zähnen, als er das Papier wieder zusammenfaltete. Dann leuchtete aus seinen Blicken der Triumph. Der ganze Gang der Intrigue gegen ihn lag klar vor: die traurige pekuniäre Lage des Kurfürsten sollte genutzt werden. Wer schnell Geld sendete – der war Meister. Der Prinz hatte aber außerdem die Gewißheit in Händen, daß gegen seine Person eine Gefahr im Anzuge war. Die Kenntniß des Briefes war Tausende werth – sie trieb den Prinzen zum schnellen Handeln – Frankreichs Geld mußte schneller anlangen, als das des Kaisers – die Briefe an den Versailler Hof, an Louvois, an den Sekretär des Königs mußten bereits durch Hadmar an den Kopisten gelangt sein, den der Prinz genau kannte – die Pläne gegen die Verschwörer konnten zu keinem Resultate führen, so lange die Feinde des Prinzen keine

Entdeckung gemacht hatten, und diese ward mit größter Vorsicht vermieden, kein Schreiben ward von den Verschworenen eigenhändig abgefaßt – auf den geheimsten Wegen, Jedermann verborgen, gingen die Briefe in die Welt – die Häuser der Verdächtigen wurden beobachtet, aber Fürstenberg und sein Anhang wußten die Lauscher zu täuschen – geschickt und schnell hatte der Prinz den Kurfürsten zum abermaligen Wortbruch bewogen – jetzt begriff er erst den Ernst der ganzen Lage – der Brief war unbezahlbar – dennoch mäßigte der Prinz seine Freude.

»Es ist nicht viel von Bedeutung darin,« sagte er, das Papier vorsichtig in die Hülle schiebend, »wir haben ziemlich nutzlose Arbeit gemacht.«

Albus erschien erfreut darüber – der Laborant hatte bereits eine neue Manipulation begonnen, indem er auf kunstvolle Weise das Siegel wieder befestigte.

Der Prinz und Albus betrachteten gespannten Blickes das Siegel, welches der überaus feine Metallstreif mitten durchgeschnitten hatte. Der Laborant fügte nun durch eine Tinktur die beiden Hälften wieder zusammen.

»Sehen Sie zu, gnädiger Herr – ob eine Spur bemerkbar,« sagte er, dem Prinzen die Loupe reichend.

»Nicht das Geringste,« entgegnete Fürstenberg. »Ihr seid ein Meister.«

Der Laborant hatte sorgfältig noch einmal das Siegel geprüft und schloß das Schreiben eben so künstlich, als er es geöffnet hatte.

Der Prinz war unterdessen zu Albus getreten.

»Werft Euch auf's Pferd,« sagte er leise zu dem Kourier. »Ihr kommt heute Nacht fort, wie es der Dienst erheischt. Ich weiß genug.«

Er zog seine Börse und nahm einige Goldstücke aus derselben, welche er dem Laboranten hinschob.

»Nehmt das von mir einstweilen, Meister,« sagte er, »ich werde Euch meinen Schutz verleihen.«

Scozzi verneigte sich dankend.

»Und wenn der Herr Kurfürst meiner Kunst bedürfen?« fragte er leise.

»Dann übt sie mit dem gnädigen Herrn aus, wenn Ihr Lust habt, und kümmert Euch nicht um Weiteres. Ich werde mit den geistlichen Richtern fertig,« sagte der Prinz bedeutsam lächelnd.

Albus hatte das Schreiben wieder an sich genommen. Er und der Prinz stiegen die Treppe hinunter, der Laborant leuchtete. Nachdem sich die Thür des Hauses geschlossen, und Fürstenberg mit dem verkappten Dominikaner in der stillen Gasse stand – ergriff der Prinz den Arm seines Begleiters und preßte ihn ziemlich stark.

»Monsieur Albus,« sagte er. »Sie haben uns heute einen großen Dienst geleistet – wir mußten genau die Versprechungen kennen, welche der schwache Kurfürst dem Grafen gegeben – wir wissen nun Alles, und der Dank Frankreichs wird nicht ausbleiben – gleichwohl – *mon dieu* – das ist natürlich, haben Sie sich in eine große Gefahr begeben. Wir können uns bald salviren – Sie sind zu Wien in den Händen der Kaiserlichen.«

Albus stutzte – er blieb neben dem Prinzen stehen und schaute ihn fest an.

»Gnädiger Herr,« flüsterte er, »ich will nicht hoffen, daß man meine Person als ein Opfer bestimmt hat?«

»*Eh donc*, wer spricht davon? Aber ich bin bei all' solchen Dingen immer auf Schlimmes gefaßt – wie wenn *par exemple* die Leute in Wien doch Verrath witterten. Wenn das Schreiben am Ende genau geprüft, und – durch Gott weiß welche Mittel an dem Siegel ein Fehlerchen herausgefunden würde – wenn man zu Wien das, was hier geschehen wird, im Einklange mit einem Verrath brächte?

»Wie meinen Sie das, gnädiger Herr?«

»Je nun – es dürften sich doch hier Dinge ereignen, welche die Herren in Wien wohl auf die Vermuthung bringen könnten, man habe hier in Köln in den Briefschaften umhergeschnüffelt – denn unsere Contreminen werden Aufsehen erregen, wenn sie springen.«

Albus stieß einen kurzen Fluch zwischen den Zähnen hervor.

»Das heißt also wohl: ich kann an's Messer geliefert werden – wenn irgend wie die Sache hier schief gehen sollte?«

»*Possible, mon ami!*« lachte der Prinz leichtfertig.

»Gnädiger Herr, sehen Sie sich vor,« entgegnete mit großer Ruhe der Kourier. »Sie haben einen Mann gegenüber, der viele Gefahren bestanden hat. Ich ritt schon an die zwanzig Mal durch Tod und Verderben hindurch. Ich

steckte schon drei bis vier Mal hinter Schränken und Tapeten, um zu horchen, was in dem Gemache gesprochen wurde. Ein Husten von mir – ein zufälliges Geräusch, und ich war verloren. Ich habe zwischen den Verschwörern des Ciaffi einen ganzen Tag zugebracht, und hätte mich Einer derselben erkannt, so war ich dem Tode geweiht – solche Leute, gnädiger Herr, werden sehr vertraut mit außerordentlichen Dingen, und wenn sie nicht den kühlen, ruhigen Muth in Anwendung bringen können – dann kommt so Etwas, was man Verzweiflung nennt – in Wien sagt man: *rabiat*, gnädiger Herr – machen Sie mich nicht *rabiat*.«

»Sie sind ein Exaltirter, Albus.«

»Oh ich bin es nicht. Ich hoffe auf Ihr Versprechen. Wenn die Zustände geordnet sind, soll ich eine gute Stelle in Paris erhalten – also schweige ich. Aber wenn Sie es machen wollen, wie der selige Herr Richelieu, der seine Agenten und Spione, seine treuen Gehülfen beseitigte, wenn er sie nicht mehr brauchen konnte – dann, gnädigster Herr, würden Sie sich verrechnet haben. Ich würde einmal die Anklage gegen Sie Alle erheben – ich habe die Mittel dazu –. Zweitens aber würde ich nicht ohne Schutz dastehen, denn ich kann auf die Hülfe eines mächtigen Herrn bauen. In Wien befindet sich der päpstliche Legat Monsignor Chiari – er ist mein Gönner, ich würde mich unter seinen Schutz stellen.«

»Der Kardinal Chiari hat sich Ihrer auch schon bedient?« fragte der Prinz in fast höhnischem Tone. »Ich

wußte gar nicht, daß die Herren Kardinäle ebenfalls in *petite Politique* arbeiten.«

»Oh – der Herr Kardinal hielt sich fern davon – es braucht nicht immer ein Komplott in Staatssachen zu sein, zu welchem die Herren Priester ihre Hände reichen.«

»*Eh bien*, – ich verstehe,« lachte der Prinz, mit dem Haupte nickend.

»Der Kardinal ist ein hoher Vierziger – also noch im besten Alter – er ist ein schöner Mann – er gebietet über viel Geldmittel und – Wien ist ein ganz trefflicher Ort für galante Abenteuer, die unter dem Schleier des Geheimnisses sich entwickeln müssen – ich verstehe, *mon ami*.«

Albus schwieg und zuckte die Achseln.

»Aber Sie verkennen mich ganz,« fuhr der Prinz fort. »Ihre Person ist mir heilig – wer wird eine Hülfe wie die Ihrige, leichtsinnig verscherzen – ich bedarf Ihrer höchst nothwendig. Die Angelegenheiten des Kurfürsten müssen entschieden und schnell geordnet sein. Nur kurze Zeit, und die Sache ist abgethan. Es fragt sich einfach, wer wird den Kurfürsten für sich gewinnen? Frankreich oder Deutschland? Die Friedensverhandlungen müssen hintertrieben werden. Kurfürst Max Heinrich darf nicht in die Hände der Kaiserlichen fallen. Ein Mal Frieden an dieser Stelle – hier im Kurstaate – ein Mal Verbindung der deutschen Fürsten mit einander an dieser stets für Frankreich bedrohlichen Grenze, und jeder Einfluß, den wir ausüben konnten, ist für immer dahin.«

Albus zog die Stirn in Falten, er dachte schnell ein wenig nach. Was bewog den Prinzen zu so verwegennem Handeln? War es nur der Lohn, den er von Frankreich erhoffte?

»Gnädiger Herr,« sagte er. »Gestatten Sie einem Diener, Ihnen ein freies Wort sagen zu dürfen. Der Herr Kurfürst spielt ein gewagtes Spiel – eine Parthie um Freiheit und Würde – wenn er die Parthie verlieren sollte?«

Der Prinz stand einen Augenblick still und schaute dem Kourier in das markirte Antlitz.

»Wenn der Kurfürst die Parthie verliert, wenn man ihn beseitigt, dann – giebt es noch andere Personen, welche seine Stellung einnehmen könnten – der Kurfürst ist so wenig unersetzlich, als die übrigen Herren, und mit König Ludwig's Hülfe befestigt man leicht wankende Thronstühle.«

Albus verneigte sich stumm, – er wußte aus dieser Andeutung genug.

Der Prinz gebrauchte den schwachen Kurfürsten als Spielball, um sich selbst, wenn irgend möglich, auf den Stuhl zu setzen, und dann hatte Frankreich hart am Rhein einen mächtigen und treuen Verbündeten.

Albus schien mit dieser Entdeckung sehr zufrieden – er fürchtete Nichts für den Prinzen, der am Hof von Versailles eine der beliebtesten Persönlichkeiten war – mit solchem Manne ließ sich leicht und sicher handeln, und der zukünftige Kurfürst war dem treuen Agenten gewiß verpflichtet. Albus zweifelte nicht eine Minute daran, daß Max Heinrich auf dem besten Wege zu seinem Sturze sei,

daß Fürstenberg die ganze politische Intrigue nur eingefädelt und geleitet habe, um schließlich sich selbst an die Stelle des gestürzten Kurfürsten zu setzen.

Albus verneigte sich wieder und sagte:

»Oh – ich verstehe, gnädiger Herr.«

»Das freut mich,« entgegnete der Prinz. »Und wie es scheint, trauen Sie mir einige Gewandtheit in solchen Dingen zu.«

»Können Sie daran zweifeln?«

»Und Sie denken sich recht wohl: daß der treue und geschickte Agent des Prinzen von Fürstenberg kein allzu schlechtes Geschäft machen würde.«

»Ich täusche mich in dieser Voraussetzung sicherlich nicht.«

»Gewiß nicht, Albus. »Sie haben heute schon einen wichtigen Dienst geleistet – leisten Sie noch einen zweiten.«

»Wenn ich es vermag.«

»Hören Sie – es schlägt von den Thürmen die zehnte Stunde – Sie werden bald zu Pferde nach Wien sein. Albus – es giebt Hindernisse,« fuhr der Prinz fort, den Kourier listig und bedeutsam anblickend.

»Jetzt ist es ein Graben – dann kommt ein furchtbares Unwetter – endlich hat sich auf der weiten, öden Landstraße das Pferd vertreten – oder es hat ein Hufeisen verloren – *vous m'entendez?* Hm – und in Folge dessen kommt man sehr – sehr spät nach Wien – viel später, als

es dort erwartet wurde. Aber die Hindernisse sind so einfacher – – so natürlicher Art, daß Niemand den geringsten *Soupçon* hegen kann. Albus, der sichere Kourier, hat den Weg von Köln nach Wien, von Frankfurt, von Trier, von Heidelberg dahin – wer weiß wie oft in der bestimmten Zeit zurückgelegt, warum sollte er denn nicht ein Mal den bestimmten Termin versäumen?«

Albus lachte bitter – er drohte leicht mit dem Finger.

»Gnädiger Herr – Sie haben etwas Großes vor,« sagte er. »Ihr scharfer Verstand ist mir Bürge für das Gelingen. Wohlan – das Pferd des Kouriers Albus wird irgend ein Unglück unterwegs haben.«

»Vielleicht zwei oder drei Unglücke,« fiel der Prinz schnell ein. »Die Zeit ist nicht genau zu bestimmen – nur muß der Kourier nicht allzu pünktlich in Wiens Thore hineinreiten – verstanden?«

Albus reichte dem Prinzen die Hand.

Sie waren jetzt an dem Ausgange der Gasse angekommen.

»Ich scheide hier von Ihnen, gnädiger Herr,« sagte Albus. »Leben Sie wohl und gedenken Sie meiner Wirksamkeit.«

»Immer der Ihrige, Albus,« rief der Prinz.

Die dunkle Gestalt des falschen Dominikaners verschwand hinter dem Gemäuer.

Fürstenberg hatte sich kaum von dem Kourier getrennt, als er halb laufend den Rothgerberbach hinan eilte und ohne in seiner Hast nachzulassen den Mauritius-Steinweg gewann. Er keuchte fast vor Anstrengung, aber

seine Schritte wurden dennoch nicht langsamer, und in Schweiß gebadet kam er endlich vor einem großen, stattlichen Hause an, welches auf dem Mauritius-Steinwege gelegen und unter dem Namen des Rink'schen Hauses bekannt war. Zwei Laternen erleuchteten den Eingang, das große Portal, hinter dessen in durchbrochenem Eisen gearbeiteter Thür zwei Schweizer im Flur auf und nieder gingen.

Der Prinz hieb mit seiner Gerte gegen die Thür. Eilig sprangen die Schweizer herbei und öffneten rasselnd die schwere Pforte.

Wie im Kloster und bei dem Laboranten – so schien der Prinz auch hier zu Hause.

Schnell und leicht eilte er die granitnen, mit Utrechter Teppichen belegten Stufen hinan und gelangte bald in das hell erleuchtete, mit schönen niederländischen Oelgemälden geschmückte Vorzimmer.

Ein zierlicher Page fiel vor Schreck fast in Ohnmacht, als der Prinz barsch und heftig die Wort heransstieß:

»Lelio – wo ist die Gräfin? – Herbei mit ihr – schnell!«

Lelio stammelte ein sehr zaghaftes »die Gnädigste ist in der Abendgesellschaft.«

»Rufe sie vorsichtig hierher,« gebot der Prinz mit der Gerte auf den Tisch schlagend, daß verschiedene Nippesachen einen gefährlichen Tanz begannen.

Der erschreckte Page eilte in das anstoßend Zimmer.

Fürstenberg nahm jetzt erst seinen Hut ab – öffnete das Wams am Halse und strich sich mit dem feinen linnenen Taschentuche die schweißbedeckte Stirn.

Aus den Nebengemächern tönten Gesang und Saitenspiel – zuweilen, wenn eine Arie oder ein Instrumentsatz beendet war, erschallte lebhafter, durch Händeklatschen bezeugter Beifall. Der Prinz erholte sich nach und nach von seinem hastigen Spaziergange und horchte auf die lieblichen Töne.

VI. AUF DER SOIRÉE DER GRÄFIN.

Er hatte bereits einige Zeit im Anhören und Nachdenken zugebracht, als das Rauschen eines seidenen Gewandes ihn auffahren machte.

Lelio öffnete die Thür und durch dieselbe trat schnell, mit erwartungsvoller Miene die Gräfin von der Mark.

Der Prinz erhob sich.

»Gieb Achtung, Lelio, daß Niemand uns störe,« befahl die Gräfin dem Pagen.

Lelio hielt Wache.

»Nun mein Freund,« begann die Gräfin, sich neben dem Prinzen niederlassend.

»Das sieht ja seltsam – *c'est-à-dire* sehr mysterieus aus. Lelio erscheint, während die kleine Sängerin, die Signora Nardi ein reizendes Lied hören läßt und flüstert mir zu: Der Prinz ist da – kommen Sie recht vorsichtig hinaus. *Eh mon ami* – Sie sind in großem *embarras*.«

»Ich habe alle Ursache dazu, Katharina,« sagte der Prinz hastig im Zimmer auf und nieder gehend. »Wer ist von den französischen Freunden noch anwesend?

»Oh – der Abbé Bourdal – unser Freund Chaulme und der flatterhafte Courtin.«

»Gut denn – namentlich, daß der Letztgenannte dort ist.«

»Freiherr von Hadmar und seine schöne Tochter sind ebenfalls anwesend – die Damen haben sämmtlich nach Euer prinzlichen Gnaden gefragt – ah – Sie sind ein *pa-pillon*, mein Freund.«

Sie ergriff seine Hand, der Prinz führte die ihre galant an seine Lippen.

»*Ange céleste*,« rief er leise. »Ich weiß, daß Sie mich als Ihren einzigen Anbeter betrachten, daß Sie überzeugt von meiner Liebe für Katharina von der Mark sind – aber es ist hohe Zeit, daß wir die Tändeleien lassen. Der finstere Ernst naht – unser Plan ist in Gefahr, zertrümmert zu werden.«

»Was sagen Sie?«

»Es bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung, wenn ich Ihnen sage: Ich weiß Alles – ich habe Beweise der Gefahr.«

Die Gräfin blickte besorgt dem Prinzen in das vom Laufe und von der Erregung noch geröthete Antlitz.

»Wilhelm – Sie müssen mir erklären –«

»Keine Zeit dazu – keine nutzlose – keine überflüssige Verschwendung. Eile ist nöthig. Schnell – bringen Sie die Herren Bourdal, Chaulme, den kleinen Courtin und den Freiherrn von Hadmar in ein entlegenes Zimmer. Wir müssen eiligst Rath halten. *Arrangez cela* – ich werde in den Salon gehen.«

Er ordnete seine Toilette und schritt dann mit der Gräfin durch einige Zimmer in den großen, von zehn Pfeilern getragenen Musiksaal.

Hier war eine äußerst glänzende Gesellschaft versammelt.

Das Haus der Gräfin von der Mark bildete den Mittelpunkt aller Verbindungen eleganter Leute.

»Elegant« bedeutete zu jener Zeit »franzosenfreundlich«, daher waren die Räume, welche die Gräfin ihren Gesellschaften öffnete, stets von Anhängern und Freunden des Versailler Kabinets angefüllt.

Außer den vielen, zur Clique der Fürstenbergs gehörigen Personen, sah man aber namentlich heute noch verschiedene Andere.

Der Congreß hatte eine so große Zahl verschiedenartigster Elemente in die Stadt Köln geführt, daß sich die oftmals einander schroff entgegenstehenden Leute ganz ohne Zwang an diesem und jenem Orte einfinden konnten. Sie waren sicher, irgend Jemand zu finden, der zu ihrer Farbe sich bekannte.

Im weiten Halbkreise saßen in zierlichen Gesellschaftstoiletten die Damen.

Die schönen Schwestern von Degenfeld – die Baroin von Ottignie – die Gräfinnen von Manderscheid und Esch – die Freifrauen von Blankenstein und Saint-Niel – die reizende Christine von Hadmar neben Fräulein von Kirchbach und viele andere.

Hinter den Damen standen und saßen gruppenweis die Herren.

Neben und zwischen den Franzosen: Bourdal, Briget, Chaulme und Barillon, sah man die kräftigen Gestalten einiger Mitglieder der holländischen Ambassade, und der hagere, gelblich gefärbte Teint des spanischen Gesandtschaftsrathes Emanuel de Lyra kontrastirte ganz auffällig zu der milchweiß und rosarothenen Gesichtsfarbe des schwedischen Freiherrn von Sparren. Man konnte wohl fragen: Weshalb die verschiedenen Mitglieder des Kongresses sich hier – hier in diesem Saale, in einem Hause zusammengefunden, dessen Besitzerin die erklärteste Anhängerin der Franzosenpartei – ja das Oberhaupt derselben in Köln war? Weshalb alle die Personen im Hause der Dame verkehrten, deren Dichten und Trachten nur auf Sprengung des Kongresses gerichtet sein konnte? – Aber wie schon angedeutet, brachten die Herren den größten Theil ihrer Geschäftszeit mit dem fleißigsten Abwarten der Vergnügungen, dem Abhalten von Schmausereien und Parthien hin – die große Gesellschaft war ihr Hauptziel, und wenn man einige Zeit in den Salons der Gräfin sich bewegte, dann konnte Jedermann sich auf Stunden der angenehmen Täuschung hingeben: daß Paris nach Köln versetzt worden sei, denn die Eleganz der Toiletten – der Zauber einer witzigen und interessanten Unterhaltung – ausgewählte feine Speisen und musikalische Genüsse jeder Art erhöhten den Reiz dieser »Salons« in dem Hause am Mauritius-Steinwege.

Außerdem sollte schon Morgen Nacht der Karneval beginnen – jene tolle, glückliche Zeit für alle Abenteurer und Genußsüchtigen.

Der Karneval, den man nur tief unten im Süden, in Venedig nur noch ein Mal so glänzend genießen konnte, als hier in Köln.

Bei der Menge der im Salon anwesenden Gäste war die plötzliche Abwesenheit der Gräfin kaum bemerkt worden. Man hatte soeben einem reizenden Liede der Signora Nardi applaudirt und nach dem eifrigen Anhören dieses Liedes wurde die zurückgehaltene Konversation wieder lebendig. Alles plauderte – lachte – scherzte.

Einige Musikkenner kritisirten mit heller Stimme, die schöne Signora mußte von den Kavalieren tausend mehr oder minder fade Komplimente hören, und am verwegesten im Ausgeben solcher Flachheiten – am seichtesten in der Unterhaltung, am lüsterntesten in den Bildern, welche sie bei ihrer Unterhaltung entfalteten, waren die nicht allzu schwach vertretenen Abbé's deren Geschwätz von den Damen ganz zauberhaft und bestrickend gefunden ward.

»Sie sehen doch,« sagte mit halblauter Stimme ein hochgewachsener Mann zu seinem Nachbar, »Sie sehen doch, mein lieber Freiherr, daß ich Recht hatte – als ich Sie bat, mit mir einen Abend im Salon der Gräfin zu verbringen. Man lernt und beobachtet hier Vielerlei.«

»Sie haben vollständig Recht, lieber Graf,« antwortete der Freiherr. »Und es ist lehrreich genug, wenn man die Gesichter – die Mienen studirt. Sehen Sie dort den dreisten Marquis von Barillon, wie er sehr angelegentlich mit der üppigen Saint-Niel spricht – jetzt tritt Hadmar hinzu – dieser alte *Libertin* ist einer der Schlimmsten.«

»Meinen Sie?«

»Gewiß, Graf Isola,« entgegnete der Freiherr, der kein Anderer als der brandenburgische Gesandte, Otto von Schwerin war. »Man ist dem Treiben dieses Alten noch nicht auf der genauen Spur – aber er wird sicherlich in den tollen Handel mit verstrickt sein.«

»Wissen Sie wohl,« sagte in diesem Augenblick mit halblauter Stimme der schwedische Gesandtschaftrath Baron von Tott, der den beiden Herren nahe trat, »wissen Sie wohl, daß mir der größte Theil dieser Gesellschaft vorkommt wie die schmausenden Philister im Saale, den Simson wenige Zeit nach dem Beginne des Gelages in Trümmer warf?«

Die Herren lachten verstohlen.

»Aber,« sagte Schwerin, »Ihr Gleichniß, Herr Graf, ist nicht ganz anwendbar. Wenn auch ein Simson an jenen Pfeilern rütteln wollte, das Gebäude dürfte doch nicht ganz zum Sturze zu bringen sein. Die glückliche Wendung, welche die Sache dadurch genommen, daß der Kurfürst heut an Königseck die Erklärung abgab: Hand in Hand mit dem Kaiser gehen zu wollen, läßt einen günstigen Abschluß des Friedenswerkes voraussehen – und damit lösen sich die Elemente, die bösen aus Frankreich gekommenen in sich selber auf. Die Halle wird leer – die einstürzende Decke dürfte kein Opfer mehr treffen.«

»Sie glauben an einen bestimmten Abschluß?« sagte Tott mit ungläubigem Lächeln. »Sie bauen auf das Wort des Kurfürsten?«

»In diesem Falle »ja«. Der Kurfürst ist in größter Geldverlegenheit – das ist das Beste. Gleich ungeheuren Wellen stürzt die Noth – die vollständige Mittellosigkeit über ihn und erstickt ihn fast.«

Er blickte vorsichtig umher.

»Wenn,« fuhr er leise fort, während das Geplauder und Gelächter im Salon sich steigerte, »wenn dem Kurfürsten von Seiten des kaiserlichen Hofes die Mittel gezeigt und geliefert werden – sich aus dieser Noth retten zu können, so wird er die Hand des Retters ergreifen. Es ist uns Dreien bekannt, daß Königseck Alles aufbot –«

»Wenn nur schnell genug das Geld von Wien anlangt – ehe die Franzosen dem Kurfürsten helfen und – meine Herren bedenken Sie wohl – ehe Fürstenberg bei dem schwachen, von jedem Zuträger leicht bestimmbar Kurfürsten seinen Einfluß geltend macht.«

»Dafür ist gesorgt,« flüsterte Schwerin. »Der Kurfürst hat mit Königseck jene Unterredung im Kloster im tiefsten Geheimniß gehalten – die Mönche und die Lakaien sind mit großen Geschenken erkauft und die französische Partei ahnt den geheimen Vertrag nicht – dessen Erfüllung der Kurfürst feierlichst im Betzimmer gelobte. Gleich nach dem Gespräche hat Königseck einen kaiserlichen Kourier nach Wien befördert, der bereits unterwegs ist. Keine Person der Versailler Clique ahnt den Inhalt jenes Schreibens, welches der Kourier nach Wien bringt, denn es wurde in der Kanzlei des Grafen im tiefsten Geheimniß verfaßt –«

»Es ist gut und es soll mich freuen,« entgegnete Tott, »wenn Alles glücklich sich fügt. Haupt- und Kardinalbedingung ist: daß das Geld von Wien früher ankomme, als die Hülfe von Versailles für den Kurfürsten – denn wer ihm zuerst die Börse öffnet – der hat ihn im Sacke.«

»Außerdem,« sagte Isola, »trauen Sie nur auf unsere Energie. Jene Fürstenberge sind reif zum Sturze. Ein Theil des Kölner Magistrates – der Kommandant der Bürgermiliz – viele angesehene Bürger sind im Bündniß mit dem Marquis von Grana, der von Bonn aus seine Leute hierher sendet, um die Gelegenheit zum Handeln zu ergreifen. Sobald Beweise für das verrätherische Treiben der Fürstenberge vorliegen – wird der Sturz jener Leute nicht aufzuhalten sein.«

»Ja, mein Theuerster – hätten Sie nur Beweise.«

»Ich glaube – wir sind denselben auf der Spur.«

»Hm – die Fürstenberge haben vielen Anhang – ihre Freundin, die Gräfin, nicht minder – da – sehen Sie, dort tritt der kaiserliche Rathsherr von Deppinger in den Saal begleitet vom Bruder der Gräfin, der jetzt die *honneurs* macht – wenn schon ein solcher Mann diese Salons besucht.«

»Je nun – ein offenes Haus ist für Jedermann da – Freund und Feind können verkehren.«

»Ha – sehen Sie – die Gräfin tritt in Begleitung des Prinzen Wilhelm wieder in den Saal. Sie wurde von einem Pagen vorhin abgerufen – ich sah es genau und ohne Zweifel hatte die Gräfin mit dem Prinzen eine wichtige Unterredung, bevor sie wieder eintrat.«

Wirklich war Katharina von der Mark mit dem Prinzen in den Salon getreten.

Alles umringte sie wieder und der Prinz warf mit einem wahren Kreuzfeuer von Komplimenten, aller Art um sich her – neckte hier eine schöne Dame – lispelte dort eine Galanterie und ging dann zu der tiefsten Ehrerbietung für den greisen Rathsherrn von Deppinger über, der soeben näher an die Gräfin getreten war.

»*Quel honneur,*« rief die Gräfin, sich tief verbeugend. »Sie in unserm Hause, Herr Rath, der hochgefeierte und hochwürdige Herr.«

»Ich konnte es mir nicht versagen, Comtesse,« entgegnete Deppinger, »diesen Salon, den die gefeierte Comtesse öffnet – auch ein Mal zu besuchen. Man darf ja nicht zurückkehren aus Köln, ohne mindestens ein Mal hierhergekommen zu sein, und Sie werden den alten Kavalier wohl auf einige Minuten ebenso gern empfangen, als die vielen jungen, dort versammelten.«

»*Votre Excellence*, sind eine Zierde der heutigen Gesellschaft,« fiel der Prinz ein, der dicht bei dem Grafen stand. »Ah – ich bin enchantirt davon – *bon soir*, mein theurer Herr von Astorf,« wendete er sich zu einem andern Kavalier. »Ah, auch Sie entbehrt' ich schwer, gnädigste Baronin,« rief er schnell, zur Dame von Blankenstein übergehend.

Seine Augen schweiften fortwährend umher, während die Gräfin mit Deppinger plauderte. Er wollte den Verbündeten Winke geben.

»*Diable*,« murmelte er, »diese *Libertins* sind Alle mit dem Flüstern von Galanterien beschäftigt – Courtin – Bourdal – Chaulme – und ich darf es nicht auffällig machen – unsere Gegner sind auch hier vertreten. Da huscht soeben der Bursche, der Brandenburger Junker – dieser Schwerin hin.«

Er eilte schnell einige Schritte weiter.

»Ei welche Freude, Herr von Schwerin, Sie hier in dem Salon der Gräfin, meiner Gönnerin, zu sehen,« rief er, mit gutgespieltem Entzücken die Hand Schwerin's erfassend, den er gründlich haßte.

»Ich bin entzückt von diesem Treiben – dieser Eleganz, mein Prinz,« erwiderte Schwerin.

»Verzeihung, ich kann nicht lange bleiben,« sagte Fürstenberg, der soeben den Freiherren von Hadmar erblickte. »Ich muß noch andere werthe Gäste begrüßen.«

Er eilte wieder hinweg. Seine Blicke waren auf Hadmar gerichtet, der starr nach der Eingangsthür schaute.

»Sieh dort,« flüsterte der Freiherr seiner Tochter Christine zu. »Da erscheint auch der Abbate im Salon der Gräfin, der sich schon bei uns einführte. Er ist wieder in Köln.«

Christine schreckte auf – mühsam bezwang sie sich, denn soeben begrüßte die Gräfin jenen räthselhaften Mann der im Hause der Hadmars sich als Priester eingeführt hatte – der Christine und Georg in der Gasse drohend erschienen, und bei jenem Erscheinen mit dem Kleide eines Soldaten angethan war. Aber außer Hadmars und seiner Tochter erregte der soeben eingetretene Gast

auch noch das Erstaunen des kaiserlichen Rathes Grafen von Isola.

»Was ist das?« murmelte er dem wieder zu ihm gestoßenen Schwerin in's Ohr.

»Der Marquis von Grana sendet seine Leute hierher – es ist sicher etwas im Werke – es schwebt in der Luft.«

»Wie? Was meinen Sie?«

»St,« flüsterte Isola. »Sehen Sie dort den Abbé, mit dem die Gräfin spricht?«

»Ja wohl. Nun?«

»Es ist ein verkleideter Offizier von Grana's Regiment, der Marquis von Obizzi.«

Die Begrüßung des soeben eingetretenen Abbé's hatte die Aufmerksamkeit der Gäste nicht besonders in Anspruch genommen. Galt doch das Haus der Gräfin für ein offenes, und die vielen Fremden, welche zur Zeit in Köln anwesend waren, machten einen wesentlichen Theil der Gesellschaft aus.

Nachdem die Gräfin von der Mark sich von dem alten Herrn von Deppinger getrennt hatte, wechselte sie mit Fürstenberg einige flüchtige Worte, um schnell zu einer andern Gruppe kommend, dort ihre gewöhnlichen Gespräche fortzusetzen.

Fürstenberg war mittlerweile bis in die Nähe des Sekretärs Briget gekommen, der noch lebhaft mit den Damen plauderte.

»Eilen Sie fort, dorthin zur Gräfin,« flüsterte er. Er schritt auf die andere Seite des Saales zu.

»Es ist nothwendig, Monsieur, daß Sie sich sogleich zur Gräfin begeben,« raunte er dem Baron von Courtin zu.

»Bleiben Sie bei mir, Abbé,« sagte er leise zu Bourdal.

Die Gräfin war wieder zur Sängerin Nardi getreten.

»Sie müssen noch eine Ihrer köstlichen Arien zum Besten geben, Signora,« bat sie. »Der kaiserliche Rath, Herr von Deppinger, bittet darum – Sie erweisen mir einen Gefallen.«

Die Sängerin neigte sich – zum Zeichen der Einwilligung – die anwesenden Musiker begannen auf ein Zeichen der Signora ihre Instrumente zu stimmen. Diese Töne waren eine Art von Signal, auf welches hin die Gesellschaft ihre Unterhaltung verstummen ließ und die Plätze einnahm, um dem bald beginnenden Gesange zu lauschen.

Während dies geschah, konnte ein aufmerksamer Beobachter sehen, wie Fürstenberg, die Gräfin und Abbé Bourdal die Ausgangsthüre des Saales zu gewinnen suchten, um sich dort mit Courtin und Briget zu vereinigen.

Der Prinz warf noch einige prüfende Blicke umher. Er sah, daß Tott, Schwerin und Isola an ihren Plätzen in scheinbar ruhiger Unterhaltung begriffen geblieben waren.

Fürstenberg hätte gerne den Freiherrn von Hadmar zu sich herangewinkt, aber dieser war soeben in ein Gespräch mit dem fremden italienischen Abbé verwickelt.

»Sie kommen, wie es scheint, in alle guten Häuser Köln's, Monsignore,« sagte Hadmar zu dem Abbé.

»Ich benutze die Zeit des Karnevals, Herr Freiherr,« antwortete der Abbé. »Denn meine Zeit ist bald vorüber.«

Der Freiherr lächelte.

Die Herren von der Soutane sind nach dem Beispiel ihrer französischen Kollegen Lebemänner vom ersten Rang. Auch Sie, Herr Abbé Dandini sind solchen Vorbildern gefolgt – ich brauche Ihnen, als einem ehemaligen Besucher meines Hauses, meine Tochter nicht vorzustellen.«

Der Abbé verneigte sich artig und tief vor dem Fräulein.

Christine blickte ihm fest und mit drohendem Blicke in die schwarzen, funkelnden Augen.

»Ich war so glücklich, das Fräulein kennen zu lernen,« sagte er.

»St –« machte der Freiherr von Hadmar. »Die Signora beginnt ihr Lied.«

Der Abbé ließ sich hinter Christine nieder – er hatte sich so gesetzt, daß sein Haupt fast an der Schulter der jungen Dame ruhte.

»Kein Wort, mein Fräulein davon, daß Sie mich in der Kleidung eines Soldaten gesehen haben,« flüsterte er.

Christine wendete sich erschreckt um.

»Mein Herr,« entgegnete sie eben so leise. »Sie sind ein gefährlicher Mann – weshalb Ihre Verkleidungen? Sie bringen Unheil über uns.«

»Oder vielleicht auch Rettung,« entgegnete der verkleidete Abbé. »Ich will übrigens Niemanden retten als Sie.«

»Ich bedarf der Rettung nicht.«

»Wer kann es wissen?«

»Ich selbst. Wie sollten Sie mich retten wollen? Bin ich mir doch keiner Schuld bewußt.«

»Blicken Sie starr auf die Sängerin, mein Fräulein – verändern Sie keine Sekunde Ihre Stellung – ich habe Ihnen etwas mitzuthemen.«

Christine sträubte sich, zu gehorchen, aber es lag in dem Tone des Abbé's so viel Bestimmtheit, daß sie unwillkürlich die Mahnung des Abbé befolgte.

»Weshalb waren Sie heute bei dem Schreiber Dietrich?« begann der Abbé wieder.

Christine schreckte zusammen.

»Ich brachte den Kindern einige Gaben.«

»Im Auftrage Ihres Papa's?«

»Nein – doch vielleicht. Die Kinder kommen zu uns – die Ausgeberin unseres Hauses ist die Mutter der Schreiberfrau.«

»Sehr schön und einfach – aber Sie sind dadurch eben eine Unterhändlerin geworden.«

»Mein Herr –«

»Man mißbraucht Ihre Unbefangenheit – ich weiß Alles. Geben Sie eine Puppe an die Kinder?«

»Allerdings.«

»Dieser leblose Balg ist es, der Sie Alle verderben wird.«

Das Fräulein lehnte entsetzt in den Sessel zurück.

»Hat Georg Thilmanm der Stadtschreiber, Sie, gewarnt?«

»Es ist so.«

»Sehen Sie wohl. Sie sind das Werkzeug eines Verrathes gegen die deutsche Sache – Sie sind eine Agentin Fürstenberg's, des Hochverräthers, ohne es zu wissen.«

Christine stieß einen leisen Schrei aus.

Der Freiherr, welcher mit einem Herrn flüsternd gesprochen hatte, wendete sich um.

»Abbé,« sagte er halblaut, »machen Sie meiner Tochter nicht allzu sehr den Hof – ich bitte.«

Das Fräulein raffte sich empor.

»Ich muß Gewißheit haben – ich werde meinem Vater Alles entdecken.«

»Wollen Sie ihn und sich verderben, dann sprechen Sie,« flüsterte der Abbé, sich erhebend – denn grade jetzt rollte wieder eine Salve des Beifalls durch den Saal.

Christine wußte nicht, wie ihr geschah – sie wollte noch einmal den räthselhaften Abbé befragen, der jedoch schon den Platz verlassen und sich dahin begeben hatte – wo Isola und Tott neben Schwerin standen. Das Fräulein preßte die Hand auf ihr pochendes Herz – es war ihr zur Gewißheit geworden, daß etwas Außerordentliches vorging, und wenn sie die Warnungen Georg's sich in das Gedächtniß zurückrief, wenn sie der genauen Angaben über ihren Gang zum Schreiber Dietrich gedachte – dann war es ihr zur Gewißheit, daß eine große Gefahr über dem Haupte des Vaters schwebte – aber sollte sie jetzt – in diesem Augenblicke, hier im Hause der Gräfin, inmitten einer aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesetzten Gesellschaft Aufklärung von dem Vater verlangen? Vielleicht brachte sie selbst dann die Gefahr

über Hadmar – es konnte eine Falle sein, welche der räthselhafte Fremde ihr stellte.

»Eine Puppe? Ein Spielwerk?« fragte sie sich. »Was kann es nur sein?«

Der Abbé war bereits zu den drei Herren getreten.

»Um des Himmels Willen,« sagte Isola, »Marquis von Obizzi – was thun Sie hier?«

Obizzi, der falsche Abbé, drückte schnell die Hand des Gesandten.

»Keine Silbe laut sprechen,« flüsterte er, »die Tische und Stühle haben hier Ohren. Ich bin auf Befehl meines Chefs, des Marquis von Grana hier. Wir haben größte Eile nöthig. Heute Nacht wird ein neues Werk des Verraths vollendet – zucken Sie nicht auf, Herr Baron von Isola.«

»Ich kann es mir nicht erklären – Alles steht so günstig wie nie zuvor. Der Kurfürst hat sich zum deutschen Reiche bekehrt – schon ist ein kaiserlicher Kourier nach Wien unterwegs.«

»Gewiß – das eben ist es.«

»Die Verhandlungen sind im größten Geheimniß geführt worden.«

»Ich bin sicher, daß Fürstenberg sie kennt.«

»Ah –« machte Isola.

»Und wenn das wäre?« fragte nun Schwerin. »Sind wir nicht die Sieger?«

»Sieger, mein Herr, wird der sein, der dem Kurfürsten *zuerst* die Hülfe aus der Noth bringt. Ich kenne noch nicht

Alles – aber das Meiste. Die Verschwörer wollen sicherlich die Hülfe aus Versailles früher bringen, als sie aus Wien kommen kann. Wenn der Kurfürst französisches Geld in Händen hält, dann ist Ihr Friedenswerk vernichtet – Sie können auf dem Balle des Karnevals eine Menuett tanzen und dann ruhig nach Hause reisen – schneller vielleicht, als Sie denken, denn die Franzosen werden bald hier in Köln sein.«

»Sie sind des Teufels, Marquis,« sagte Isola.

»Noch nicht, Herr Baron, aber bald genug wird der Franzosenteufel Sie Alle beim Schopfe fassen – ich kann Ihnen mein Wort darauf geben.«

»Aber was wollen Sie hier, Obizzi?«

»Einfach: Ich will den Plan der Verschwörer auskundschaften und dann handeln. Dazu bin ich hier.«

Die drei Herren blickten besorgt um sich – aber das Orchester setzte so laut und kräftig bei den Zwischenspielen ein, daß ein Horcher unmöglich die Worte Obizzi's vernehmen konnte.

»Sie wissen also – –«

»Genug, um dem Befehle des Marquis de Grana gehorchend, eine Nachforschung beginnen zu können. Sehen Sie dorthin.«

Er wies auf die Thür.

»Sehen Sie, durch jene Thür verschwinden so eben der Prinz Wilhelm, die Gräfin, Briget mit Courtin und dem Abbé Bourdal. Sie benutzen die Aufmerksamkeit der großen Gesellschaft, welche die Sängerin fesselt, um sich fortzuschleichen – daß sie jetzt in diesem Augenblicke

sich zusammenfinden, daß der Prinz plötzlich hier erschien – das sind Anzeichen wichtigster Art. Jetzt – zu dieser Stunde wird irgend Etwas gebraut gegen Kaiser und Reich.«

»Sie müssen mehr wissen,« sagte Isola, das Gewand des Abbé fassend.

»Sicherlich, Herr Baron,« entgegnete Obizzi, sich von ihm losmachend. »Ich weiß, daß heute noch Briefe von Köln an den Minister Louvois nach Frankreich befördert werden. Gestatten Sie mir, mich zu beurlauben.«

Er schlüpfte hinweg, die Gesellschaft war bereits wieder zur lauten Unterhaltung übergegangen – die Sängerin schwieg. – –

Bevor wir den Gang der Ereignisse weiter verfolgen, müssen wir einige Zeit zurückgehen. Wie war der Marquis von Obizzi in das Hôtel der Gräfin gekommen? Wie hatte er die Nähe der Gefahr, welche er abwenden wollte, erfahren? – Als der Marquis an der Ecke der Gasse Georg Thilmann verlassen hatte, ging er hastig in seine stille Wohnung zurück. Die Nacht war schon vorgerückt und der Marquis hielt sein Werk für heute beendet. Er hob noch einmal den Fenstervorhang, um nach dem Kloster Sanct Pantaleon hinüber zu schauen. Alles war dort in größter Ruhe, die friedlichen Bewohner des Klosters sangen die Nachtmette und ein Betglöckchen läutete. Der Marquis, als geheimer Agent des Obersten von Grana, der von Bonn aus die Schritte der Verschwörer überwachte, war ungeduldig genug. Es bot sich kein Anhaltepunkt

dar, um von ihm aus die Intriguen der französischen Clique zu zerstören und zu durchkreuzen. Lag auch Alles ziemlich offen vor den Blicken der Staatsmänner, welche den Lauf dieser Dinge im Geheimen verfolgten – so konnte doch nicht eher gegen die Rädelsführer vorgegangen werden, ehe nicht handgreifliche Beweise des Verrathes im Besitze der kaiserlichen Beamten waren.

Wo ließen sich diese Fäden auffinden? Wo kreuzten sie sich, wer spann sie und verschürzte den Knoten? Die Ermittlung einer verrätherischen Korrespondenz war die Hauptsache, und bis jetzt war es dem Marquis trotz aller Verkleidungen, trotz des kühnen Eindringens bis in die Häuser der angeblichen Verschwörer nicht gelungen, solche Beweise aufzufinden.

Obizzi ballte die Faust. Er hatte den Mantel und sein Wams abgeworfen. Er las eifrig beim Scheine der Lampe seine von dem Marquis Grana erhaltenen Befehle.

»Ohne weitere *attention* auf das Stadt- und Völkerrecht sind die Verräther zu greifen und dem kaiserlichen Gewahrsam zu überliefern, sobald man sich in *possession* solcher Aktenstücke befindet – die da auf einen Handel mit den Franzosen schließen lassen.«

Also lautete der gemessene Befehl. Obizzi hatte mit den deutsch gesinnten Gliedern des Magistrates von Köln, unter ihnen zuerst mit Georg Thilmanm im Geheimen die Verbindungen angeknüpft. Viele Mitglieder des Rathes waren von den Fürstenbergen theils offen – theils versteckt auf die Seite der französischen Partei gebracht worden. Diese Leute hofften und bauten auf das Glück

Wilhelms von Fürstenberg. Sie sahen in ihm den künftigen Kardinal – den künftigen Kurfürsten, und das heillose Glück der französischen Waffen schien ihnen unwandelbar. Obizzi kannte vollständig das Gefahrvolle seiner Lage. Selbst wenn er hinreichende Beweise in Händen hielt – blieb die Ausführung des Befehles doch immer höchst schwierig und gefährlich.

Köln war eine freie Stadt – in ihren Mauern tagte augenblicklich der Kongreß, dessen Mitglieder, zu denen auch die Fürstenberge zählten, unantastbar waren; – dazu kam, daß die Zeit des Karnevals von allen Leuten als eine im gewissen Sinne geheiligte angesehen ward, während deren Dauer Niemand einen Gewaltstreich wagen durfte. Dennoch hatte der Marquis sich entschlossen, im äußersten Falle die stärksten Gewaltmittel anzuwenden, um durch kühnen Griff die Verschwörer zu erdrücken – aber der Beweis fehlte – der Marquis, dem Grana vertraute, konnte nicht den entscheidenden Moment herbeiführen und dennoch sah er, wie sich die Fäden des Gewebes stets dichter zusammenzogen. Er versank in tiefe und nicht sehr erfreuliche Betrachtungen – ein doppelter Preis winkte ihm: die Mission, welche ihm anvertraut worden, brachte, wenn sie gelang, dem Marquis Ruhm und Ehre – außerdem aber konnte er den Akt der Rache an Hadmar vollziehen, an dem Helfershelfer des Mörders seiner schönen Mutter – den er so lange vergeblich verfolgte – und das Gelingen war so schwer.

In diesen Betrachtungen störte ihn ein starkes Pochen an die Thür des einsamen Hauses. Der Marquis erhob

sich – er hörte zwar, wie die alte Frau Wirthin des Hauses sich abmühte, die Treppe hinabzuschleichen, um den späten Gast zu empfangen – aber Obizzi wartete diesen Moment nicht ab. Er ergriff ein für alle Fälle bereit liegendes Pistol – nahm die Lampe und eilte aus dem Zimmer. Es konnte vielleicht ein Befehl Grana's für ihn sein, denn zu so später Nachtzeit erschien hier selten ein Besuch.

Der Marquis war der Alten bald voraus, der er auf der Treppe begegnete, und die sein Befehl zurücksendete.

Hastig öffnete er die Hausthür und sah zu seinem Staunen den fast keuchenden Georg Thilmann vor sich, den er vor Kurzem erst verlassen hatte.

»Was ist das? Syndikus, Ihr wieder hier?« rief er.

»Hinein – hinein –« keuchte Georg. »Schnell auf Euer Zimmer – schwere und wichtige Nachricht.«

Der Marquis zog Georg in den Hausflur und warf die Thür in's Schloß – beide Männer traten wieder in das Zimmer des Marquis. »Setzen Sie sich, Georg – mein Gott, wie schauen Sie drein? Was geschah?« rief der Marquis.

»Hier – hier halte ich es verborgen,« stöhnte der Stadtschreiber, seine Hand an die Brusttasche seines Wamses pressend.

»Was halten Sie – da?«

»Einen unumstößlichen Beweis des Verrathes – einen Brief der Franzosenpartei an den Marquis von Louvois.«

Obizzi sprang empor, als habe ihn eine Feder geschnellt – seiner Kehle entwand sich ein heiserer Schrei.

»Sie – Sie besitzen einen Brief an den Minister Louvois?« kreischte er.

»Ja, ja – aber ich bin unglücklich genug – denn ich opfere meiner Pflicht meine Liebe. Wenn ich Ihnen das Schreiben ausliefere, ist der Freiherr von Hadmar verloren und dennoch – was sollte ich thun? Ich eilte zu Ihnen jetzt – vor kurzer Zeit habe ich Alles entdeckt – versprechen Sie mir Etwas, Marquis.«

Obizzi's Hände zitterten, seine Augen funkelten unheilverkündend, und mit krampfhaftem Griff umspannte er den Hals der Pistole. –

»Die Zeit ist kostbar,« rief er. »Keine Unterhandlungen, Herr Stadtschreiber,« wir stehen jetzt als Feinde gegenüber, wenn Sie jenes Papier nicht dem kaiserlichen Offizier aushändigen, und dem Feinde drohe ich hiermit.«

Er hob das Pistol – Georg blieb ohne mit den Wimpern zu zucken, vor ihm stehen.

»Schießen Sie doch, Herr Marquis,« sagte er ruhig. »Dieses Lärmen wird gut für Ihre geheimnißvollen Dienste sein – der Agent des Marquis von Grana dürfte schnell genug eine bekannte Person durch den Mord des Stadtschreibers werden.«

Obizzi senkte die Waffe.

»Georg – Freund,« sagte er, sanftere Töne anschlagend. »Ich beschwöre Euch, gedenket des Eides, den Ihr dem Kaiser und Reich geleistet – gedenkt des Vaterlandes. Wollt Ihr Bedingungen machen? – Oh – ich kenne sie,« fuhr er fort, mit den Zähnen knirschend. »Ich weiß Eure Bedingungen: die Hadmar's sollen geschont werden – ich

kenne das, – wohlan, ich will, wenn es Euch beliebt, den Verräther schonen, aber er ist verloren so und so – denn Ihr werdet nicht das Verlangen stellen: der Marquis Obizzi solle den Mordhelfer des Betuzzi frei ausgehen lassen. Ich werde den alten Buben züchtigen, daß er auf ewig den Mund schließen soll. Seid froh deswegen, denn der stolze Freiherr wird Euch niemals die Hand der schönen Christine bewilligen – aber wenn die Kugel Obizzi's ihn niederstreckte – –«

»Halten Sie ein!« rief Georg. »Ich sehe, der Freiherr ist verloren, wenn Sie ihm entgegentreten.«

»Er ist es sicher – und Sie, Georg – wo bleibt Ihr Eid?«

»Ich darf nicht zögern – nehmen Sie,« sagte der Stadtschreiber, den Brief aus seinem Wamse ziehend.

Der Marquis ergriff das Papier mit Fieberhast und eilte zur Lampe – er durchflog die Zeilen.

»Ha! Ha! Ha!« lachte er triumphierend auf. »Die Sippschaft ist verloren –«

Georg berichtete in der Eile, wie er die Entdeckung gemacht und daß der Schreiber Dietrich, der Mitschuldige, ohne Zweifel heute noch die Kopieen der Briefe vollenden werde. Obizzi war im Verlauf der Erzählung im Zimmer gleich einem wilden Thiere umhergeschritten.

»Es bedarf höchste Eile,« sagte er. »Ich muß auf die Spur kommen. Diese Schriften werden ohne Zweifel heute – spätestens morgen nach Frankreich gesendet werden – Fürstenberg, Hadmar und die Franzosenclique beschwören den Minister, Geld zu senden, um den schwerbedrängten Kurfürsten aus seiner Noth zu reißen – auch

von uns ist nach Wien zu gleichem Zwecke der Kourier abgefertigt worden – es gilt jetzt: Welcher ist der Erste – der auf dem Platze anlangt mit Hülfe für Max Heinrich – denn zu dem, der Hülfe bringt, wird er sich wenden, dem Helfer wird er seine Hand reichen. Dieser Friedensschluß hängt davon ab, daß der kaiserliche Kourier um einige Stunden seinen Galopp beschleunigt – Albus ist ein treuer Mann – wenn er früher eintrifft, als der, welcher von Versailles kommt, dann wird der Frieden gesichert, dann wird der Kurfürst wieder ein Deutscher sein – aber diese Franzosen sind listig und schnell – sie werden uns zuvorkommen, durch Ludwig's Gold wird die Ruhe des deutschen Reiches auf's Neue gestört – und der armselige Mann im Kloster dort unten verkauft sich um wenige Tausende dem Erbfeinde des Landes, wenn wir ihm die Betteltasche nicht früher füllen.«

Der Syndikus hatte diese, mit großer Hast und sichtlichem Eifer hervorgestoßenen Worte mit tiefer Erregung angehört, die sich auf seinem Gesichte widerspiegelte.

»Beim Himmel,« rief er aus, als der Marquis geendet hatte, »Ihr habt Recht. Es gilt, dem Feinde den Weg zu verlegen – ich werde nicht Einen Zoll breit weichen von dem, was ich gelobte; aber was ist zu thun?«

»Ich erwartete es von Euch,« sagte Obizzi, »und Ihr sollt sehen, wie ich handle. Daß die Schreiben heute so schnell kopirt wurden, daß der Prinz heute in das Kloster ging, das Alles deutet darauf hin: die Verschwörer wollen schnell handeln. Es gilt, sie zu überraschen – es gilt, ihre Pläne zu erfahren – ich muß wagen.«

Er begann während dieser letzten Worte seine Kleider abzuwerfen und aus dem großen Nußbaumschranke den Anzug eines Abbé's hervorzusuchen, mit dem er sich bekleidete.

Georg betrachtete diese Verwandlung staunend, aber der Marquis schien in solchen Dingen geübt – er vollendete seine Toilette mit größter Geschicklichkeit und äußerster Ruhe trotz aller Eile.

»Ich weiß, daß ich einer Gefahr entgegengehe, die nicht gering ist – denn die Franzosen sind zu Allem fähig. Auch ist die freie Stadt Köln eifersüchtig auf ihre Privilegien, wenn selbst Viele im Rathe wider die Franzosen sind,« sagte er. »Ich muß wissen, um was es sich handelt, und ich dringe in die Festung der Verschwörer – ich eile in das Haus der Gräfin von der Mark.«

»Wie? Ihr wolltet?«

»Gewiß. Es ist heute dort eine glänzende Gesellschaft – Spiel – Wein und Gesang – diese faulen und schlemmerischen Gesandten für den Kongreß essen und trinken an den Tafeln von Freund und Feind, sie sind auch bei der Gräfin zu finden.

Dort wird der neue und sicher die größte Eile erheischende Plan geschmiedet. Ich habe meine Leute dort – ich werde etwas erfahren. Grana wartet mit Ungeduld auf den Beginn der Aktion wider Fürstenberg – Eure Entdeckung ist nicht mit Gold aufzuwiegen – dieser Brief an Louvois,« er hatte ihn in seine Tasche geschoben, »dieser Brief ist ein Todesurtheil für die Buben – ich werde

handeln. Ihr eilt in Euer Haus und wartet der Nachrichten – wenn ich Euer bedarf, werdet Ihr gerufen. Dann müßt Ihr den Rath von Köln benachrichtigen – die Stadtgarde muß im Nothfalle Euch anvertraut werden – die Thore werden geschlossen – die heulenden und jubelnden Masken, welche von Morgen an in Karnevalstollheit durch die Gassen rennen, werden sich wundern – aber es komme, was da wolle: wird mir Gewißheit, dann habe ich sie Alle im Garne, ich rufe unsere Reiterei herbei, die nur wenige Schritte vom Stadtthore auf der Lauer liegen, und dann giebt es ein Gefecht – ein Griff wird gethan in das gute Kölner Stadtrecht, daß die Franzosenfreunde sich die Haare raufen sollen.«

Der Marquis hatte seine Toilette jetzt ganz vollendet und ein Paar Terzerole in die weiten Taschen seiner Beinkleider gesteckt. Er ergriff die Lampe.

»Gehen wir jetzt,« sagte er, »eilt nach Hause und seid auf dem Posten. Es kann sich ereignen, daß Ihr in wenig Stunden die Thore im Namen des Kaisers sperren müßt. Gedenkt Eures Handschlages. Die schöne Christine dankt vielleicht ihrem Retter recht innig.«

Sie eilten Beide, aus dem Hause zu kommen. Unten im Flur löschte der Marquis die Lampe. Ohne zu sprechen liefen sie die Gasse hinab.

Die Glocken läuteten von den Thürmen die Feier des am folgenden Tage beginnenden Karnevals ein, und schon hörte man hie und da irgend einen lustigen, tollen Ruf.

»Wir müssen eilen,« flüsterte der Marquis. »Denn es wäre trotz aller Vorsicht möglich, daß die Maskenfreiheit ein Entkommen der Verräther begünstigt. Lebt wohl, Georg – wir müssen uns für heute trennen. Bleibt auf der Wacht – sage ich noch ein Mal.«

Er wendete sich nach links, während Georg schnell den Weg nach seinem Hause fortsetzte. Er stand dicht vor einer großen Entscheidung seines Schicksals – denn wenn der Streich mißlang, den Obizzi im Namen des Kaisers führen wollte, dann waren die Mitglieder des Rathes, welche im Geheimen dem Anschläge beigestimmt und ihre Hände dazu geliehen, verloren. Und eine solche Möglichkeit lag ziemlich nahe. Mit dem Briefe an den Marquis von Louvois in der Hand, konnten Obizzi und Georg wohl eine Anklage erheben, damit war dem heißblütigen Marquis Obizzi aber eben so wenig gedient, als dem Marquis von Grana, der wieder auf Befehl von Wien handeln mußte. Den Prinzen und seinen Anhang mit einem Schlage unschädlich zu machen – einen Gewaltstreich auszuführen, dahinaus lief Alles, und es lag auf der Hand, daß die Stadt Köln ihre Rechte selbst gegen ihre eigenen Rathsglieder geltend machen werde, wenn diese das Recht, die Freiheit der Stadt verletzten. Räthe und Schöffen von Köln, welche sich eigenmächtige Handlungen erlaubt, die Privilegien verletzt hatten, mußten mit dem Leben die Schuld zahlen – und wenn auch so schweres Gericht nicht mehr verhängt werden sollte – die Verweisung aus der Stadt war eine Strafe, welche sicher Diejenigen traf, deren Hände sich dem Anschläge

des Grana, und seines Helfers Obizzi zur Verfügung gestellt hatten – wenn der Streich mißlang und die empörte Menge vielleicht die Freiheit des Karnevals und der Stadt Köln selbst gegen die kaiserliche deutsche Partei zu Gunsten der Franzosenclique vertheidigte?

Die innigste Wehmuth erfaßte Georg aber bei dem Gedanken, daß mit dem Ausbruche des Sturmes gegen die Anhänger der französischen Partei auch Christine für ihn verloren sei. Er hoffte zwar auf das Gelingen des Anschlages und sah sich dann als einen Retter des Fräuleins, aber der Haß, den Obizzi gegen den Freiherrn hegte, zerstörte das luftige Gebäude, welches der Syndikus sich aufbaute, schnell genug wieder. Er sagte sich, daß Christine niemals ihre Hand einem Manne reichen werde, der mit dem Vernichter ihres Vaters im Bunde war.

Unter solchen Betrachtungen war Georg bei seinem Hause angekommen.

Als er eben die Thür öffnen wollte, huschte Herr Dietrich aus der Pforte und lief, ohne sich umzuschauen, die Gasse hinunter. Georg fand sich erst selbst wieder, als er in seinem Zimmer war. Er sah ein, daß er nicht zurückweichen könne, und die Nähe der Katastrophe nahm seine ganze Kraft in Anspruch. Er hatte bald seine ganze Festigkeit gewonnen und horchte scharf auf jedes Geräusch von Außen her.

Der Marquis war bei dem Hôtel angekommen. Er nannte den Namen des Abbé Durazzi und erhielt die Weisung, die Treppe hinaufzusteigen. Droben meldete er sich

dem Lakaien – dieser gab der Gräfin von der Mark Nachricht, und da jeder Fremde Zutritt hatte, erschien – wie wir gesehen haben – der Marquis bald im Saale. Seine Begrüßung durch die Gräfin, die ihn schon im Hause des Freiherrn von Hadmar kennen gelernt, und die unter dem Gewande des Abbé's nicht den Häscher Grana's vermuthete – überhob ihn weiterer Förmlichkeiten und er konnte nach kleinen Umwegen sich ungestört den drei Herren nahen. Wir sahen, wie der falsche Abbé genau auf die ihm verdächtigen Personen blickte und dann, als diese durch die Thür verschwunden, behutsam ihnen nachschlüpfte. Die Gesellschaft befand sich in voller Unterhaltung – und der Herr Abbé gelangte, durch das Vorzimmer gehend, in ein Gemach, welches die Bedienten als eine Art von Buffet hergerichtet hatten, um von hier aus die Speisen nach dem Saale zu bringen.

Der Marquis machte sich in der Nähe des Buffets zu schaffen. Seine Blicke suchten nach einer Person oder einem Gegenstande.

Endlich schien er denselben gefunden zu haben, und zwar war es ein junger Bedienter, dessen hübsches aber verschmitztes Gesicht den Italiener erkennen ließ.

Der falsche Abbé manövrirte sich hinter dem Tische fort bis in die Nähe des Dieners, der sichtlich verlegen, fast ängstlich den plötzlich erscheinenden Gast betrachtete.

Der Marquis behielt jedoch vollkommen seine Ruhe. Er lächelte dem Diener sehr freundlich zu und richtete

einen Gruß in italienischer Sprache an ihn – worauf der Angeredete näher trat.

»Geronimo,« flüsterte der Marquis. »Ich bedarf Deiner Hülfe sofort.«

»Signor, wir sind von allen Seiten beobachtet, hüten Sie sich.«

»Pah – keine Furcht. Die kaiserlichen Dukaten, mit denen ich Deinen Beistand erkaufte, sind vollwichtiger, als die französischen – Du wirst Deinen Vortheil nicht aus den Augen setzen.«

»Ich laufe Gefahr, erschlagen zu werden.«

»Wir schützen Dich, mein Junge – keine Seitensprünge oder – –«

Der Abbé schlug auf die Tasche seines Beinkleides, es klirrte ein wenig darin, als ob Eisen gegen Eisen geschüttelt werde – Geronimo erzitterte.

»Reiche mir vom Buffet ein Glas Wein.«

Geronimo brachte es.

»Nun schnell!« begann der Abbé.

»Was wollen Sie aber wissen, Herr Marquis.«

»Wohin gingen die Gräfin – Fürstenberg und die Andern?«

»Dort hinaus,« sagte Geronimo, verstohlen auf die Nebenthür deutend.

»Wohin zum Teufel?«

»In das Kabinet der Gräfin. Es müssen wichtige Nachrichten gekommen sein – ich hörte, wie der Prinz zur Eile mahnte.«

»Sehr gut – damit ist Alles gesagt. Ich muß dem Kabinet der Gräfin nahe sein.«

»Wie? Sie wollen – –«

»Mit Deiner Hülfe Zeuge der Unterredung werden, die wahrscheinlich jetzt schon begonnen hat.«

»Es ist unmöglich – wenn Sie mir tausend Dukaten zahlen wollten – ich könnte es nicht –«

»Oh, mein Freund, so theuer erkaufe ich diese Gefälligkeit nicht. Kurz und bündig: Du bringst mich an das Kabinet, oder ich entlarve Dich als Spion – wenn man Lärm schlägt, halte ich meine Pistolen bereit. Ehe die Herrschaften eine Kugel kosten, werden sie mich hinaus lassen – bin ich drunten, dann bin ich auch aus der Stadt – aber Du, mein Junge, bleibst zurück – also – schnell.«

Geronimo beugte sein Haupt – er war in des Marquis Hand.

»Kommen Sie denn,« flüsterte er. »Aber wie machen wir es? Ich weiß den Weg wohl – nur ist es schwierig, Sie ohne Aufsehen hinaus zu bringen.«

»Gieb Acht – ich mache das mit Manier.«

Er zog ein Taschentuch hervor und preßte es vor seine Augen.

»Ich habe Nasenbluten – eine Ohnmacht ist im Anzuge,« rief er laut. »Jetzt thu' Deine Schuldigkeit,« flüsterte er.

Der verschmitzte Geronimo hatte schnell begriffen.

»Oh – was ist das?« rief er. »Dem Herrn Abbé ist nicht wohl zu Muthe – helfen muß man.«

Er faßte den Abbé-Marquis beim Arme und zog ihn zur Thür hinaus in einen Seitengang, der um die Säle und Zimmer des Hôtels lief. Einige Lakaien wollten zur Hülfe beispringen – aber Geronimo wehrte sie ab.

»Jetzt ohne Zagen und Zaudern,« flüsterte Obizzi, das Tuch ein wenig lüftend.

»Dort hin – nach links,« bedeutete Geronimo. »Ich wage das Aeüßerste.«

Er hielt des Marquis Arm noch immer fest und führte ihn nach dem Ende des Ganges.

Der Marquis fühlte, wie des Dieners Hand heftig zitterte.

»Ruhe, mein Freund,« sagte er leise. »Wir werden Alles gut durchführen.«

Der erkaufte Diener ließ den Marquis in ein kleines, dunkles Gemach treten.

»Es ist das Toilettenzimmer der Gräfin – dort steht die reich drapirte Toilette,« flüsterte er. »Sie können sich zur Noth dahinter verbergen – weiter weiß ich keinen Rath, hier nebenan ist das Kabinet – hören Sie? Stimmen – ah – ich zittere.«

»Geh hinaus – ich bedarf Deiner nicht mehr,« sagte leise der Marquis. »Wenn ich fliehen muß? Wohin dann?«

»Laufen Sie den Korridor entlang – immer grade aus, bis Sie an eine Treppe kommen – diese hinab – in den Hof – weiter weiß ich keinen Weg.«

»Gut so – geh' denn.«

Geronimo verließ das Gemach – der Marquis blieb im Dunkel allein – seine Hand hielt schon eine der Pistolen – er war bis zur Thür geschritten und horchte aufmerksam.

»Dieser elende Dietrich ist noch immer nicht hier,« sagte soeben laut der Prinz. »Und es ist jede Minute von Wichtigkeit.«

»Aber weshalb so eilig, – kann der Morgen nicht abgewartet werden?« fragte Courtin.

»Ich brauche Nichts weiter zu sagen. Es ist höchste Eile nothwendig,« ließ der Prinz sich vernehmen.

»Fatal, meine gnädigste Gräfin, daß die Sängerin jetzt grade begann – Hadmar ist uns dringend nothwendig – er sitzt so mitten drin in der Gesellschaft, daß er nicht herauszubringen ist – ohne Aufsehen zu erregen.«

»Er war im Gespräch mit dem italienischen Abbé,« sagte die Gräfin.

»Wer ist dieser Mensch?« sagte der Prinz. »Er sieht seltsam aus.«

Der Marquis horchte gespannt – der Prinz schien Verdacht zu schöpfen.

»Oh ein galanter Abbé,« beruhigte die Gräfin. »Ein süßlicher *Adorateur* der Damen, den ich bei Hadmar kennen lernte.«

Der Marquis lächelte boshaft.

»Aber Monseigneur,« begann Bourdal, »die Minuten sind kostbar – Sie holen uns aus der Gesellschaft – was hat das zu bedeuten? Wir müssen das Aufsehen vermeiden – theilen Sie mit, um was es sich handelt.«

»Ich wollte bis zur Ankunft der kopirten Briefe warten – aber ich sehe ein, Eile ist nothwendig.«

Obizzi horchte mit Aufbietung seiner ganzen Kraft – seine Ohren schienen sich zu schärfen.

»Kurz denn, Messieurs: Es ist Thatsache, daß der Kurfürst Max Heinrich im Kloster heute im Laufe des Tages eine Unterredung mit dem Grafen Königseck hatte, daß in Folge dieser Unterredung der Kurfürst dem Bündnisse mit Frankreich abtrünnig gemacht und dem Kaiser zugewendet wurde.«

Die Anwesenden ließen Rufe des Staunens und Schreckes vernehmen.

»Wär's möglich?« eiferte die Gräfin. »Oh – der schwankende – kindische Mann –«

»Es ist Thatsache – ein *Fait*, der nicht mehr bezweifelt werden kann.«

»Aber der Kurfürst ist machtlos – seine Mittel sind erschöpft,« fiel Courtin ein.

»Eben dafür wird von der deutschen Partei Rath geschafft. Ein kaiserlicher Kourier ist bereits auf dem Wege nach Wien mit dem Schreiben des Grafen und der energischen Aufforderung, Geld an den Kurfürsten zu senden, um ihn aus der Noth, aus den schlimmen Verlegenheiten zu befreien, welche die vollständige Ebbe seiner Kasse ihm bereitet. Wenn dieser *Envoyé* das Schreiben des Grafen in Wien präsentirt – wird man nicht zögern, der französischen Hülfe zuvor zu kommen – dem Retter wirft der Kurfürst sich in die Arme.«

»Aber es ist vielleicht eine *Façon de parler* – einige *bruits*, die Ihnen zu Ohren kommen,« sagte die Gräfin.

»Keineswegs, *ma chère* – die Akte ist im Kloster unterzeichnet – der Kurfürst bewilligt ungeheure Bedingungen – der Kaiser wird ihm Schutz gewähren – Alles ist abgemacht.«

»Und Sie wissen –«

»Genau, daß Alles sich so verhält, *Mes amis*, denn,« er hob seine Stimme, »ich habe die Depesche selbst gelesen – der Kourier ist mit mir verbündet.«

»Bravo! Charmant!« riefen die Verschwörer.

»Albus ist ein Schurke,« murmelte der Marquis.

In diesem Augenblicke ward an eine Thür gepocht – es trat noch eine Person in das Kabinet.

»Kommen Sie endlich?« rief der Prinz. »Wir warten sehr lange. Sie scheinen nachlässig, *Monsieur* Dietrich.«

»Es ist der verdammte Schreiber,« murmelte der Marquis.

Er vernahm das Knistern von Papieren.

»Die Depeschen an das Kabinet von Versailles,« sagte der Prinz.

»Sonderbar – es findet sich kein Brief an *Monsieur de Louvois* – ich hatte Hadmar genau Alles diktirt.«

»Ich wäre früher gekommen,« sagte jetzt Dietrich, »aber ein Herr vom Rathe war bei mir.«

»Wie?« riefen zwei bis drei Stimmen.

»Was that dieser Mann bei Ihnen?« fragte der Prinz.

»Er brachte mir Abschriften für den Rath in Köln.«

»Er witterte doch Nichts?«

»Unmöglich, Gnädiger Herr. Die Briefe waren in dem bewußten Behälter.«

»Ha! Ha! Ha! Die Puppe der Hadmar's,« lachten die Anwesenden.

»Georg hat Alles treu berichtet,« flüsterte Obizzi.

»Es muß jetzt,« begann der Prinz, schnell gehandelt werden. Courtin – Sie müssen sogleich in Ihr Hôtel zurück. Werfen Sie sich auf's Pferd und eilen Sie nach Hambach mit der Depesche, dort finden Sie unsern Freund Saint-Niel – er versieht Sie mit Wagen und Pferden, die königlich französische Post bringt Sie über die Grenze – Sie befördern dieses Schreiben nach Versailles. Damit keine Zögerung eintreten kann, werden Sie, Briget, als zweiter Kourier nach Versailles gehen. Sie eilen morgen früh bis Lechenich, wo Sie bei des Grafen Ottignie Bruder absteigen. Sie reisen dann über Dülmen nach Versailles. Der dritte *Chargé d'Affaires* muß in so wichtiger Sache Hadmar sein. Er kann morgen Köln ohne alles Aufsehen im Reisewagen verlassen – er muß schleunigst nach Paris und Versailles eilen. Alle müssen dem Minister die Sache auf das Dringendste anrathen – Geld – Hülfe muß für den Kurfürsten nach Köln gesendet werden, sonst kommt ein Frieden zu Stande, der für König Ludwig auf das Nachtheiligste wirkt, der alle Pläne Louvois' auf das Rheinland über den Haufen wirft. Bedenken Sie – –«

»Ah, ich habe mich nicht getäuscht,« rief jetzt eine kräftige Stimme.

»Freiherr von Hadmar,« sagte der Prinz. »Wir bedürfen Ihrer – Sie kommen im rechten Momente.«

»Eilen Sie mit der Berathung,« ließ der Freiherr sich vernehmen. »Eilen Sie! Die Gesellschaft fragt bereits nach Ihnen, gnädige Gräfin – Ihre Abwesenheit fällt auf.«

»Wir kommen sogleich,« sagte hastig der Prinz. »Nur schnell die Weisung. Bedenken Sie: Wer von den Betheiligten dem Kurfürsten die erste und schnellste Hülfe bringt – der wird ihn gewinnen.«

»Was bedeutet das?« fragte Hadmar.

In aller Kürze setzte der Prinz dem Freiherrn noch einmal die Sachlage auseinander.

»Sie haben Recht, *Monseigneur*,« rief Hadmar. »Wir müssen eilen.«

»Sie werden bereit sein, morgen in der Frühe Köln zu verlassen – um nach Paris zu reisen?«

»Ich werde bereit sein.«

»Ah, *c'est genereux, mon ami*,« jubelte der Prinz. »Drei Kouriere, drei *Chargés* nach einander, – das ist ein *plan de guerre*, der nicht mißlingen wird, denn wenn Einer von Ihnen aufgehalten würde, die Andern kommen glücklich in Versailles an – wir werden die Hülfe von Paris schneller haben, als *die* von Wien ankommen dürfte, und ich werde den Kurfürsten wohl bewachen, daß Niemand zu ihm gelange, der nicht im Bunde mit uns ist. – Sie, *Messieurs*, werden schnell reisen – daß der kaiserliche Kourier langsam seinen Weg fortsetze, daß kleine *Obstacles* ihm die Fahrt verlegen – dafür ist gesorgt.«

»Sie haben die Depeschen nach Versailles doch sorgfältig kopirt, *Monsieur* Dietrich,« fragte Hadmar.

»Jetzt kommt die Entdeckung,« lispelte der Marquis.

»Gewiß, gnädiger Herr,« sagte der erkaufte Schreiber.

»Erlauben Sie mir eine *revue* der Papiere. Ich habe genau nach Ihren *Instructions* die Nachrichten abgefaßt,« sagte Hadmar.

Der im Verstecke befindliche Marquis hielt den Athem an – seine Rechte umfaßte das Pistol mit eisernem Griffe – die Linke fuhr in der Dunkelheit umher, als wollte sie sich versichern, daß kein Hinderniß einer etwaigen Flucht im Wege stehe.

Ein lauter Schrei ertönte.

»Was ist Ihnen?« riefen die Stimmen.

»Haben Sie denn – haben Sie denn – kein Schreiben an Louvois – in der Puppe gefunden?« stammelte Hadmar.

»Nein – nein – gnädiger Herr,« sagte Dietrich.

»*Mort de ma vie* – ich habe einen langen Brief an den Marquis geschrieben – wie Sie, mein Prinz, ihn wünschten. Dieser Brief fehlt.«

Die Verschwörer liefen fast tumultuarisch durcheinander.

»Der Brief – der Brief fehlt!« rief die Gräfin.

»Wenn man ihn findet, sind wir verloren,« jammerte der Prinz.

»Und Sie haben ihn nicht mehr gefunden?« schrie Hadmar außer sich.

»Beim ewigen Gotte – nein.«

»Sagten Sie nicht,« fiel der Prinz ein, »es sei ein Mann vom Rathe bei Ihnen gewesen?«

»Ja, allerdings.«

»Wer war das?«

»Der Syndikus Georg Thilmann.«

»Der – der?« kreischte Hadmar. »Und er sah die Puppe?«

»Ich weiß es nicht.«

»Oh, mir ahnt etwas Schreckliches – ich bin verrathen – verrathen durch meine eigene Tochter vielleicht. Christine brachte – Nichts ahnend – ich denke es mindestens – die Puppe zu Euch, Dietrich – *Monseigneur, ma fille* hegt eine Neigung für den Syndikus, *c'est abominable* – ich fürchte beinahe, sie hat einen Verrath begangen – der Brief ist in des Syndikus Händen.«

Die Anwesenden ließen verschiedene Aeüßerungen der höchsten Besorgniß vernehmen.

»Es hilft kein Zagen – keine Besorgniß –« mahnte der Prinz.

»Wir müssen handeln. Wenn ein unglücklicher Zufall den Brief in die Hände eines Gegners spielte, so laufen wir selbst keine Gefahr – wer will uns den Beweis führen, daß dieses, mit keinem Namen unterzeichnete Schreiben von uns herrühre, daß wir im Verdacht der Franzosenfreundschaft stehen? Niemand kennt das Verfahren, – als wir, die Eingeweihten – Ihre Tochter, mein lieber Freiherr, müßte die Verrätherin gewesen sein? – Ah, das würde die Sache ändern, aber sie muß wissen, daß Ihr eigener Vater in die größte Gefahr geriethe, und sie wird nicht eine solche *Honte* auf sich laden.«

»Ich sinne auch vergeblich hin und her – wodurch Christine das Geheimniß errathen haben könnte. Sie weiß nicht, zu welchem Zwecke die Puppe diene,« sagte

der Freiherr. »Aber die Unruhe treibt mich – ich muß meine Tochter sehen – sprechen. Ich muß Gewißheit haben,« knirschte er.

»Sie müssen handeln,« rief der Prinz.

»*Eh bien*, fehlt ein Brief, so muß der Mund die Schrift ersetzen – die Herren müssen mündlich ausrichten, was in dem Schreiben enthalten war – jetzt zurück in den Saal – zeigen wir Alle heitere Gesichter – morgen brechen die *Chargés* auf, und wir werden sehen: ob der Kaiser schneller mit seiner Hülfe bei der Hand ist, oder der König Ludwig von Frankreich.«

»Wir müssen unsere Abwesenheit in der Gesellschaft entschuldigen,« sagte Briget.

»Ich weiß, wodurch,« lachte die Gräfin. »Wir machen schnell eine kleine Lotterie. Da sind zwei Perlenschnüre und zwei Paar *bracelets* aus Florenz – wir geben vor, daß wir – wir hier eine Art – von Comité bilden, welches diese kleine Ueberraschung vorbereitete – nur Muth und Ruhe, meine Herren.«

Der versteckte Marquis hörte, wie die Gräfin einen Schrank erschloß und irgend welchen Gegenstand hervornahm – dann schickte sich die Gesellschaft zum Gehen an.

Der Marquis hatte sich von seiner Ueberraschung bald genug erholt. Es war ihm ganz klar vorgezeichnet, was er zu thun hatte. Auf Anordnung seines Kommandeurs, des Marquis von Grana, waren an verschiedenen Orten der Stadt Offiziere und einige Soldaten der kaiserlichen Regimente verborgen, welche Obizzi sofort zu seinen

Diensten herbeirufen konnte. Daß die Weiterreise der drei Kouriere gehemmt, womöglich ganz gehindert werden müsse, war die Hauptaufgabe des Marquis. Jene Soldaten konnte er leicht allarmiren, aber er lief Gefahr, durch allzu offene Gewalt mit den Kölnern in heftigen Konflikt zu gerathen, denn die Glocken, welche den Karneval kündeten, läuteten schon durch die Stille der Nacht in gällenden Schlägen. Die Ergreifung oder Hemmung wäre grade in den eben beginnenden Jubel des Karnevals gefallen, der am nächsten Morgen seinen Anfang nahm.

Obizzi mußte vorsichtig zu Werke gehen – es brannte ihm unter den Fußsohlen, seine Gedanken waren nur auf Thaten gerichtet, dennoch mußte er, um gar keinen Verdacht zu erwecken, in den Saal zurückkehren – denn der Prinz von Fürstenberg, schien dem verlarvten Abbé nicht zu trauen.

»Hm – hm,« murmelte der Marquis, als er leise seinen Beobachtungsposten verließ. »Wie greife ich es an? – Ich selbst muß den Freiherrn auf ich nehmen – ich habe ihn am Schopfe, die Stunde der Vergeltung wird schlagen. Den Monsieur Courtin nimmt Peter Bagnacco auf sich – Briget – hm – ich kann nicht helfen, da muß Georg handeln.«

Er war wieder in dem Korridor angekommen und eilte durch das Buffetzimmer in den Saal, wo eben großer Jubel herrschte, denn wenige Minuten vor dem Eintritte des Abbé war der Prinz, von Fürstenberg, die Gräfin führend, erschienen und hatte den Damen angekündigt, daß eine Lotterie stattfinden werde.

»Es war also eine Täuschung des Marquis,« sagte Isola zu Schwerin.

»Wer weiß?« entgegnete der Freiherr. »Sehen Sie, da erscheint auch der Abbé-Marquis wieder. Er hat wohl spionirt.«

Die Gräfin vertheilte die Loose – Obizzi suchte, in ihre Nähe zu kommen. Er wollte, daß man seine Anwesenheit bemerke.

Als ihm dies gelungen, und die Gräfin ihn mit huldvollem Lächeln begrüßt hatte, verschwand der falsche Abbé wieder unter der Menge und schlüpfte hinaus.

»Wir müssen fort,« raunte Briget dem Monsieur Courtin zu. »Die Zeit drängt. Wie kommen wir hinaus? Diese Deutschen scheinen mir irgend etwas zu merken – der Brief ist verdächtig.«

»Pah,« flüsterte Courtin lachend, »ich habe es. Der Karneval ist trefflich für dergleichen. Ich fahre in einer Maske bis zum Eigelsteinthor – dann hinaus zur Schänke, wohin mein Diener das Pferd bringen muß. Ich werde bald draußen sein. Sehen Sie, wie Sie durchkommen.«

Briget verließ ihn.

»Meine Tochter,« raunte Hadmar Christinen zu. »Wir müssen eilen. Ein wichtiges Geschäft ruft mich nach Haus. Die tolle Zeit des Karnevals beginnt – die Gräfin hat eine große Ueberraschung für den Kongreß bereitet – ich bin ihr *Chargé d’Affaires*.«

Das Fräulein erhob sich schnell.

Nach den Eröffnungen, welche der falsche Abbé ihr gemacht, hatte sie in tödtlicher Angst die Minuten gezählt. Das plötzliche Verschwinden ihres Vaters, der bald darauf in Gesellschaft der verdächtigen Personen wiederkehrte, die Sorge um Entdeckung eines Komplottes, von dem Christine nur unbestimmte Andeutungen erhalten hatte – dies Alles machte den Aufenthalt in dem Salon der Gräfin fast unerträglich, und Christine folgte dem Befehle des Vaters so schnell, als es ihr nur irgend möglich war.

Die Gesellschaft wogte vor dem Tische, der die Loose und Gewinne trug, bunt durcheinander – diese Männer und Frauen schwärmten und vergnügten sich gern bis zum anbrechenden Tage, sie dachten noch nicht an die Heimkehr.

Bald hatte der Freiherr seine Diener gefunden, welche der Tochter und ihm die Pelze umwarfen.

Christine schritt am Arm des Vaters die breite Treppe hinab, welche zum Flur des Hôtels führte, und von einem kleinen Heere der Lakaien und Läufer besetzt war, die sämmtlich hierher befohlen, auf ihre Gebieter warteten. Drunten vor dem Hôtel wimmelte es von Sänften, Kutschen und Dienern.

Schon hörte man das johlende Geschrei der Masken, die bereits aus allen Gassen herbeiliefen – der Karneval hatte begonnen.

Die Diener Hadmar's brachten die Sänften für ihre Herrschaften herbei, und der Freiherr befahl mit barscher Stimme, ihn sofort nach Hause zu tragen.

Während die Sänften davongeschleppt wurden, huschte Obizzi durch die Straße. Er begann, trotz seiner ehrwürdigen Kleidung zu laufen.

»He! He! Da rennt eine Maske,« schrieen die Jungen und Diener.

»Ein Abbé in Maske! Hurrah!« schrieen einige Dutzend Stimmen.

Obizzi mäßigte seinen Lauf. An der Ecke des Mauritius-Steinweges gerieth er unter eine Schaar verkappter Leute.

»Bleibt, Pfaffe! Karneval ist da – predige uns einmal,« riefen sie, den Abbé festhaltend.

Obizzi's Besorgniß stieg – jede Minute war ihm kostbar. Der geringste Aufenthalt konnte gefährlich werden.

»Laßt mich, Leute – ich bin noch nicht in Maske,« rief er.

»Gebt ihm eine Larve mit recht langer Nase,« heulte es ringsum.

Man hielt ihn fest und der Marquis rang vergeblich mit den Verlarvten.

»Platz da für die Sänften des Freiherrn von Hadmar,« rief es.

Zwei Diener machten Raum durch die Menge.

»Ha – es ist der Freiherr,« knirschte Obizzi, der in dem dichten Haufen steckte.

»Ich bitte Sie, Herr von Hadmar,« rief er, »nehmen Sie mich mit.«

Der Freiherr bog sich zum Fenster hinaus.

»Sie sind es, Abbé?« lachte er. »Laßt den Herrn mit mir – er wird sich erst bei mir maskiren.«

»Nein – er soll bleiben,« heulte es.

»Die Freiheit des Karnevals beginnt,« rief Hadmar.

»Er hat Recht – laßt den Pfaffen frei,« schrie die Menge, und Obizzi sah sich befreit.

»Bleiben Sie an der Sänfte meiner Tochter,« rief der Freiherr.

»Dank Ihnen,« entgegnete Obizzi, an der Sänfte Christinens sich haltend.

»So kommen Sie durch den Schwarm.«

Der Freiherr hatte seinen Verfolger selbst erlöst.

»Sie wissen mehr – Alles,« flüsterte Christine dem Marquis zu.

»Sie schweben in Gefahr –« raunte ihr Obizzi zu.

»Halten Sie den Vater auf, mein Fräulein, – ich kann nicht anders. Sie werden bald mehr erfahren – halten Sie den Vater auf.«

Eben war man an eine Ecke der Gasse gekommen – der Marquis sprang auf die Seite – er war verschwunden.

Ohne sich weiter um das Schicksal der Sänfte zu kümmern – lief der Marquis durch verschiedene schon belebte Gassen bis in die Kämmerergasse.

Hier verlor er sich in einem dunklen, weiten Thorwege, rannte über den Hof und stolperte eine Stiege hinauf.

Er pochte an eine kleine Thür – ein Mann, in dessen Hand ein blanker Degen blitzte, öffnete.

»Marquis, Sind Sie es? Sie bringen Botschaft?«

»Ich bringe sie – Peter Bagnacco – eilen Sie, schnell, wir müssen zur Hand sein. Hören Sie meine Befehle.«

Der Mann schloß die Thür.

Die Sänften des Freiherrn kamen glücklich an dessen Hause an.

Hadmar eilte in sein Zimmer, zitternd folgte Christine.

Sie hörte, wie der Vater die Glocke zog und dann hastig den Befehl ertheilte, sofort den Reisewagen bereit zu halten.

Sie zog sich in ihr Gemach zurück – Lärmen im Hofe belehrte sie, daß des Freiherrn Gebot sogleich befolgt wurde – einige Diener liefen hin und her, der Freiherr traf Anstalt zur Abreise.

»Halten Sie den Vater auf,« das waren die Worte des Marquis gewesen – was konnte das Fräulein thun?

Sie überlegte hin und her, eine schlimme Scene stand ihr bevor, wenn sie es wagte, der Abreise ihres Vaters hemmend entgegen zu treten – die Zeit verstrich – die Morgenröthe drang bereits durch die herabgelassenen Vorhänge.

VII. DIE JAGD AUF DIE KOURIERE DES PRINZEN.

Der Marquis von Obizzi kannte keine Furcht, – keine Ruhe, wenn es der Ausführung eines kühnen Streiches galt. Ihm winkte hohe Ehre, wenn der Anschlag gelang.

Sobald er von dem Offizier, der seine Befehle empfangen, zurückkehrte, eilte er in die Löhrrergasse.

Georg, der keine Ruhe gesucht und gefunden, lauschte noch immer dem Lärmen. Auch hier in der stillen Gasse begann der Tumult des Karnevals sich zu regen. Die Masken liefen durch Häuser und Gänge. Die Glöckchen bimmelten.

Als der Syndikus noch aufmerksam horchte, ward schon die Thür seines Zimmers aufgerissen, und der Marquis stürmte herein.

»Auf – auf,« rief er. »Die Zeit ist da. Die Verräther wollen nach Frankreich eilen – wir müssen sie halten.«

Er berichtete mit keuchender Stimme den Hergang – dann fuhr er fort:

»Sie müssen den Briget festhalten. Ich habe unsern Offizier, den Signor Bagnacco, schon beordert. Er ist bereits vor der Wohnung Courtin's, er wird ihn nicht aus den Augen verlieren – er hält ihn fest. Sie müssen Briget an der Weiterreise hindern.«

»Geben Sie mir an, was geschehen soll,« rief der Syndikus fast verzweifelt. »Ich werde dem Eide, den ich dem Kaiser geleistet, gehorchen.«

»So verlieren Sie keine Zeit. Sie müssen den Sekretär des Prinzen zurückhalten. Jede Gewalt müssen Sie anwenden – den Freiherrn nehm' ich auf mich.«

»Aber was? Wie soll es geschehen? Sie sind erfahren in solchen Dingen – ich bin ein Neuling – ich bin es, der den Vater Christinen's in das Verderben bringt – ich werde mich nie wieder der edlen, schönen Tochter nahen dürfen.«

»Georg – kein Kleinmuth,« rief der Marquis. »Wenn wir die Franzosenclique vernichtet haben, dann lacht auch Ihnen das Glück. Haben Sie als ein Mitglied des Rathes nicht das Recht, gegen die Verdächtigen einzuschreiten? Handeln Sie kühn – hier nehmen Sie den Brief an Louvois, halten Sie ihn Briget vor – Sie haben auf irgend eine Weise dieses Schreiben in die Hand bekommen – Sie behaupten: Briget, der Sekretär des Prinzen, habe diese Zeilen geschrieben – Sie nehmen ihn fest, bis er sich vor dem Rathe der Stadt Köln, vor den Gesandten des Kaisers verantwortet hat, das können Sie thun – Sie *müssen* es. Der feige Sekretär wird nicht den Muth haben, sich zu sträuben, er wird Ihnen folgen – er weiß, daß ihm Gefahr droht – dadurch erhalten wir einen Aufschub – der Sekretär kann nicht reisen. Dem treulosen Albus sende ich einen sicheren Mann nach, der ihm die Depeschen im Namen des Kaisers abnimmt – Hadmar wird durch mich gehalten – Bagnacco hält den Courtin auf – die Kouriere können nicht reisen, und die Furcht, entdeckt zu werden, lähmt die Anschläge und Handlungen der Verschwörer. Unser Kourier wird in Wien sein – ehe neue Agenten Fürstenberg's nach Versailles und Paris eilen. Die Hülfe des Kaisers für den Kurfürsten trifft schneller ein, als die Ludwig's, und unser Spiel ist gewonnen – wir halten nebenbei die Verräther in Händen.«

Er hatte den von Georg entwendeten Brief dem Syndikus in die Hand gedrückt.

»Eilen Sie,« rief er, am ganzen Leibe zitternd, mit donnernder Stimme. »Es gilt kaiserlichen Dienst – es ist ein Nutzen für Ihr Vaterland.«

Georg kannte keinen Widerspruch mehr. Er hatte bereits seinen Mantel umgeworfen und einen Degen angesteckt.

»Wenn ich dem Kaiser treu bleibe, wird er für Hadmar Gnade ergehen lassen,« sagte er.

»Ich allein habe mit dem Alten zu rechnen,« entgegnete der Marquis.

»Vielleicht wird seine Rechnung mit mir durch Euch ausgeglichen.«

Er zog Georg mit sich.

Als sie vor dem Hause angekommen waren, umkreiste wieder ein Schwarm von Masken die Beiden, aber der Syndikus war eine so bekannte Person, daß die Menge ihm Platz machte.

»Jetzt eilen Sie zu dem talentvollen Herrn Briget,« flüsterte der Marquis. »Sie müssen scharf auftreten – denn die Franzosen sind so verblendet in ihrer Eitelkeit, daß sie sich unantastbar halten. – Da, dort sind zwei Stadtdiener am Thorwege – nehmt sie mit Euch. Es ist Dienst der freien Stadt Köln, ihr Leute,« rief er überlaut.

Die Stadtdiener eilten herbei. Sie neigten sich tief vor Georg, der ihnen schnell bedeutete, was zu thun sei. Auf dem Gulcos-Platze trennten sich die Genossen.

Georg schritt mit den Stadtdienern in die Gereonstrasse. Sein Herz schlug ihm gewaltig.

Er stand vor dem Hause Briget's. Zwei Diener befanden sich vor dem Thorwege des Hauses. Einer derselben hielt ein gesatteltes Pferd, der Zweite schnallte soeben einen Mantelsack auf. Kein Zweifel – es war Briget's Pferd, der Sekretär war zur Abreise bereit, und die höchste Zeit zum Handeln war gekommen. Der Syndikus ging festen Schrittes durch die schon immer wilder und lustiger tobende Menge der Masken.

In der Mitte des Platzes hatte man ein Gerüst für Harlequins und sonstige Gaukler aufgeschlagen. Viele Verkäufer umdrängten dasselbe – die Häuser standen offen – Alles lief aus und ein. Um den Syndikus und seine beiden Männer kümmerte sich Niemand.

»Bleibt mir zur Hand,« sagte Georg zu den Stadtdienern, indem er die Treppe hinaufstieg.

Ein Diener kam heraus – er trug die Livrée Fürstenberg's.

»Ich muß den Herrn Sekretär sprechen,« sagte Georg, »führen Sie mich zu ihm.«

»Sie kommen zur ungelegenen Zeit, mein Herr,« antwortete der Diener ein wenig brutal. »Monsieur Briget will ausreiten.«

»Ich bedaure, dem Herrn Sekretär einen kleinen Aufschub bringen zu müssen,« entgegnete der Syndikus, »doch wird es bald abgethan sein. Die Rätthe der Stadt Köln wünschen eine Auskunft.«

»Ich darf dem Herrn Briget diese Botschaft nicht mittheilen,« brummte der Diener.

Als Georg noch eine neue Entgegnung machen wollte, erschien plötzlich, gestieft und gespornt, der Sekretär an der Treppenhündung.

»Was giebt es?« fragte er, den Syndikus artig grüßend.

»Eine kleine Unterredung erbitt' ich mir,« versetzte der Syndikus. »Ich habe dem Herrn Briget eine Mittheilung zu machen.«

»Sie sehen mich zur Abreise bereit, Monsieur – ich bedaure –«

»Oh – Sie werden es mir danken,« sagte Georg, dem Sekretär sehr nahe tretend. »Ich bringe Ihnen Etwas. Es ist ein Brief, der möglicher Weise aus Ihrem Portefeuille gefallen sein dürfte,« setzte er leise hinzu.

Briget zuckte zusammen – er trat einen Schritt zurück.

»Kommen Sie, lispelte er verlegen. »Ich habe für Sie noch einige Minuten Zeit.«

Der Lakai sah mit Erstaunen, wie der Sekretär und der Syndikus in Briget's Zimmer gingen, und wie die beiden Stadtdiener sich vor der Thür des Gemaches postirten.

Christine von Hadmar kämpfte noch immer mit sich. Sie hörte die Vorbereitungen zur Abreise durch den Tumult, welcher auch in der Nähe der Wohnung des Freiherrn sich zu regen begann. Sie nahm ihren Muth zusammen, die Gefahr wuchs, denn das Fräulein sagte sich: daß der Verfolger ihres Vaters von der einmal gefundenen Spur nicht ablassen werde. Sie ahnte nur, in wie weit ihre eigene Person bei der Entdeckung des Komplottes

betheiligt sein könne, und im Gefühle ihrer Schuldlosigkeit trat sie, fest entschlossen, den Vater aufzuhalten, den Gang zu des Freiherrn Zimmer an.

Hadmar war beschäftigt, die nothwendigsten Dinge für die schleunige Abreise mit Hülfe seines Kammerdieners zu packen – er füllte eine Tasche mit Banknoten – legte in das Portefeuille die Pässe, welche ihm freien Durchzug verschaffen sollten, und versah sich außerdem mit zwei guten Pistolen. Hastig und fast fieberhaft waren seine Bewegungen, er lief während dieser Vorrichtungen wohl drei bis vier Mal zum Fenster, um in den Hof hinab zu sehen, wo die Diener den Reisewagen in Bereitschaft setzten. Alexander, der vertraute Lakai und Kammerdiener, ordnete das Gepäck.

Leise pochte es an die Thür des Zimmers.

Hadmar und Alexander blickten sich betroffen an.

»Eintreten!« rief der Freiherr.

Die Thür öffnete sich – Christine erschien auf der Schwelle. Sie war noch mit dem glänzenden Gesellschaftskleide geschmückt, das sie in der Gesellschaft der Gräfin getragen hatte.

»*Ma fille!*« rief Hadmar. »Du hier? Und in der Toilette von gestern Abend? Was soll das heißen?«

Das Fräulein blieb dem Vater gegenüber ruhig und ohne eine Bewegung zu machen, stehen.

»Mein Vater,« begann sie. »Ich müßte mich sehr täuschen – oder Sie machen Anstalten zu einer Reise.«

»Es ist richtig, *ma fille* – ich verlasse in wenig Minuten Köln.«

»Wohin reisen Sie, mein Vater?«

Der Freiherr stutzte.

»Ich bin nicht verpflichtet, Dir eine Auskunft zu geben – aber ich will es dennoch thun. Ich reise nach Schloß Saffenberg, dem Schlosse der Gräfin von der Mark. Eine große Ueberraschung für den Karneval – eine wichtige – herrliche, festliche Angelegenheit – die zugleich von politischer Bedeutung für die anwesenden Mitglieder des Kongresses sein wird, ruft mich fort von hier. In zwei Tagen werde ich wieder zurück sein.«

Das Fräulein machte eine gebieterische Bewegung mit der Hand gegen Alexander.

»Verlassen Sie uns, Alexander,« sagte sie mit fester Stimme.

Der Diener fuhr auf – er blickte den Freiherrn fragend an.

»Ich will es,« fuhr Christine fort.

Der Freiherr biß die Lippen – aber die schönen Augen Christinens waren so drohend, ihre Blicke so gebietend, daß der Freiherr sagte:

»Geh' Alexander – das Fräulein will mir ohne Zeugen Lebewohl sagen.«

Der Diener verließ das Zimmer.

»Mein Vater,« begann Christine. »Sie reisen nicht nach Schloß Saffenberg.«

»Wie?«

»Nein, Sie thun eine Reise, die Sie viel weiter hinweg führt – Sie reisen nach Frankreich.«

Hadmar warf zornig das Haupt empor.

»Wenn dies wäre? Weshalb sollte ich es Dir verbergen?«

»Weil diese Reise einem unedlen Zwecke gilt – weil Sie im Begriffe stehen, sich zum Werkzeuge eines Verrathes an Kaiser und Reich zu machen.«

Der Freiherr stieß ein zorniges »Ha« aus und that einen Schritt auf Christinen zu.

»Ich hatte mich also nicht getäuscht,« rief er wüthend, die Hand des Fräuleins ergreifend. »Du warst es, die uns verrieth.«

»Sie sehen, wie ruhig, wie kalt und gelassen ich bleibe – ich bin mir keiner Schuld bewußt.«

»Keiner Schuld?« fuhr der zürnende Vater fort. »Du kanntest nicht, durch irgend einen Zufall belehrt, den Inhalt – der – der Puppe, die Du zu den Kindern des Schreibers trugst?«

Christine zitterte – dieses einzige Wort ließ sie klar sehen – die Verschwörer hatten sich des Fräuleins als Agentin bedient, ohne daß sie es wußte.

»Ich war schuldlos, mein Vater – ich brachte das harmlose Geschenk den Kindern – aber jenes Geschenk barg Dinge, die, wie es scheint, von gefährlicher – verderblicher Art waren.«

»Ha! Ha! Ha!« lachte der Freiherr wüthend. »Und da hast Du die Patriotin gespielt, die brave Allemande – hast dem frechen Stadtschreiber, der es wagt, der Tochter des Freiherrn von Hadmar den Hof zu machen, den Inhalt der Puppe gezeigt – hast ihm eines der Schreiben ausgehändigt –«

»Oh,« rief Christine schmerzerfüllt. »Jetzt erst wird mir Alles klar: *Sie – Sie selbst* gebrauchten mich – Ihre schuldlose Tochter, als ein Werkzeug für die hochverrätherischen Pläne des Prinzen von Fürstenberg? Das ist abscheulich – das ist furchtbar. Mitten im Herzen einer deutschen Stadt spinnen Sie Verrath gegen das deutsche Vaterland? Verrath gegen Ihren Kaiser und Herrn, um von Versailles her das Lob des Franzosenkönigs, einen Orden am blauen Bande zu erhalten? Das ist schmachvoll, mein Vater – ich beschwöre Sie auf den Knien: verlassen Sie diesen Weg, er führt zum Verderben.«

»Unsinniges Kind,« rief der Freiherr, »Du bist es gewesen, die dem Syndikas die Briefe zeigte – Dietrich, der Schreiber, hat bereits Meldung gethan – Georg Thilmann war bei ihm, genau zu der Zeit, als Du mit dem Balge, der die Papiere barg, sein Haus betratest. Der freche Syndikus hat einen Brief von größter Wichtigkeit gestohlen – *gestohlen* sage ich – weil Du ihm das Schreiben verriethst – woher weißt Du, daß wir auf solchem Wege die Briefe zum Kopiren befördern? Wer verrieth es Dir?«

»Ich schwöre Ihnen, mein Vater – ich bin schuldlos. Ich hatte keine Ahnung von dem Inhalte der Puppe.«

»Lächerliche Ausflüchte! Bekenne – ich muß es wissen – der Brief an Louvais ist in Georg's Händen.«

Christine erfaßte wankend den nächststehenden Sessel, sie gewann jetzt den vollen Einblick in die Sache – was der Abbé ihr nur in abgerissenen Sätzen mitgetheilt, das gestaltete sich jetzt zum schrecklichen Ganzen

– Georg hatte wichtige Papiere in Händen, und sie selbst mußte für eine Mitwisserin des Komplottes gelten.

»Sie haben mich unglücklich gemacht, mein Vater, – dieses Eine ist wir klar – doch weiß ich nicht, wie ich in Ihren Fall verwickelt wurde, ich schwöre es noch einmal.«

»Unglücklich Du?« schrie der Freiherr in heftiger Bewegung, wie rasend durch das Zimmer schreitend. »Ich – ich bin es geworden durch Dich. Wohlan denn! Es besteht eine Verbindung von Männern, die das Heil für uns Alle nur in einem Bunde mit Frankreich sehen – ich gehöre dieser Verbindung an – der Plan wird – muß gelingen. Mein Name, mein Haus sollen mit dem Gelingen steigen – Du wirfst mich zurück – Dein Verrath bringt das Unheil über mich – Du hast Deinen Vater vernichtet.«

»Großer Gott,« rief das Fräulein. »Ich bin unschuldig – ich sehe die Hand, welche sich nach Ihrem Haupte ausstreckt und nicht ich war es, die diese Hand gegen Sie bewaffnete. Wenn das Geschenk, welches ich oft genug den Kindern brachte, ein Gefäß war, das strafbare Papiere in sich trug, so machte ich mich freilich – unwissend genug, zur Theilnehmerin eines Verbrechens – aber die Schuld, Ihre Tochter in diesen unheilvollen Kreis gezogen zu haben, trifft Sie allein, mein Vater – auf Ihr Haupt die schreckliche Verantwortung – Sie haben uns vernichtet.«

»Du weißt Nichts von der Entdeckung durch Thilmann?«

»Nichts, mein Vater. Ich sah ihn seit dem Tumulte nicht wieder.«

»Du kanntest den Inhalt nicht?«

»Ich hörte am verflossenen Abende zum ersten Male davon.«

»Durch wen?«

»Durch den Abbé Durazzi.«

»Ha!« donnerte der Freiherr. »Er war es – ein Spion – und was – was sagte er?«

»Er warnte mich vor naher Gefahr – er sprach von Entdeckungen – er bat mich, Sie von der Reise abzuhalten –«

»Ah – es ist Alles heraus,« keuchte der Freiherr, sich in einen Sessel werfend. »Wer? Was ist dieser Schurke eigentlich? – Ein verkappter Agent des Kaisers – aber noch werden wir handeln können – noch ist Zeit, dem Verderben Halt zu gebieten. Verlaß mich – ich muß hinweg – diese Reise ist nothwendiger als je.«

»Mein Vater,« bat Christine, seinen Arm um ihn klammernd – »bleiben Sie! Vielleicht hat das Verderben jetzt schon die Verschwörer ereilt – bleiben Sie fern von dem schlimmen, dem schamlosen Handel – ich kenne ihn nicht in seinem ganzen Umfange – aber er *muß* schändlich sein, denn Fürstenberg leitet ihn, und seit langer Zeit schon lauert man darauf, die Theilhaber zu verderben.«

»Dieses Wort,« rief der Freiherr, »erinnert mich daran, daß die Minuten kostbar, und daß jedes Zaudern verderblich ist – ich muß hinweg; wenn ich den Genossen nicht Hülfe bringen kann – nun denn so will ich fliehen vor der Hand der kaiserlichen Schergen – laß mich,« fuhr er, hastig die Taschen und Papiere in den Koffer

drückend, fort. »Ich muß in wenig Minuten Köln's Thore hinter mir haben – zum Wagen – hinab.«

Christine hielt ihn noch immer umfaßt.

»Bleiben Sie, mein Vater – um Gottes und Ihres Kindes Willen – bleiben Sie.«

»Hinweg!« schrie der Freiherr zornig, indem er die zitternde Tochter bei Seite stieß.

Er schleifte den offenen Reisekoffer hinter sich und eilte zur Thür – diese ward schnell und hastig aufgerissen.

Entsetzt fuhr der Freiherr zurück – der Abbé stand auf der Schwelle – Hadmar ließ den Koffer sinken, er starrte die Gestalt an, wie der Erschreckte eine Erscheinung anstarrt.

»Was – wollen Sie hier? Sie? Sie sind –«

»Ich komme, Herr Freiherr, um Ihre Abreise nach Paris zu verhindern,« sagte der Abbé mit tonloser Stimme.

»Hier in meinem Hause wollen Sie – mich, den Freiherrn –«

»An der Reise nach Paris hindern,« wiederholte der Abbé.

Hadmar kreuzte die Arme – er blickte auf die Pistolen, welche noch auf dem Seitentische lagen – mit einem Schritte war der Abbé zwischen Hadmar und den Waffen.

»Ich werde nicht weichen, Herr Freiherr,« sagte er. »Sie haben mir eine kurze Unterredung zu bewilligen.«

Hadmar schüttelte zornig das Haupt – aber der Gegner wich nicht vom Platze.

»Gehen Sie auf einige Minuten in Ihr Zimmer, mein gnädiges Fräulein,« bat der Abbé in artigem, fast bittendem Tone. »Es wird besser sein, wenn ich mit dem Vater allein bleibe.«

Christine wankte zur Thür – sie richtete noch einen flehenden Blick auf den Freiherrn, dann verließ sie das Zimmer.

»Nun? Was soll's?« fragte Hadmar trotzig. »Sie sehen, ich habe Eile.«

»Ich kann es mir denken.«

»Zunächst wer sind Sie – Sie schlichen sich unter falschem Namen in mein gastliches Haus – Sie sind kein Geistlicher.«

»Sehr richtig! Ich bin kaiserlicher Offizier.«

»Ein Spion – ein Scherge.«

»Wie es Ihnen beliebt – ich habe kaiserliche Vollmacht zu handeln, und ich befehle kraft dieser Gewalt: Freiherr von Hadmar, Sie werden Köln nicht verlassen – Sie reisen nicht im Auftrage der Franzosenrotte nach Paris, wohin Sie eine Mission an Louvois führt.«

»Verrathen,« knirschte der Freiherr.

»Es ist so – die Puppenfabrikation ist ein rentables Geschäft – aber die Artikel müssen fest und sicher gearbeitet sein, wenn die Bälge der Figuren als Kassetten für geheime Papiere dienen sollen.«

»Der Stadtschreiber Thilmann ist ein Schurke.«

»Er thut seine Pflicht, Herr Freiherr – der fehlende Brief an Louvois ist in seiner Hand.«

Hadmar ließ das Haupt sinken.

»Ich werde mich Ihrem Befehle *nicht* fügen. Ich bin ein reichsfreiherrliches Haupt – Sie dürfen mich nicht halten ohne Beweise. Was geht die Puppe mich an? Was wissen die Hadmar's von Briefen an Louvois?«

»Ich hätte den in diplomatischen Dingen bewanderten Hadmar für unparteiischer gehalten. Eine Puppe, deren Leib nach Frankreich bestimmte Briefe birgt, wird durch die Tochter eines Mannes, dessen Neigungen für den Versailler Hof bekannt sind, der, mit den erklärten Gegnern des deutschen Reiches und des Friedens in unmittelbarer Verbindung steht, dem Schreiber Dietrich überbracht – ein vereideter Rathsmann der deutschen Stadt Köln entdeckt diese Briefe – und da finden Sie es noch seltsam – Sie wundert es – daß die kaiserlichen Diener den Mann, den Vater jener Tochter zur Verantwortung ziehen wollen – obenein, wenn er im Begriffe steht, im Auftrage des Prinzen von Fürstenberg nach Paris abzureisen. Oh – Herr Freiherr, Sie sind naiv.«

»Ich befehle Ihnen, von der Thür zu weichen. Ich werde nicht gehorchen. Was zum Teufel geht mich der Brief – was geht mich die Puppe, ein Geschenk meiner Tochter an die Enkelkinder unserer Wirthschafterin an?«

»Es würde Alles fast harmlos sein – es *kann* auch harmlos sein – aber es muß sich bald zeigen, denn der Schreiber Dietrich ist bereits in unseren Händen.«

Hadmar stöhnte leise.

»Gleichviel,« fuhr er fort. »Hier – hier!« rief er, mit zitternden Händen ein Papier ausbreitend. »Hier ist der kaiserliche Geleitsbrief, der mich unantastbar macht – ich

bin Ihrer Willkür nicht unterworfen, und die Zeit des Kongresses, die Zeit, in welcher die Berathungen der Gesandten hier in der freien Stadt tagen, ist eine geheiligte. Sie dürfen es nicht wagen, mich zu halten –«

»Ich erkenne dieses Siegel und diese Unterschriften an – aber ich folge der gebieterischen Pflicht und lege Ihrer Reise einige Hindernisse in den Weg.«

»Sie trotzen auf Ihren Soldatenrock, mein Bester,« entgegnete der Freiherr gefaßt. »Aber Sie könnten sich täuschen – sehr täuschen. Hören Sie dort unten das Getöse des Karnevals? Es bedarf nur eines Rufes von mir – meine Diener sind zur Hand, und zehn Minuten später würde das Haus von Masken wimmeln, welche den Verletzer der Maskenrechte empfindlich strafen – die Zeit des Faschings ist, wie Sie wissen werden, eine Zeit der vollkommenen Freiheit. Die Schergen und Häscher pflegen sie zu respektiren – also –«

Er machte eine Bewegung gegen das Fenster.

Der Abbé rührte sich nicht weiter – nur fuhr seine Hand blitzschnell in die Tasche seines Beinkleides und zog ein Pistol hervor.

»Sie nöthigen mich, Herr Freiherr, ein Mittel in Anwendung zu bringen, das Ihnen für ewig die Reisen unmöglich machen – Sie höchstens schnell und sicher in das Jenseits reisen ließe.«

Er hob die Pistole.

Der Freiherr ballte wüthend die Faust.

»Ein Mordanfall!« rief er. »Ah – ich habe die Ahnung, mein Freund, diese ganze Komödie sei ein Stücklein Banditentum – Sie sind wohl ein Bentelschneider, der, um die Börse des Freiherrn zu leeren, die Rolle des Sbirren spielt – ich bitte, machen Sie die Sache schnell ab – *eh donc* – ich bin in Ihrer Gewalt, da meine Pistolen mir durch Ihre geschickten Manöver unerreichbar sind – wie viel wollen Sie haben?«

Der Abbé lächelte bitter.

Von unten herauf tönte Lärmen – es schien, als kämen Leute in die Nähe des Gemaches – trotz seiner Festigkeit ward der Abbé doch sichtlich unruhig – diese Bewegung entging dem Freiherrn nicht – aber der Abbé riegelte die Thür ab und senkte das Pistol.

»Sie wissen,« begann er, »daß Hülfe in der Nähe ist – Herr Freiherr! Sie wissen, daß der kaiserliche Freibrief Ihnen, augenblicklich wenigstens, Schutz verleiht – Sie können also, wenn Hülfe kommt, fliehen – nach Paris gelangen. Es wäre sogar möglich, daß ich von den Dienern oder Masken gepackt, vielleicht selbst niedergeschlagen würde. In dieser Hinsicht sind Sie gedeckt. Aber ich würde die Leute, welche Ihnen zu Hülfe kämen, anreden – und durchaus keine Erklärungen in Betreff der Puppe abgeben – ah gewiß nicht – das wäre ja unklug, denn unsere Sache würde dadurch in die Oeffentlichkeit gebracht – o nein. Ich würde die Angreifer um zehn Minuten Gehör ersuchen, mich als kaiserlicher Offizier zu erkennen geben und dann den guten Leuten eine Geschichte erzählen.«

Der Freiherr richtete, trotz seiner Unruhe, einen fragenden und neugierigen Blick auf den Abbé.

»Eine Geschichte? In solchem Momente?« fragte er hohnlachend.

»Gewiß, Herr Freiherr,« sagte der Abbé, ihn scharf fixierend.

»Die Geschichte läßt sich auch Ihnen in kurzen Umrissen vortragen – ich will sehr knapp und scharf den Text zuschneiden.«

Seine Stimme wurde spitz und vibrierend.

»Denken Sie sich ein herrliches, im Glanze des Mondlichtes ruhendes Schloß – ein Schloß tief drunten in Italien – oh – Sie kennen gewiß solche Schlösser – es ist von Wald und Park umgeben – der Fluß rauscht sanft durch die mit Blumen und Lavendelblüthen bewachsenen Ufer – ein Fenster ist geöffnet, an diesem Fenster sitzt eine schöne, edle Frau. Sie hält ihren Knaben auf dem Schooße – ihre Gedanken sind bei dem fernen Gatten –«

Der Freiherr wankte.

»Bei dem Gatten,« fuhr der Abbé fort. »Sie hört nicht, wie zwei Strolche – ah nein – zwei Kavalieri herbeischleichen – wie Einer derselben die Leiter befestigt, welche der Zweite hält – die beiden Kavalieri dringen wie Räuber in das Zimmer – während der Eine den Knaben fortschafft, macht der Andere, ein toller, frevelhafter Lüstling, der schönen Frau den schändlichsten Antrag – und da sie heldenmüthig den Buben zurückdrängt, läßt dieser ihr die Wahl zwischen Schande und Tod. Die edle Frau

wählt nicht lange. Ohnmächtig gegen die rohe Kraft ihres nichtswürdigen Feindes giebt sie sich den Tod.«

Der Freiherr sank wie zerschmettert in den Sessel, sein Körper erzitterte, die Zähne schlugen gegeneinander.

»Der Mörder und sein elender Helfer entflohen,« fuhr der Abbé fort. »Aber die Rache ereilte den feigen Schurken, den erkaufte Richter schützten. Jener Knabe rächte, als er zum Jünglinge herangewachsen war, die Mutter, indem er dem Mörder das Gehirn zerschmetterte. Der zweite Bube läuft in der Welt umher, beladen mit Reichthum und Würde, aber immer auf krummen, dunklen Wegen.«

Er hielt inne.

»Diese Geschichte, Herr Freiherr,« ließ er sich weiter vernehmen. »würde ich den Leuten erzählen, die Sie herbeirufen wollen.«

»Nun? Und – und dann?« stammelte der Freiherr. »Was wollten Sie – dann überhaupt bezwecken?«

»Ich würde zuletzt,« rief der Abbé mit donnernder Stimme, ich würde hinzufügen: Der Jüngling, der seine Mutter rächte, ist zum Manne geworden. Er hat unablässig den Helfer des schändlichen Betuzzi gesucht – er hat ihn gefunden. Der Mordgeselle ist der Mann, der hier vor Euch steht – der Genosse des verrätherischen Prinzen von Fürstenberg, er will Deutschland eine Wunde versetzen; wie sein gerichteter Kumpan die Lucrezia Obizzi vernichtete, will er, der Freiherr von Hadmar, die Anhänger des Kaisers vernichten – und daran will ich ihn hindern – ich, der Sohn der Gemordeten, Fernando Obizzi.«

Der Freiherr stieß einen furchtbaren Schrei aus – er starrte den Marquis mit weit aufgerissenen Augen an.

»Wollen Sie nicht die Bedienten zu Hülfe rufen, Herr von Hadmar?« sagte der Marquis höhnisch. »Bitte, *Mon-signoro* – reisen Sie doch im Auftrages des Herrn Prinzen nach Versailles – die Kouriere sind ja so wichtig.«

Hadmar vermochte nicht eine Bewegung zu thun.

»Obi – zzi – Sie waren es – ja – das Verhängniß hat mich ereilt.«

Der Marquis näherte sich dem Freiherrn. Er legte seine Hand auf dessen Schulter und schüttelte ihn leise.

»Ich gehe, Herr Freiherr,« sagte er nachdrucksvoll. »Ich stelle keine Wache vor Ihr Haus – vor Ihre Thüre – denn ich weiß: Sie werden nicht reisen. Aber Sie sind dessenungeachtet bewacht – belauscht. Wenn Ihre Ansichten sich ändern sollten – dann wehe Ihnen. Ich würde auf schnellem Rosse hinter Ihrem Wagen sein – ich würde Sie einholen und Sie in der nächsten Minute so zu Boden strecken, wie es mit Raimund Betuzzi geschehen – ich kann vielleicht zur Verantwortung gezogen werden, wenn ich dem reichsfreiherrlichen Hadmar entgentrete, aber es giebt keinen Richter, der den Sohn verdammen würde, weil er den Tod seiner Mutter rächt. Sie werden Köln nicht verlassen. – Ich gehe hinweg, um die Sache des Kaisers weiter zu führen. Wir sehen uns wieder.«

Er verließ das Zimmer des Freiherrn mit festen Schritten.

In sich zusammengesunken – starr zur Decke des Gemaches blickend, ruhte der Freiherr erschöpft in dem

Sessel. Es war ihm, als hielten hoch über seinem Haupte Gestalten aus längst entschwundenen Zeiten einen gespenstischen Reigentanz; er sah Lucrezia erscheinen – die finstern Züge Beluzzi's meinte er zu erblicken, und angstvoll kreischte er auf, als eine Hand ihn berührte.

Es war die schöne, zarte Hand Christinens.

»Um aller Heiligen Willen, mein Vater, was ist geschehen?« rief das Fräulein, vor ihm niedersinkend.

»Nichts – oh Nichts,« stammelte der Freiherr, seine Stirn trocknend. »Dieser verkappte Abbé – nun ja – er enthüllte mir noch ungeahnte Gefahren – ich bin dadurch auf's Tiefste erschüttert worden.«

»Oh – Sie werden nicht reisen?« rief Christine.

»St – nein – nein. Die Diener sollen den Wagen abschirren – ich bleibe hier.«

»Gelobt sei Gott,« jubelte das Fräulein, zum Fenster eilend.

Von der Straße her tönte das Gelärme der Masken – die Gewerke begannen, ihre Abgesandten auszuschicken, und von Musikbanden begleitet zog der Kölner Hanswurst: den Bellen oder Schellengeck tanzend und mit den Schellen klingend, die Peitsche handhabend, von Haus zu Haus, den Beginn des teuen Festes kündend.

Während diese Szenen im Hause des Freiherrn stattfanden, näherte sich dem Mauritiusplatze ein Trupp von

fünf Reitern. Diese Reiter waren der Gegenstand höchsten Interesses für die Massen, welche in allerlei bunten Verkleidungen, mehr oder weniger verlarvt, die Plätze und Straßen durchflutheten. Der Vorderste jener Reiter trug ein langes schwarzes Gewand, das ihm bis an die Fersen reichte. Ein aufgeschlagener Hut bedeckte das mit ungeheurer Perrücke verzierte Haupt, und eine nicht minder ungeheuerliche Nase nebst daran hängender grüner Brille machte das Gesicht unkenntlich. Der Reiter hielt einen Stab in der Hand. Seine vier, ebenfalls berittenen Begleiter waren in ein Kostüm gehüllt, welches sehr eilig zusammengerafft schien. Sie trugen Weiberröcke und Perrücken aus Hobelspänen. Zwei hatten Reisbesen in den Händen, und einer hatte statt des Hutes einen kupfernen Kessel auf die Perrücke gestülpt. Die Straßengugend empfing sie Alle mit donnerndem »Hurrah« – die Hanswürste bombardirten mit Kohlstrünken und Rüben – was die Reiter sehr ruhig hinnahmen und sogar zum Dank für solche Zusendungen ihre Pferde hoch aufbäumen ließen – eine Galanterie, die jedesmal vom Publikum mit Jubel und Beifall begrüßt ward.

So rückte die wunderliche Kavalkade durch die Minoritenstraße bis in die Nähe eines schönen Hauses, welches über seiner Thüre ein in Stein gemeißeltes Reliefbild, die That des heiligen Martin darstellend, trug. In der Nähe dieses Hauses machten die Reiter Halt. Sie waren bald von einem Haufen Masken umringt, deren Gespötte und Witze, sowie mannigfache Fragen sie aushalten und zuweilen beantworten mußten.

Der Führer mit der langen Nase und der grünen Brille kümmerte sich gar nicht um die Menge, sondern blickte unverwandt auf das Haus zum heiligen Martin. Er hatte so wenig Sinn für die Schicksale seiner Begleiter, daß er nicht einmal den Kopf wendete, als einige verwegene Jungen den Reitern auf die Pferde kletterten und von Jenen durch weit hinschallende Ohrfeigen wieder hinabgestürzt wurden, was von dem großen Haufen durchaus gebilligt ward, der Maskenfreiheit über Alles hoch hielt. Plötzlich jedoch schien der Mann mit der Nase sich aufzuraffen.

»Achtung!« kommandierte er. »Sie kommen.«

Dieser Ruf galt einer Bewegung vor dem Hause zum Martin, dessen Thorflügel sich öffneten, um einen mit Blumenguirlanden gezierten – offenen Wagen hinauszu lassen. Im Fond dieses Wagens saß ein maskirter Herr im Kostum eines italienischen Capitano – eine jener Masken mit großem Fechthute, mächtiger Halskrause und ellenlangen Handschuhstulpen, mit Raufdegen und Pistolen bewaffnet – die in den italienischen Possen die Rolle der Renommisten spielen.

Hinten auf befanden sich zwei Diener in feuerrother Livrée mit Affenlarven auf den Köpfen. Der Kutscher war ganz gewöhnlich angezogen, nur verkappte eine Papageilarve sein Antlitz. Die Menge wandte sich sofort von den Reitern dem Wagen zu, der sehr schnell aus dem Hause nach der Marzellenstraße lenkte. Er mußte dicht an den Reitern vorbei, die ihn sogleich umringten.

»Aha – das ist eine ganze Maskengesellschaft,« sagte Einer aus der Menge. »Sie gehören zusammen.«

»Es giebt einen Hauptspaß!« rief es überall.

Der Reiter mit der langen Nase ritt dicht an den Schlag des Wagens, und so von den Fünfen geleitet, fuhr der Capitano die Straße entlang.

Anfangs schien er dies Ganze für einen zufälligen Maskenscherz zu halten – da aber die Begleitung keine Miene machte, sich zu entfernen, gab der Capitano den Befehl, schneller zu fahren. Sogleich setzten sich die Reiter in Trab.

Der Capitano ward sehr unruhig, er warf sich auf dem Sitze des Wagens hin und her, zum großen Gelächter der Menge, welche diese Bewegungen für einstudirt und für den Beginn einer Maskenscene hielt.

»Es ist genug des Scherzes, mein Freund,« sagte der Capitano zu dem Reiter mit der langen Nase. »Laßt den Wagen jetzt frei.«

»Oh,« entgegnete der Reiter. »Wir bleiben Ihnen zur Seite – es ist so hübsch, mein Herr.«

»Ich will es aber nicht.«

»Weshalb denn nicht?«

»Weil Ihr Geleite mir lästig ist.«

»Masken sind Ihnen lästig?«

»Allerdings. Sie sollen fortbleiben.«

Aber die Reiter kehrten sich an solche Einwendungen nicht – sie blieben dicht bei dem Wagen, und der Capitano wandte sich fast erschreckt um, als einer der hintenauf sitzenden Diener einen heftigen Schrei ausstieß.

»Was giebt es,« rief der Capitano.

»Das geht zu weit,« antwortete der Diener.

»Der Maskirte dort hat mich sehr heftig mit dem Besen gestoßen.«

»Ich verbiete diesen dummen Spaß,« rief der Capitano, sich hoch aufrichtend.

Er wollte damit imponiren, sah aber nur sehr komisch aus und die Menge brüllte ein weithin schallendes »Bravo«. Fast zu gleicher Zeit faßte der Reiter mit der Nase den Capitano und drückte ihn auf den Sitz nieder.

»Lassen Sie meine Schulter frei,« gebot der Capitano. Der Reiter schüttelte das Haupt.

»Vorwärts!« rief der Capitano – die Reiter galoppirten. »Ich soll also aufgehalten werden?«

»Nehmen Sie mich in den Wagen,« schrie der Nasenmann.

»Niemals – die Freiheit der Masken darf nicht übertrieben werden, mein Herr.«

»Hussah! Sehr gut gespielt,« heulte die Menge.

»Allons,« rief der Nasenmann. »Wir reiten mit Euch.«

Zugleich fielen die andern Reiter gegen die Bedienten aus.

Jetzt schien das Ende der Scene gekommen, denn der Capitano zog blitzschnell den Degen und führte einen wüthenden Hieb nach dem Nasenmann, der diesen Ausfall mit seinem Stabe parirte.

Im ersten Augenblicke nahm die Menge das Ganze noch immer für eine Komödie, aber als die Hiebe des Capitano sich wiederholten und der Nasenmann sich kaum

noch derselben erwehren konnte, durchlief schon ein Gemurmel des Unwillens den Haufen.

»Das ist schöne Maskenfreiheit,« rief der Nasenmann.

»Das ist doch arg – diese Herren im Wagen dort scheinen nicht die Rechte des Karnevals zu kennen – sie hauen scharf ein.«

»Zurück von meinem Wagen,« donnerte der Capitano, den Degen schwingend.

»Maskenfreiheit!« rief die Menge. »Laßt sie nicht weiter.«

»Vorwärts,« geboten die Diener dem Kutscher.

Aber schon machte die herandrängende Masse dieses Weiterkommen fast unmöglich.

Rings umher wogte es, und die Fäuste hoben sich drohend – die Pferde bäumten sich empor – die Bedienten schimpften – der Capitano tobte.

»Sie haben die Waffen gebraucht im Karneval. Schlagt sie nieder.«

»Nicht von der Stelle!« schrieen die Masken.

Der Nasenmann hob sich im Sattel.

»Herr von Courtin,« raunte er dem Capitano zu. »Sie wollten die Maskenfreiheit benutzen, um aus Köln zu kommen – es ist vereitelt. Wenden Sie um.«

Der Capitano fuhr wüthend auf.

»Schergen! Häscher!« rief er.

»Keine Anklagen gegen mich,« sagte halblaut der Reiter, »oder ich gebe Sie der Menge Preis. Sie wird Ihren Wagen plündern – man findet dann Allerlei.«

»Ha – ein Verrath.«

»Ich hetze Ihnen die Masken auf den Hals.«

»Vorwärts!« rief der Capitano – aber die Reiter waren auf's Neue mit den Bedienten in heftigen Konflikt geraten, und die Menge nahm für die beleidigten Masken Partei.

»Diese Störer müssen aus dem Karneval entfernt werden,« schrie ein Mann, der das Kleid eines lustigen Rathes trug.

»Zurück in Eure Wohnung,« brüllten die Andern.

»Wendet den Wagen um,« tönte es.

»Gehorchen Sie, gnädiger Herr,« sagte der Nasenmann. »Es ist umsonst. Sie mußten aufgehalten werden – damit Ihre Reise nach Frankreich unausgeführt blieb.«

Courtin, der Capitano, fiel auf den Sitz seines Wagens nieder – er übersah die Lage schnell genug.

»Eine Falle,« knirschte er.

Die Befehle zum Umkehren brauchte er nicht zu geben, denn schon wendete die Menge die Pferde zurück, und unter einem Hagel von Rüben, Kohlstrünken und Gypskugeln – unter Heulen und Zischen trat der Wagen den Rückzug zum Hause des heiligen Martin an. Das Getümmel und der Lärm hatten die Stadtknechte herbeigerufen, welche die Ordnung aufrecht erhalten mußten. Mühsam bahnten sie sich einen Weg durch das Gedränge

–

»Ihr bleibt vor der Thür des Hauses,« zischelte der Nasenmann dem Ersten zu. »Befehl der Stadt Köln.«

Die Diener hielten sich auf dieses Geheiß dicht zu den Reitern, welche den heimkehrenden Wagen geleiteten und die wüthende Menge abwehrten.

So gelangte der Wagen mit dem in tiefer Melancholie sitzenden Capitano wieder an das Haus. Hier wollte die erzürnte Masse noch eine Attaque wagen, aber die Knechte und die Reiter drängten sie zurück.

»Oeffnet den Thorweg schnell,« gebot der Reiter, und unter einer Salve von allerlei Dingen, welche deutliche Spuren auf den rothen Röcken der Diener zurückließen, rollte der Wagen in den Thorweg, dessen Pforten sich hinter dem Capitano und seinen Dienern schlossen.

»Gefangen!« knirschte Courtin.

Die Masken stürmten gegen das Thor – einige Scheiben wurden eingeworfen – der Nasenmann lenkte jedoch sein Roß in den dichtesten Haufen.

»Gelassen, Ihr Freunde des Karnevals,« rief er. »Die Frevler werden bewacht – vor die Thür des Hauses sind Diener unserer freien Stadt postirt – Niemand darf hinaus.«

»So ist's recht! Es lebe Köln! Es lebe das Maskenrecht!« rief die Menge. »Nieder mit den Franzosen! Sie wohnen hier.«

Aber die Stadtknechte bildeten einen Wall gegen die Tumultanten und der Strom verlief sich allmähig. Unter dessen war der Mann mit der langen Nase unter dem Jubel der Menge die Marzellenstraße hinabgesprengt.

Er hielt an der Ecke und blickte scharf hinunter auf die Straße.

Ein Abbé, dessen Antlitz mit schwarzer Maske bedeckt war, kam hastig auf ihn zu.

»Gelungen?« rief der Geistliche.

»Vollständig. Courtin sitzt fest im Loche.«

»Bravo!« jubelte der Abbé. »Ich eile in das Karmeliterkloster, wo Königseck und die Gesandten mich erwarten. Zwei der Abgesandten sind fest gemacht. Wenn Georg Thilmann glücklich ist – dann haben wir gewonnen.«

Der Stadtschreiber und Syndikus Thilmann war mit Briget, wie wir wissen, in dessen Zimmer getreten. Der Sekretär ahnte bereits einen schlimmen Zwischenfall. Er barg nur noch mühsam seine Unruhe.

»Sie bringen ein Schreiben, dessen Verlust für uns oder für mich nachtheilig sein könnte?« fragte er artig.

Georg nahm dem Sekretär gegenüber Platz.

»Es verhält sich so,« sagte er. »Sie werden mir Dank wissen.«

Briget trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte, als der Syndikus langsam das Schreiben entfaltete.

»Sie sehen,« mein Herr,« sagte Briget, »ich habe Eile – meine Zeit ist gemessen. Ein sehr dringendes Geschäft führt mich aus Köln fort – mein Pferd steht drunten gesattelt.«

Der Syndikus ließ sich vollkommen Zeit. Er nahm vorsichtig das Papier in beide Hände, so daß der Sekretär es nicht etwa durch kühnen Griff ihm entreißen konnte und hielt es Briget vor die Augen

»Kennen Sie das?«

Briget steckte den Kopf vor – er betrachtete aufmerksam die Schrift und war Meister in der Verstellungskunst genug – um nicht die leiseste innere Bewegung zu verathen.

»*Eh donc* – das ist *remarquable* genug,« sagte er, den Erstaunten spielend. »Es ist ein Brief an Herrn Louvois.«

»Gewiß. Und es ist ein schwerer Anklagebeweis gegen den, der diesen Brief geschrieben.«

»Ohne Zweifel, Herr Syndikus – *mais mon dieu* – wie kommen Sie damit zu mir?«

Georg erhob sich schnell. Er mußte dem verschmitzten Diener Fürstenberg's scharf zu Leibe gehen.

»Weil,« sagte er fest, »weil Niemand anders diesen Brief geschrieben hat als Sie, Monsieur.«

Briget schien mit dieser Anklage sehr zufrieden.

»Ich konnte mir denken,« sagte er lächelnd, »daß die deutsche Partei die Diener des Herrn Prinzen sofort in Verdacht haben werde, als sie diesen Brief auffand. Sie irren sich aber sehr, mein Theuerster. Ich weiß weder von diesem Briefe das Geringste, noch habe ich ihn geschrieben. Wie kommen Sie zu dieser kühnen Behauptung?«

»Ich habe Verdacht, Monsieur Briget, und das genügt.«

»Genügt? Wozu?«

»Sie um Erklärungen zu bitten, die – –«

»Erklärungen? Ah – ich gab Ihnen solche bereits. Ich bin dem Schreiben ganz fremd – so fremd, wie das Schreiben mir.«

»Sie werden mir erlauben, daran zu zweifeln.«

»Nach Ihrem Belieben, aber es kann das kein Grund sein, meinen Spazierritt aufzuhalten – bitte, *mon cher*, lassen Sie mich. Ich bin bis morgen früh zurück, dann können wir weiter sprechen.«

Georg that einige Schritte zurück – öffnete die Thür und erblickte die Stadtdiener vor derselben.

»Was soll das heißen?« fragte Briget entrüstet.

»Monsieur,« fuhr Georg fort. »Ich möchte Ihrem Worte glauben, allein ich bin ein Diener der Stadt, und der hohe Rath, der in seiner Mehrzahl genau auf kaiserlicher Seite steht, hält es für Pflicht, den Schreiber des Briefes zu ermitteln, dessen Inhalt die Spuren zu einem Komplote aufdeckt. Sie werden sich ohne Zweifel rechtfertigen können – aber eine solche Rechtfertigung muß vor dem Rathe der Stadt Köln stattfinden. Ich bitte Sie, mir zu folgen.«

Briget that einen Sprung.

»Wie? Ich soll jetzt mit Ihnen –«

»Auf das Rathhaus sollen Sie mit mir gehen.«

»Das ist zu stark!« rief Briget. »Ich muß zum Prinzen, um seine Hülfe anzurufen – das ist ein Attentat auf die Freiheit eines reichsherrlichen Hauptes, dessen Diener ebenfalls respektirt werden müssen.«

»Sie werden mich nicht zwingen, Gewalt zu brauchen. Werfen Sie einen Blick auf den Gang vor Ihrem Zimmer – die Thür ist von Dienern der Stadt bewacht.«

»*Ah c'est abominable!* und noch dazu im Karneval? Ich werde die Maskenfreiheit anrufen. Alle Gerichtsverhandlungen ruhen jetzt.«

»Nicht, wenn Hochverrath im Spiele ist!«

»Mein Herr – Sie sprechen dreist – sehr dreist. Es handelt sich um eine schwere Anklage, die Sie auf einen Diener des Prinzen wälzen!« rief der Sekretär, dessen Antlitz der Zorn röthete.

Georg war in den Künsten der Verstellung nicht erfahren. Er zweifelte keinen Moment an der wirklichen Erregung des Beschuldigten und fürchtete bereits, zu weit gegangen zu sein.

»Monsieur,« begann er. »Sie werden es begreiflich finden, wenn ich als Diener des Rathes und der Stadt einen Verdacht gegen den Mann hegte, der als Nächststehender des Prinzen gilt.«

»Sie sind Advokat – ich weiß es,« entgegnete Briget sehr ruhig. »Ich finde das begreiflich. Ihr Herren habt stets mit Leuten von zweifelhafter Existenz zu schaffen. – Es ist natürlich, daß ein Mißtrauen Wurzel faßt. Ich bin mir keiner Schuld bewußt, und damit Sie sehen, wie sehr ich meiner Sache gewiß bin – erbiете ich mich, Sie zu begleiten.«

Georg verneigte sich zustimmend.

»Er weiß, daß Dietrich den Brief schrieb,« sagte er zu sich. »Er kann daraufhin mitgehen.«

Der Syndikus war einigermaßen in Verlegenheit, denn der Sekretär mußte durch die Menge der Masken und des Volkes geschafft werden, die bereits das Fortkommen in den Gassen erschwerte. Außerdem war diese Berufung

zum Rathe nur ein Vorwand, um den Kourier aufzuhalten, bis eine Untersuchung eingeleitet, eine Anklage erhoben werden konnte. Das hoffte man mit Bestimmtheit durch die erfolgte Festnahme des Schreibers Dietrich zu bewirken. Obizzi's Anordnungen gemäß hatten die Männer bisher gehandelt – der Marquis freilich schreckte vor Nichts zurück. Ihm galten die Privilegien und Rechte der Stadt und des Karnevals sehr wenig, wenn er an das Ziel gelangen konnte. Anders mußte Georg denken und fürchten. Er war ein Mann des Rathes – die Stadt Köln war eifersüchtig auf ihre Rechte – sie hatte es bewirkt, daß der Marquis von Grana abberufen wurde und daß seine Leute in kölnischen Dienst getreten waren – ein Offizier des Marquis und mehrere ihm untergebene Leute hielten sich in Köln verborgen und arbeiteten für den ausgewiesenen Marquis – sie wagten es, auf kölnischem Grund und Boden Verhaftungen, vielleicht Angriffe auf das Leben eines Verdächtigen vorzunehmen, und mit diesen Männern stand Georg in enger Verbindung. Wenn nun auch im Rathe eine ziemlich starke deutsche Partei vertreten war, die sich eidlich und gern dem Reiche wider die Franzosen verpflichtete, so waren doch auch zweifelhafte Leute darunter, und wenn es nicht gelang, die franzosenfreundlichen Herren eines Verbrechens zu überführen, dann schwebte ein großes Unheil – eine Anklage wegen Verletzung der Privilegien Kölns über die Häupter Aller, welche bei solchem Handel betheiligt gewesen und Georg, als ein Mitglied des Rathes, traf eine ganz besonders schwere Ahndung. Es blieb jedoch keine

Zeit zum Ueberlegen – der Marquis durfte den Syndikus nicht für einen Zaghafteu halten – endlich hoffte Georg, daß ein Gelingen der Sache, bei welcher er besonders betheiligt war, für die Hadmar's günstig wirken könne. Er wollte sich als Lohn für seine Dienste die Begnadigung des Freiherrn erbitten.

Als daher der Sekretär sich zum Verhör zu stellen erbat, nahm Georg diese Zusage hastig an.

»Ich bitte, mir zu folgen,« sagte er.

»Sie gestatten,« sagte Briget, »daß ich meine Kleider wechseln darf. Die schweren Stiefel, welche ich zum bevorstehenden Ritt anzog, würden bei dieser Promenade durch die Menge und durch die Gassen den Gang sehr erschwerend.«

Er schellte. Sein Diener trat ein.

»Sie gestatten mir – in das Nebenzimmer zu treten, in zwei Minuten bin ich wieder hier. Hilf mir die Stiefel wechseln,« rief er dem Diener zu.

»Ich bitte, Monsieur Briget,« sagte Georg zuvorkommend. »Ich erwarte Sie hier.«

Der Sekretär war mit dem Diener schon im Nebenzimmer, dessen Thür er leise verriegelte.

»Joseph,« flüsterte er. »Ich muß fliehen, die Deutschen sind uns auf der Spur – ich gehe die Hintertreppe hinab, über den Hof und dann auf's Pferd. Poltere jetzt ein wenig.«

Joseph warf jetzt einige Sachen hin und her.

»Gut – poltere weiter, aber höre.«

»Ich höre, gnädiger Herr.«

»Der Syndikus wird mich verfolgen wollen – suche ihn durch irgend ein geschicktes Manöver aufzuhalten – dann eile zum Prinzen und benachrichtige ihn von dem Vorgange und melde, daß sie den Brief gefunden haben – weiter Nichts – Ich bin gleich bereit, Monsieur Syndikus,« rief er laut.

»Ist das Pferd unten?« flüsterte er.

»Es wird vor dem Thorwege gehalten,« sagte Joseph.

Der Sekretär hatte eine Sammetlarve vorgelegt und huschte leise zur Thür hinaus – stieg die Treppe hinab und war bald an der Hausthür – dann schwang er sich in den Sattel, unbekümmert, ob die Masken ihn neckten. Er trieb den Gaul an, setzte sich, an der Ecke der Gasse angelangt, in Trab und hatte bald genug das Thor erreicht – Köln hinter sich. – Joseph war auf demselben Wege wie sein Herr entschlüpft, er stand vor der Thür.

Die Masken zogen in dichten Schwärmen vorüber, eine ausgestopfte Puppe – den Trübsinn darstellend, ward vorübergetragen, um unter lächerlichen Ceremonien verbrannt zu werden.

Joseph blickte recht auffällig um sich – dann lachte er überlaut.

»Was ist denn?«

»Er lacht wie toll.«

»Giebt's einen Spaß?« riefen verschiedene Masken.

»Freilich,« antwortete der Diener. »Bald wird's so kommen. Ein Herr vom Rathe, ein Freund meines Gebiets ist droben. Er hat mit diesem gewettet, daß er ihn festhalten wolle unter dem Vorwande, mein Herr sei ein

Räuber. Mein Herr aber wettete dagegen: der Karneval schütze ihn und er komme überall mit Hülfe der Masken fort. Schon viermal ist mein Herr davongekommen seit heute früh, denn immer schützten ihn die Masken. Der Rath hat sogar Stadtdiener mitgenommen und verfolgt ihn von Haus zu Haus – aber er hat bis jetzt stets abziehen müssen – da – da wird's losgehen.«

In diesem Augenblick stürmte Georg Thilmann aus dem Hause. Sein Gesicht war todtenbleich, seine Augen funkelten wild – die Haare flatterten um seine Schläfen.

Georg war in dem Zimmer dicht an der Nebenthür sitzen geblieben, er hatte Briget's letzten Ruf noch vernommen, das Poltern gehört – und keinen Betrug geahnt. Als es im Nebengemache stille wurde, nahm Georg's Besorgniß wesentlich zu. Er eilte zur Nebenthür und rüttelte heftig – sie war verriegelt. Georg donnerte dagegen – Niemand antwortete. Es bedurfte keines Nachdenkens oder Ueberlegens – Georg war hintergangen.

Auf seinen Ruf eilten die Stadtdiener herbei – es gelang, die Thür zu sprengen – das Zimmer war leer – eine andere kleine Thür war verschlossen, sie führte ohne Zweifel zu einem Ausgange, den Briget für sein Entkommen benutzt hatte.

Von Dienern war Nichts zu sehen – der Syndikus eilte daher wie ein Wahnsinniger die Treppe hinab und kam grade vor dem Hause an, als Joseph jenes Märchen dem schon von Wein und Lustigkeit halb berauschten Maskenpöbel mittheilte.

Georg blickte umher – die Menge empfing ihn mit Lachen.

»Wohinaus ist der Mann?« rief der Syndikus verzweifelt.

»Wer? Wer?« fragten höhnend die Masken.

»Ein Reiter – ein Mann im Reisekleid! Ein Verräther!« rief der Syndikus.

Schallendes Gelächter ertönte. Die Hanswürste und Schellenbuben, die Teufel und Bartjuden umringten den Syndikus – hunderte von Stimmen riefen:

»Dorthin – nach rechts.«

»Nein, nach links,« schrieten eben so viele Andere.

»Schurken, gebt Raum,« donnerte der Syndikus.

»Ha! Ha! Ha!« jubelten die Tollen.

»Er will seine Wette gewinnen! Er will dem Schützling des Karnevals zu Leibe.«

»Mir nach – vorwärts,« gebot Georg den Stadtdienern.

»Im Namen der Stadt Köln.«

Er warf sich in den dichten Haufen, die Diener drängten ihm nach.

»Ho! Ho!« brüllten die Masken. »Keine Gewalt auf dem Göllich! Alles frei hier.«

Immer dichter wogten die Massen heran – von hundert Neugierigen wurden fünfzig andere herbeigelockt – ein Knäuel von Menschen wickelte und wirrte sich zusammen.

»Maskenfreiheit!« rief es überall – was dem Offizier Bagnacco förderlich gewesen war, um Courtin anzuhalten:

die Maskenfreiheit – das trat hier dem Syndikus hemmend entgegen. Vergebens bemühte er sich, den Nächststehenden die Gefahr auseinander zusetzen – kein Wort half, die Stimme des Syndikus ward übertönt, und mit genauer Noth entrann er dem fast erstickenden Gewirre und den drängenden Massen. Verzweiflungsvoll stürzte er in die nächste Seitengasse – hier erst schöpfte er wieder Athem.

Der listige Kourier war entkommen und jagte im gestreckten Galopp auf die Grenze zu.

Georg raffte sich auf. Er wußte noch nicht, ob der Marquis und seine anderen Helfer glücklicher gewesen waren – er stürmte nach dem Hause Obizzi's.

Joseph, der Diener Briget's, war unterdessen auf dem Wege zum Hause der Gräfin. Er hoffte dort den Prinzen am sichersten zu finden. So sehr dem Diener auch der Streich gegen den Syndikus geglückt war – er fürchtete dennoch ein Mißlingen, weil die von Menschen, maskirten und unmaskirten, wimmelnden Straßen den eiligen Boten oftmals aufhielten. Joseph gelangte nur langsam vorwärts.

VIII. OBIZZI.

In dem Refectorium des Karmeliterklosters war um eben diese Zeit eine kleine aber auserlesene Gesellschaft versammelt. Graf Königseck, der Baron von Isola, Otto von Schwerin und Graf Sparren befanden sich in dem

großen, düstern Saale, der von der Stadt Köln den Gesandten als Ort ihrer Sitzungen angewiesen und eingeräumt worden war. In heftiger Aufregung schritt Isola in dem Saale auf und nieder.

»Die Stunden, Ihr Herren, sind kostbar,« rief er. »Keine Zeit darf dem Feinde gegönnt werden – und dennoch – dennoch säumen die Herren von Holland, Spanien und England. Was gilt's? Sie fahren zwischen den Masken umher – es gilt Ihnen, die deutsche Sache – der Frieden im Reiche Nichts.«

»Fürwahr,« sagte zornig Schwerin. »Gälte es nicht kaiserlichem Dienste und der Sache des Vaterlandes – ich wendete diesem Kongresse den Rücken und eilte nach Berlin zurück, meinem Kurfürsten zu melden: die Sache der deutschen Fürsten ist verloren – rettet die Eurige, gnädiger Herr.«

Er warf zornentbrannt die Aktenstöße übereinander.

»Silentium – Ruhe, Ihr Freunde!« rief Sparren. »Wir dürfen nicht Alles aufgeben – ist doch die Sache im besten Gange. Hier – unser Graf Königseck hat Vieles durchgesetzt – die beistimmende Antwort des Kurfürsten ist auf dem Wege nach Wien – mit Windeseile reist der Kourier – schneller als die listigen Franzosen meinen, wird die kaiserliche Antwort, begleitet von klingendem Gelde, hier sein. Unsere Feinde sind geschlagen – sie bereiten wohl etwas vor, aber wir werden sie überlisten und mit dem freigemachten Fürsten treten wir vor die Tafel der Gesandten – der Friede ist schnell unterzeichnet – die

Gewalt der Waffen darf nicht länger triumphiren. Dieses Stocken, dieser Halt macht den Franzosenkönig ohnmächtig. Seine Erfolge sind nur auf die Uneinigkeit der Deutschen berechnet – einmal geeinigt und wir trotzen seiner Macht.«

Der Baron hielt in seinem heftigen Gange an.

»Gott gebe es,« rief er, »aber ich fürchte, an der Lauheit der Gesandten hat Ludwig den besten Verbündeten – wo ist der Bote? er soll mit Gewalt die Herren hierherrufen – wir müssen arbeiten – die Zeit für Mummenschanz ist noch nicht gekommen.«

Zum größten Staunen der Herren trat jetzt erhitzt, die Kleider mit Schmutz und Staub bedeckt – ein Abbé in den Saal.

»Obizzi!« riefen Schwerin und Isola.

»Ich bin's gnädige Herren,« ächzte der Marquis. »Keine Zeit zu verlieren – Alles auf dem Spiele – oh einen Trunk Wein – ich sinke um.«

Während Isola den Marquis zum Sessel geleitete, goß Schwerin einen Becher voll Wein, den Obizzi eilig hinunterstürzte.

»Reden Sie! Was ist geschehen?«

Stammelnd und mühsam die Worte herausstoßend, berichtete Obizzi die Ereignisse.

»Ich wußte es!« rief Isola. »Sie triumphiren aber zu früh.«

»Die Verräther sind in unseren Händen,« fiel Königs-eck ein, »und der kaiserliche Kourier wird Wien schnell

genug erreichen. Haltet den Kurfürsten nur fern von dem bösen Prinzen.«

»Gnädiger Herr,« sagte Obizzi, sich erhebend.

»Ihr Kourier ist leider der größte Schuft – er hat sicherlich den Brief des Kaisers an Fürstenberg ausgeliefert – der Prinz weiß Alles.«

Königseck erbleichte – Alles stand auf dem Spiele.

»Sie träumen, Marquis!« rief er.

»Mit offenen Augen niemals, Herr Graf. Albus ist im Komplotte mit den Franzosen – ich bin davon überzeugt. Der Prinz hat mit ihm zusammen sein nichtswürdiges Spiel gespielt – und Sie haben die Partie verloren. Albus lieferte das Schreiben in des Prinzen Hände – dieser kennt den Inhalt – daraufhin ward die Botschaft nach Versailles beschlossen.«

»Und der Kourier? Er ist fort.«

»Ja – aber er reitet langsam – sein Pferd kann sich überschlagen – Albus wird in irgend einem Dorfe krank liegen – ha! ha! ha! Sie kennen die List der Franzosen schlecht – diese Burschen arbeiten mit dem Teufel im Bunde.«

Die Gesandten riethen eilig hin und her – sie brachten vier bis fünf Vorschläge auf ein Mal zu Tage.

»Nichts da,« entschied Schwerin. »Diese Gefahr muß abgewendet werden. Oh – wie konnte man nur *einen* Kourier absenden, Herr Graf,« bat er Königseck, »setzen Sie sich nieder – ich beschwöre Sie, schreiben Sie sofort jene Depesche an den Kaiser und Lichtenstein noch einmal, dann versiegelt und einen treuen Mann gefunden,

der stehenden Fußes nach Wien reitet, das kostbare Dokument abzuliefern. Ich stelle diesen Mann. Es ist mein Diener, Wachtmeister Herbert vom Dragoner-Regiment des Kurfürsten von Brandenburg – er wird sich eher todtschlagen lassen, als das Dokument ausliefern –«

»Das ist das Rechte,« rief Obizzi.

»Eilen Sie – eilen Sie!« riefen Alle.

Königseck ergriff die Feder.

»Unterdessen,« befahl Isola, »rufen wir die Gesandten zusammen – dringende Angelegenheit – Verrath im deutschen Reich – die Verdächtigen, die Festgehaltenen werden vor die Ambassade gezogen – sie sind vogelfrei.«

»Jetzt? Im tollen Fasching?« mahnte Sparren. »Meine Herren, Sie wagen zu viel.«

»Aber wenn der Schreiber auf die Folter geworfen, wenn der alte Freiherr mit dem Tode bedroht wird,« polterte Isola. »Wenn man dem Monsieur Courtin ein Pistol auf die Brust setzt –«

»Sie sind in der freien Stadt Köln – im Fasching,« wendete Sparren ein. »Die Zeit des Kongresses macht diese Leute unantastbar. Sie gehören Alle zum Kongresse – *voilà le diable* – wie die Franzosen sagen.«

»Wie müssen handeln,« rief Isola. »Am Berathen – an dem ewigen Deuteln – an der Sorge um die Fremden ist schon so viel in Deutschland zu Grunde gegangen, und da die Verräther einmal in unseren Händen sind –«

»Sie haben die Herren doch sicher?« fragte Sparren den Marquis.

»Zwei sind fest,« antwortete lachend Obizzi. »Der Schreiber sitzt im Thurm – den Vierten, den Herrn Briget, habe ich dem sicheren Manne der Stadt Köln, dem Syndikus Thilmann, überlassen – er wird das Seinige schon gethan haben.«

»Er vermochte es nicht, Marquis,« rief eine Stimme, bei deren Ton Alle erschrocken sich wendeten.

Georg Thilmann trat, schrecklich zugerichtet, mit zerfetzten Kleidern und zerzausten Haaren in den Saal.

»Um aller Heiligen Willen – Ihr bringt böse Kunde!« schrie Obizzi.

»Briget ist entwischt,« stöhnte Georg, in den nächsten Sessel sinkend.

»Verdammt – Ihr habt ihn entkommen lassen.«

»Gott ist mein Zeuge – ich that Alles – aber der Bube war listiger als ich,« stammelte der Syndikus.

Obizzi lief wie ein Tiger hin und her – er ballte die Fäuste.

»Ich setze mein Haupt zum Pfande – Fürstenberg weiß schon Alles,« rief er.

»Besonnenheit – wir wollen überlegen,« mahnte Isola. Georg berichtete das Mißlingen seiner Sendung.

»Und habt Ihr den Brief an Louvois gerettet?« fragte Obizzi.

»Hier – hier ist es,« sagte der Syndikus matt, das Papier hervorziehend.

»Das ist noch ein Glück,« murmelte Obizzi.

»Meine gnädigen Herren,« fuhr er fort, an die Tafel tretend. »Ich bin ein Kriegermann – ich bin hier im Namen

meines Herrn und Kommandeurs, des Marquis von Grana. Ich habe eine Rotte guter Soldaten im Versteck – ich werde handeln.«

Die Gesandten blickten ihn erstaunt an.

»Was wollen Sie thun?« fragte Isola. »Die List hat über uns triumphirt – so wollen wir mit der Gewalt es versuchen. Was sind die Verschwörer? Der Leib einer Schlange – deren Kopf Fürstenberg ist – wohlan denn: Heute Abend noch werde ich den Kopf der Schlange zertreten.«

Die Gesandten fuhren betroffen zurück.

»Bedenken Sie wohl,« rief Sparren, »daß die Stadt Köln ein freies, ein unantastbares Gebiet. Fürstenberg ist ein Mitglied des deutschen Reiches – sein Rang ist sein Recht.«

»Hier liegt das Recht,« rief Obizzi, an seine Hüfte schlagend. »Was kümmert es die Herren – ich handle. Sie werden den bewußten Kourier nach Wien senden – Sie wissen von nichts – von gar nichts weiter. Den Hochverräther nehme ich auf mich. Wenn der Prinz einmal in den Händen der Gewalt sich befindet, dann entdeckt man Allerlei, und der Prozeß vor dem Reichsgericht ist bald gemacht.«

Er warf seinen Abbémantel um die Schulter.

»Schweigen ist das Nothwendigste,« sagte er, sich tief neigend – dann trat er zu Georg.

»Ihr verlaßt mich jetzt nicht,« flüsterte er, »Ihr kommt mit mir – die Pflicht ruft Euch.«

Georg erhob sich schnell.

»Ihr haltet mich für einen Feigling – für einen Verräther,« sagte er leise.

»Ihr könnt mir beweisen, daß Ihr es nicht seid.«

»Wohlan – ich folge Euch.«

»Obizzi!« rief Sparren noch einmal in warnendem Tone, »bedenkt das Ende. Ihr wollt mit der Gewalt, mit den Waffen entscheiden – es kann geschehen, daß die Stadt Köln heute Abend der Schauplatz eines Blutbades sein wird, und die Leichen der Gesandten schleift man durch die Gassen.«

»Haben Sie Furcht, meine Herren?« lachte der Marquis.

Isola blickte ihn zornig an und zuckte die Achseln verächtlich.

»Nun denn,« fuhr Obizzi fort. »Wenn Sie furchtlos sind – so lassen Sie das Verhängniß walten – ich nehme Alles auf mich.«

Er grüßte und ging mit Georg aus dem Saal.

»Welches sind die Männer im Rathe von Köln, die eine echt deutsche Gesinnung hegen,« fragte er, draußen angekommen, den Syndikus, ohne ihn anzuschauen.

»Ich zähle deren vierzig,« sagte Georg.

»Mehr als wir brauchen,« entgegnete Obizzi. »Ihr müßt den Aeltesten Alles entdecken,« fuhr er fort. »Was ich verlange, ist nur Eines: die Thore von Köln sollen heut Abend um die neunte Stunde geschlossen sein.«

»Obizzi – was wollt Ihr beginnen?« fragte Georg, vor dem Kloster stehen bleibend.

»Keine großen Dinge,« murmelte der Marquis. »Ein Verschwörer wird festgenommen und nach Wien geschleppt.«

»Fürstenberg?«

»Er ist es. Seine Helfer sind sicher im Gewahrsam – die Flucht des Einen ist gelungen, er wird vielleicht früher nach Versailles kommen, als wir Alle denken – er kehrt mit der Geldhülfe für den Kurfürsten nach Köln zurück – unterdessen muß Alles geschehen – Alles bewiesen sein. Fürstenberg ist ein Gefangener, und wer das Geld aus Frankreich bringt, der wird in die offenen Kralen der Gerechtigkeit fallen – denn der Verrath ist erwiesen. Das Schaffot wird auch für Prinzen errichtet, die mit dem Feinde des Landes im Bunde stehen.«

Georg faßte die Hand des Marquis.

»Und die Genossen des Prinzen?«

Obizzi blickte ihn scharf an.

»Hadmar!« sagte er mit dumpfer Stimme. »Georg – Ihr steht wiederum zwischen Pflicht und Liebe – nur Stunden trennen uns von der Entscheidung. Heute Nacht wird der Feind des Reiches in Banden sein – Ihr könnt den Fang vereiteln – habt Ihr den Muth?«

»Es gilt einer deutschen Sache,« sagte Georg.

»Und doch ist es kein grader Weg. Die Personen des Kongresses sind geheiligt – der Boden Köln's, dessen Rath ich angehöre, ist unverletzlich, und es soll eine That schrecklicher Gewalt geschehen.«

»Ihr schwankt? Ich muß Euch fürchten.«

»Nicht doch – ich habe dem Kaiser geschworen.«

»Ich denke es – die Hadmar's sind meiner Rache verfallen, Georg – ich habe es gelobt, den Alten zu verderben – dennoch –«

»Nun? spricht, Obizzi – spricht es aus. Ihr wollt?«

»Ich will ihn schonen.«

»Gelobt sei dieses Wort.«

»Dienst um Dienst,« rief Obizzi. »Ich wage den Kopf – setzt Ihr den Euren auf's Spiel. Ich weiß, daß die That, welche ich vertreten, begehen will, wider das Recht der Völker verstößt – daß beim Mißlingen die Rathsmänner von Köln die Verletzer des Gesetzes blutig strafen können – auch Ihr seid in Gefahr, Ihr und die Schöffen, welche die That unterstützen. Ich setze auf die Hülfe, die Ihr leistet, den Preis: Haltet die Thore Köln's um die neunte Stunde geschlossen, trotz Karneval und Masken – weiter verlange ich Nichts von Euch und den Schöffen – so Ihr das vermöget, soll Hadmar frei ausgehen – ich opfere meine Rache – möge er fliehen.«

Georg athmete auf.

»Ich wage den Kopf,« rief er, »aber es soll geschehen. Die Thore bleiben gesperrt zur neunten Stunde.«

»Niemand darf hinaus!«

»Niemand.«

»Ich rechne auf Euch.«

IX. DAS WETTER ZIEHT HERAUF.

Nachdem Joseph der Diener Briget's, unter allerlei Kämpfen und Hindernissen bis in die Nähe des Mauritius-Steinwegs gedrungen war, wurde es ihm nicht schwer, zum Hause der Gräfin zu gelangen. Er lief, ohne dem Schweizer Antwort auf dessen Ruf: »Wohin!« zu geben, die Treppe hinan und suchte nach dem Prinzen.

Schnell genug wurde ihm die Weisung: die Gräfin sei mit dem Prinzen nach Saffenburg gefahren, wo eine Zusammenkunft mit dem Bruder des Kurfürsten, mit dem Bischof von Straßburg stattfinde.

Joseph blieb wie angedonnert stehen. Es war ihm bereits zur Gewißheit geworden, daß ein außerordentliches, ein schreckliches Ereigniß in der Luft schwebte, daß ein Blitzstrahl auf die Häupter der Anhänger des Prinzen und auf diesen selbst niederfahren werde – die Gefahr war nicht mehr sehr weit ab von den Bedrohten – wenn Joseph vermochte, dem Prinzen von dem Vorfall mit Briget Nachricht zu geben, dann konnte vielleicht noch Rettung stattfinden, aber diese Möglichkeit war dem Diener benommen. Es schien unausführbar, zur Stadt hinaus und durch die Menge der Masken zu kommen – auch fürchtete Joseph, angehalten zu werden, denn die beiden, im Hause Briget's befindlichen Pferde konnte er nicht zu benutzen wagen – man fahndete sicherlich auf Jeden, der sich dem Hause des Sekretärs näherte – sämtliche Fuhrwerke der Stadt waren mit Beschlag belegt. Es blieb dem Diener nichts weiter übrig, als den Abend zu erwarten, da er im Hause der Gräfin hörte: der Prinz wolle zur Abendzeit wieder eintreffen. Joseph trieb sich auf den Gassen umher.

Am Ehrenthore der Stadt Köln befinden sich zwei runde Thürme, welche sie flankiren. Im Thurme rechter Hand war zu jener Zeit eine gut erhaltene Wendeltreppe angebracht, die zum obern Stockwerk führte. Von dort aus gelangte man in ein ziemlich geräumiges Gemach,

das grade über dem Thorboden lag. Ehemals waren hier Gefangene eingesetzt worden – jetzt diente es als Wachtzimmer der Stadtgarden.

Um die Mittagsstunde des sehr bewegten Tages stieg ein bürgerlich gekleideter Mann die Treppe schnell hinan und trat in das Thorzimmer, dessen Insassen, drei Soldaten, rauchend und mit schmutzigen Karten spielend, vor dem flackernden Kaminfeuer saßen.

Der Mann grüßte kurz und setzte sich in eine Ecke des Zimmers.

»Was will Er hier?« herrschte einer der Soldaten ihn an.

»Bleib' Er bei seinen Karten,« entgegnete der Fremde.

»Hollah, Bruder Grobian,« rief ein anderer Soldat. »Wir haben ein Recht, darnach zu fragen – hier ist die Wachtstube des Stadtreiments, hier darf Niemand hinein.«

»Hans Winter – kennst Du mich nicht?« sagte der Mann, einen großen, falschen Bart abnehmend.

»Lieutenant von Obizzi,« rief der Soldat erstaunt. »Ihr hier? In dieser Vermummung?«

Auch die anderen Soldaten traten hinzu – sie erkannten, als ehemalige Leute des Grana'schen Regiments, welches jetzt im Dienste der Stadt Köln stand, ihren Offizier.

»Teufel! Teufel!« sagte Hans Winter, sich den Kopf krauend. »Es scheint, Lieutenant, als wäret Ihr auf krummen Wegen. Den Grana'schen ist der Eintritt nach Köln streng untersagt, seitdem die Stadt mit dem Grana arge

Händel hatte. Wenn man Euch abfassen sollte, es wäre mir leid. Insonders heute – beim Fasching-Pöbel.«

»Oh, ich fürchte Nichts,« lachte der Marquis. »Ein Soldat vom Grana-Regimente kennt keine Furcht.«

»S' ist wahr,« riefen die Soldaten. »Besser war's, als wir noch bei dem Regimente standen – die Stadtratzen zahlen besser – aber Ruhm ist hier nicht zu holen.«

Obizzi fuhr mit der Hand in die Taschen seines weiten Beinkleides.

»Hm – hm,« lächelte er. »Wenn Euer alter Kommandeur Euch nun eine Gelegenheit geben wollte – Ruhm und Geld zu verdienen?« sagte er, mit einigen Thalern klimpernd. »Wäret Ihr bereit?«

Die Soldaten blickten einander verstohlen an.

»Lieutenant,« sagte Winter – »wenn Ihr bei einer Sache seid – sieht's immer bunt damit aus. Gefahr ist stets zu haben,« aber auch Vortheil – na – was soll's sein?«

»Ja – was soll's sein?« fragten die Andern.

»Kurz und bündig: Heut mit Einbruch der Nacht müssen wir einen großen Schlag thun. Ich habe fünf meiner Leute in Köln – aber es sind mir nicht genug. Seid Ihr Dreie noch als Verstärkung da, kann ich's freilich wagen, wir sirn dann unsrer Neun – hier ist Handgeld.«

Er nahm eine Hand voll Thaler hervor und warf sie auf den Tisch.

»Hollah – das ist gut anzuschauen,« lachte Winter. »Es muß was Bedenkliches geleistet werden?«

»Sicherlich.«

»Lieutenant – seid offen wie stets. Es gilt – Wem?«

»Es gilt Kaisers Dienst –«

»Puh« – machte Winter. »Und der Dienst unter Signor Grana's Kommando – dem die Stadt Köln verboten ist? Ah – das kann schlimm ausfallen. Wir sind in Diensten der freien Stadt.«

»Ihr werdet der Stadt *und* dem Reiche einen Dienst leisten. Es gilt einen Hochverräther zu greifen.«

Der Soldat blickte den Marquis groß an.

»Ich will nicht weiter fragen: wer es ist, dem der Handstreich gilt – denn es ist besser, man weiß gar nicht, um was es sich handelt – na – Jungen,« wendete er sich zu den Kameraden, »wie wär's? Sagen wir zu?«

Die Kameraden überlegten nur kurze Zeit.

»Mit dem Marquis wollen wir's halten,« riefen sie.

»Topp,« sagte Obizzi. »Da, theilt die hundert Kronenthaler und nun hört: Um die achte Stunde seid in der Waisengasse, Ihr findet mich dort.«

»Was bringen wir mit?« fragte Winter.

»Jeder hält seine Hakenbüchse wohl geladen – dazu ein Fangmesser gut geschliffen.«

»Hm – hm,« brummelte Winter. »Es scheint, als sollte es Blut setzen – wir möchten es doch überlegen. Die Stadt Köln hat ihre Privilegien – ihren Galgen und ihren Henker. Der Fasching ist eine heilige Zeit.«

Als Obizzi diese letzten Bedenken zu zerstreuen suchte, öffnete sich die Thür und der Syndikus trat ein. Er stutzte beim Anblick der Soldaten – aber der Marquis trat kühn auf ihn zu.

»Meine Geworbenen,« rief er, auf die Soldaten deutend.

»Das heißt,« fiel Winter ein, »wenn die Stadt –«

»Hier ist ein Mann der Stadt,« sagte Obizzi, den Syndikus bei der Hand fassend und diese stark und heimlich drückend. »Er bringt mir soeben die Kunde – ich weiß es – daß die Stadt Köln mit uns sein wird.«

Georg zögerte nicht länger, er sah wohl ein, wie weit Obizzi gegangen war – die Gewaltthat sollte ihren Lauf haben.

»Ich habe die Gutgesinnten für mich,« sagte er. »Um die neunte Stunde werden die Thore von Köln geschlossen sein.«

»Gut denn,« rief Obizzi, sich die Hände reibend.

»Nun schweigt, wie das Grab – Ihr werdet Kaisers Lohn erhalten.«

Die Soldaten drückten sich in eine Ecke. Sie zischelten mit einander und zählten das Geld.

»Alles in Ordnung,« flüsterte Obizzi.

»Soweit es möglich ist – ja,« sagte Georg.

»Ich wage viel – die, welche auf meiner Seite sind, nicht minder. Es sind nur acht vom Rathe.«

»Genug, wenn sie Herz im Leibe haben.«

»Es sind die Besten, Obizzi – wenn es mißlingt, fallen wir dem wüthenden Volke zur Beute. Wenn ein Ruf der Gegner das Volk aufwiegelt, die verletzte Freiheit Köln's auf die Fahne geschrieben wird.«

»Nur keine Sorge – wir sind in solchen Dingen zu Haus. Sitzt der Schreiber fest?«

»Man hat ihn in den Thurm gebracht – aber es geschah wider alles Recht. Kein Richter verfügte die Haft – Nun sitzt er in Banden ohne Verhör und Spruch. Niemand weiß, was mit ihm geschehen soll.«

»Laßt ihn sitzen – es wird in wenig Stunden abgethan sein. Ich besorge nur Eins.«

»Nun?«

»Fürstenberg ist nicht in Köln. Wenn er ausbliebe? Ich habe einen sichern Mann in die Nähe des Hauses der Gräfin gestellt – er wird Nachricht bringen, wenn der Verräther heimkehrt – hinaus darf er nicht wieder.«

»Ich wollte, es wäre vorüber.«

»Ich auch – aber mich freuen diese Dinge. Ich liebe den Sturm. Unsere Gefangenen sitzen in ihren Höhlen – ich erhalte sichere Nachrichten.«

»Die Rathmänner, welche mit uns sind, werden an den Thoren bleiben, ich nehme den Posten an der Hahnenpforte.«

»Gut – in der Dunkelheit muß ein sicherer Mann dort stehen – auf den Ruf »Kaiserliche Fahrt« wird das Thor geöffnet.«

Die Soldaten waren wieder in den Vordergrund getreten.

»Lieutenant,« sagte Winter, »macht, daß Ihr fortkommt – die Ablösung muß kommen. Es wäre nicht gut, wenn man Euch hier fände.«

Der Marquis legte seinen Bart wieder vor und reichte den Soldaten die Hand.

»Zur festgesetzten Stunde,« sagte er. »Ich selbst führe Euch.«

Winter zog eine bedeutsame Miene und öffnete die Thür.

»Wenn die Rätthe mit uns sind, fürchte ich Nichts,« sagte er lachend.

Obizzi und der Syndikus stiegen die Treppe hinab. Unten trat ihnen ein Mann entgegen, der das Antlitz durch eine schwarze Larve verborgen hatte.

»Bagnacco?« fragte Obizzi.

»Ich bin's,« sagte der Vermummte.

»Alles bereit?«

»Alles. Meine Burschen sind bis an die Zähne bewaffnet.«

»Seid pünktlich. Ich treffe mit Euch zusammen.«

Bagnacco verließ schnell den Marquis, denn so eben kam ein Maskenzug die Gasse herab. Mit diesem gelangten der Marquis und Georg weiter.

Sie eilten durch die Menge bis in die Nähe des Mauritius-Steinweges. Das Haus der Gräfin war erleuchtet.

»Sollte Fürstenberg schon zurück sein?« flüsterte der Marquis. »Es ist nicht denkbar, seht, dort steht mein Wächter.«

Er wies auf einen Mann, der dem Hause gegenüber an einem Eckpfeiler lehnte und mit den Flaschen einer improvisirten Schänkbude zuweilen Bekanntschaft machte.

Georg und Obizzi suchten in die Nähe des Mannes zu kommen, aber die Masken versperrten auch hier den

Weg, und die beiden Feinde des Prinzen gaben bald jede Bemühung auf.

»Wir müssen die Botschaft abwarten,« sagte Obizzi. »Ich eile in mein Quartier – begeben Euch schnell an Euren Posten am Hahnen thor – Ihr seid gut genug gestellt – Eure Verantwortung wird gering sein.«

Sie wollten sich trennen – da donnerte von der Ecke der Straße her Hufschlag – das Gerassel eines Wagens erschallte, zwei berittene Lakaien suchten dem Fuhrwerke durch die Masse einen Weg zu bahnen. Flüche und Geschrei der plötzlich auseinandergedrängten Menge ward gehört. Obizzi blieb stehen.

»Halt!« flüsterte er. »Das ist der Wagen des Prinzen – er kehrt heim – der Fuchs geht in's Eisen.«

Ein prächtig ausgestaffirter Wagen kam in schnellem Trabe herbei, ein Läufer saß auf dem Schlage – zwei Pagen schaukelten in den Trittbrettern.

»Nicht so wild! Die Masken respektirt,« rief es von allen Seiten.

Aber die Bedienten kümmerten sich nicht über das Geschrei – sie hieben sogar mit ihren Stäben auf die nächststehenden Leute, und als sich eine kleine Gasse gebildet hatte, rollte der Wagen sogleich in das geöffnetes Thor des Hôtels der Gräfin, dessen Pforte sich schloß.

»Vorwärts,« mahnte Obizzi. »Er ist drinnen – er wird nun bald in unserer Hand sein – des Kaisers Feind sitzt heute noch in Banden.«

Er zog Georg mit sich fort.

Die erzürnte Menge blieb schimpfend und drohend vor dem Hôtel – die dreiste und herrische Weise des Kutschers und der Diener hatte sie empört. Man umlagerte förmlich das Hôtel.

Vergebens mühten zwei Leute sich ab, an die Thür zu kommen. Einer jener Leute war der Mann, den Obizzi an der Schänkbude bemerkt und als seinen Wächter bezeichnet hatte – der Andere war Joseph, des Sekretärs Diener. Er hatte nur auf die Rückkehr des Prinzen gelauert, um ihn von der nahen Gefahr zu unterrichten.

Nachdem beide Männer eine Zeit lang mit den Gaffern und Tumultuanten gerungen, war es ihnen möglich geworden, vor die Pforte des Hôtels zu kommen. Sie trafen hier zusammen.

Joseph wollte soeben den Klopfer erfassen, als er den Fremden dicht hinter sich bemerkte.

»Was wollt Ihr hier, guter Freund?« fragte der Lakai.

»Ich will in's Hôtel,« entgegnete der Gefragte.

Das Aeußere dieses Agenten des Marquis schien nicht empfehlenswerth. Er sah einem Strolche nicht allzu unähnlich. Der verschlagene Joseph war mißtrauisch gegen Alles – die Gefahr verdoppelte seinen Argwohn.

»Was wollt Ihr drinnen?« rief er.

»Geht's Euch was an?«

»Ihr wollt den Spektakel drinnen fortsetzen.«

»Haltet Euer Maul, Bursche in Livrée – oder –«

Der Fremde hob die Faust.

Joseph sah ein, daß ein gefährlicher Moment gekommen sei – er drückte den Fremden zurück – der jedoch, statt zu weichen, dem Diener näher trat.

»Hollah!« rief er. »Ein Bedienter der Franzosen – ich kenne ihn genau – dieser Kerl da will mich von der Thür drängen. Er hat dem Kutscher geholfen, die Leute mißhandeln.«

Er packte die Schulter Joseph's.

»Zurück, guter Freund,« rief er mit starker Stimme. »Gebt Euch,« setzte er leise hinzu. »Ich kenne Euch wohl – Ihr seid ein Diener der Franzosen – Ihr müßt zurück – ich würge Euch.«

Joseph erkannte, daß die Gefahr vor der Thür des Hôtels stand.

Er riß sich von dem Kerl los – dieser aber begann auf's Neue mit ihm zu ringen.

Die Menge nahm sofort gegen den Betreßten Partei, und der Fremde hielt sein Opfer festgepackt.

»Schleppt ihn fort! Fort mit ihm!« heulte der Mann.

Joseph fühlte, wie sein Athem stockte – er fühlte sich von der Masse gehoben, die ihn bereits mit Schlägen traktirte.

»Er will die Freiheit der Masken stören!« schrie der Verfolger – Hiebe regneten auf den Diener – Stöße warfen ihn nieder.

Der Agent des Marquis ließ sein Opfer nicht los, und ohnmächtig, von der Gewalt der Schläge betäubt, ward

der unglückliche Joseph geschleift, gestoßen, aus der Nähe des Hôtels bis in die Mitte der tobenden Menge geworfen.

Der Fremde nahm den fast Erstickten in seine Arme – hob ihn leicht empor und brachte ihn aus dem Gedränge.

»Wendet Euch noch ein Mal zurück,« rief er ihm in's Ohr, »und Ihr seid ein Kind des Todes.«

X. GESTÖRTES SOUPER.

Unbekannt mit all' diesen Vorgängen, waren der Prinz Wilhelm von Fürstenberg und die Gräfin vom Wagen aus in die Zimmer des Hôtels gelangt.

Hier fanden sie bereits einige der befreundeten Gäste. Im glänzend dekorirten Speisezimmer prangte eine herrlich zugerichtete Tafel.

Barillon, der Abbé Bourdal und die schöne Ottignie, die heitere Sanct-Niel erwarteten sie bereits. Sie hatten von den Fenstern aus dem Getümmel der Masken zugehauert. Der Prinz ordnete schnell seine Toilette, dann trat er unter die Freunde.

»Einen herzlichen Willkomm zum Fasching,« rief er fröhlich. »Wir haben uns beeilt, um wieder nach Köln zu gelangen.«

»Und Sie sind zufrieden, Monseigneur?« fragte der Abbé.

»Vollkommen. Wir haben unsere Vorkehrungen getroffen. Die Unterredung mit den Herren war ganz ersprießlich. Alles ist vorbereitet. Der Kurfürst wird, sobald von

Versailles die Antwort hier ist – unter Bedeckung aus seinem Kloster nach Saffenburg geführt – dort können wir mit ihm – für ihn handeln. Man darf seinen Entschluß nicht mehr wankend machen – einmal aus den Klauen dieser Friedenswölfe, wird er dem großen Ludwig nicht mehr entfremdet werden können.«

Die Gräfin trat ein. Sie war reizend in ihrem einfachen und doch so prächtigen Anzuge. Mit der gewinnendsten Freundlichkeit bot sie den Herren ihre schöne Hand zum Kusse.

»Zu Tische, *mes amis!*« rief sie. »Und dann, wenn es Abend wird – eine Fahrt durch das erleuchtete Köln.«

Alle nahmen Platz – die Diener begannen die Speisen zu serviren.

»Alles aus Frankreich,« lachte die Gräfin. »Hier diese köstlichen Trüffeln aus Perigord – die schönen Früchte dort in dem silbernen Korbe, eine Arbeit der Goldschmiede von Rheims, sind mir von dem Bischofe zu Orleans gesendet worden. Sie finden da in der krystallinen Schaafe Ihre Lieblingskonfekte, Abbé. Ich habe neulich den Vorrath für drei Wochen aus Paris erhalten – oh – bitte meine schöne Ottignie, betrachten Sie doch das Service – die Bestecke –. Alles die feinste Arbeit – eine neue Garnitur, welche die Gattin des Kabinettssekretärs in Versailles für mich bestimmte, und die ich mit dem Kourier aus Frankreich erhielt, der Alles über die Grenze schafft.«

»Und hier,« rief der Prinz, eine in Eis stehende Flasche entkorkend, »den köstlichsten, echten Champagnerwein – der *directement* aus dem schönen Lande kommt.«

Er hob die Flasche und schenkte eigenhändig die hohen Gläser voll, daß der sprühende Schaum über die zarten Finger der Damen wie ein leichter, silberner Nebel fiel – und die Spitzenbesätze aus Alençon befeuchtete. Lachend und jubelnd führten die Gäste die Gläser an ihre Lippen.

»Halt da! Nicht zu schnell,« gebot der Prinz. »Erst ein Glas auf das Wohl König Ludwig's – auf das Wohl Frankreichs – dem wir angehören wollen, trotz des deutschen plumpen und neidischen Gebahrens.«

»Es lebe Frankreich!« riefen Alle, den kühlen und schäumenden Trank hinunterstürzend.

»Schnell ein zweites Glas,« jubelte die Gräfin.

Der Prinz machte wieder den Ganymed dieser Göttinnen – er schien seiner Siege gewiß.

»Auf das Mißlingen der Friedensverhandlung, die Frankreich Schaden bringt – auf das Wohl unserer drei Kouriere, die schon auf dem Wege nach Versailles sind und dem Kurfürsten die Hülfe bringen.«

Klingend stießen die Gläser aneinander.

Da trat plötzlich mit verlegener Miene der Haushofmeister der Gräfin zum Prinzen.

»Gnädiger Herr,« sagte er leise und eindringlich, »ein Mann ist im Vorsaale – er will Sie sogleich sprechen.«

»Er gehe zum Henker,« rief Fürstenberg. »Wie will er mich jetzt stören?«

»Er hat – wie er sagt – Wichtiges zu berichten.«

»Sein Name?«

»Adam Hauser.«

Der Prinz zuckte heftig mit den Lippen.

»Was giebt's?« fragte die Gräfin, die mit den laut lachenden und trinkenden Gästen plauderte.

»Ein Mann ist im Vorsaale, der mich sprechen will –«

»Einer unserer Freunde?«

»Ein Vertrauter des Kurfürsten – es ist Scozzi, der Alchymist, der hier unter dem Namen Hauser arbeitet. Oh – es wird Nichts von Bedeutung sein *mes amis* – trinken Sie weiter – scherzen – – lachen Sie doch – es ist Nichts – sie *pardonniren* – ich muß den Alten sprechen.«

Er verließ hastig, die Serviette in der Hand haltend, das Speisezimmer und eilte in den Vorsaal. Hier fand er den Alten, der zitternd und bleich ihn erwartete. Scozzi hielt eine Maske in der Hand, es war ihm gelungen, in der Verlarvung von der Menge unbehelligt bis an das Hôtel und in die Zimmer der Gräfin zu dringen.

»Ihr scheint mir eine böse Meldung zu bringen,« rief der Prinz.

»Dienst um Dienst,« begann Scozzi eilig. »Ihr habt mir eine Wohlthat erwiesen, gnädiger Herr,« stammelte er. »Es ist Pflicht, Euch das zu vergelten.«

»Heraus mit Allem – schnell,« befahl Fürstenberg. »Was soll's?«

»Ueber Ihrem Haupte schwebt die Gewitterwolke,« rief Scozzi, sich hoch aufrichtend. »Man trachtet nach Ihrem Leben.«

»Schon wieder ein Mal?« höhnte der Prinz.

»Um der Sache des Kurfürsten willen – nicht leichtfertig, gnädiger Herr. »Seien Sie aufrichtig – haben Sie Kouriere nach Frankreich gesendet mit wichtigen Dingen?«

Der Prinz schreckte auf.

»Ja – ja – es ist so,« sagte er.

»Nun denn – Sie sind verrathen.«

»Teufel.«

»Ja – wer ward von Ihnen gesendet?«

»Bubel!« schrie der Prinz. »Du bist erkaufte.«

Er faßte die dürre Hand des Alten.

»Abraham und Moses,« kreischte Scozzi. »Ich bin Ihr Freund – Sie wollen gegen mich schweigen? Sie haben gesendet Hadmar, den Briget und Courtin.«

Der Prinz nickte ganz betroffen.

»So sind Sie in höchster Gefahr. Die deutsche Partei hat Wind von Allem – wie es zusammenhängt – ich weiß es nicht, das aber weiß ich: der Freiherr von Hadmar und Monsieur Courtin sind nicht gereist – beide sind in Verhaft oder doch festgehalten in ihren Wohnungen von den Leuten der deutschen Partei – ich weiß, daß Monsieur Briget Köln hinter sich hat – es ist ihm gelungen, fortzukommen.«

Der Prinz schrie vor Entsetzen laut auf.

»Und die beiden anderen Herren sind noch – *noch* hier? Sie werden festgehalten?«

»Es ist leider so, Gnädigster.«

»Wer darf es wagen – mitten in der freien Stadt Köln ohne Richterspruch – ohne Beweis – den Freiherrn von Hadmar, einen reichsfreiherrlichen Mann – den Monsieur

Courtin, der unter französischem Schutze des Herrn Gesandten steht, gefangen zu halten? Iter, Ihr faselt.«

»Ich beschwöre Euer Gnaden, mir Glauben zu schenken. Beweis? Beweis? – Nun denn, Dietrich, der Schreiber, ist ebenfalls in Verhaft genommen – was er gethan – ich weiß es nicht – Wer es wagte? Die im Verborgenen spürende und gewaltsam handelnde kaiserliche Partei. Sie hat ihre Anhänger im Rathe der Stadt Köln und ihre Helfer sind verkappt in diesen Mauern.«

»Ha!« rief der Prinz.

»Albus hatte Recht – er meinte einen Offizier von Grana's Regimente in Gesellschaft jenes Syndikus erblickt zu haben – *diable* – es wird verdächtig. Aber,« wendete er sich zu Scozzi, »man hat Euch vielleicht mehr erzählt, als wahr ist – woher kommt Euch die Kunde? Wißt Ihr Alles sicher?«

»Gnädiger Herr – ein glücklicher Zufall brachte mich in Besitz dieser schlimmen Neuigkeit. Joseph, des Herrn von Briget Diener, der auf dem Sprunge war, Ihnen den ganzen Plan der Feinde mitzutheilen, die Nachricht von dem Attentate gegen Ihre Freunde zu bringen – offenbar im Auftrage der Feinde ward Joseph dicht vor Ihrem Hôtel überfallen, verwundet und von seinen Verfolgern in ein Haus geschleppt. Der Zufall wollte, daß ich gerade dort vorüberging – die Rufe »ein Verwundeter – ein Beraubter« – trieben mich aus dem Maskengetümmel in das Haus. Ich fand Joseph blutend zwar, aber nicht besinnungslos – er erkannte mich, und da er weiß, wie nahe

ich dem Kurfürsten – durch ihn Euer Gnaden stehe, berichtete er mir Alles. Ich eilte hierher, um Euer Gnaden zu warnen – Joseph den Händen der barmherzigen Brüder überlassend.«

»Es ist kein Zweifel,« rief der Prinz, »man greift uns an – aber ich werde dieser Attaque zuvorkommen.«

Er kehrte schnell in den Speisesaal zurück, wo noch immer die größte Lustigkeit herrschte – als die Gäste aber den Prinzen vor Erregung bleich und zitternd eintreten sahen, sprangen sie entsetzt empor.

»*Dieu* – was ist geschehen? Sie sehen wie ein Phantom aus,« riefen die Damen.

»Gefahr! Gefahr!« rief der Prinz. »Hadmar – Courtin – Dietrich verhaftet – nur Briget ist entkommen. Sein Diener verwundet – unsere Feinde rühren sich.«

Die Gesellschaft lief wild durcheinander. Zwanzig Rathschläge wurden gegeben.

»Was wollen Sie beginnen, Prinz?« flehte die Gräfin. »Ich fürchte Alles für Sie – fliehen Sie.«

Die Thüren des Gemaches öffneten sich und in höchster Aufregung stürmten mehrere Kavaliere und Diener des Prinzen herein: Champilon, sein Stallmeister – der Ritter von Cort und der Almosenier Dubort.

»Verrath! Verrath!« rief Cort.

»Ruhe, *Messieurs*,« gebot der Prinz, dessen Muth ihn keinen Moment verließ. »Ich werde handeln. Noch ist nicht Alles verloren. Es gilt jetzt zunächst die Person des Kurfürsten vor den Anschlägen der Deutschen zu sichern. Ohne Frage sind die Herren vom kaiserlichen Hofe mit

im Komplotte – die Herren Gesandten, welche sich gar zu gern in Köln aufhalten – diniren – soupiren – charmiren. Briget ist auf dem Wege nach Versailles, er wird es versuchen und wir wollen unterdessen hier die Pflicht thun – *Messieurs*, wir müssen sogleich in das Kloster von Sanct Pantaleon zum Kurfürsten.«

Die Damen schrieen laut auf.

»Sie wollten jetzt – in diesem gefahrvollen Augenblicke, in dem Getümmel der Gassen – sich in das einsame Kloster begeben?« rief die Gräfin.

»Ich *muß*,« entgegnete der Prinz kühn. »Es steht Alles auf dem Spiele, wenn der Kurfürst seinen Peinigern ausgesetzt bleibt. Die Zeit verrinnt.«

»Sie laufen Gefahr, ergriffen zu werden,« fiel der Abbé ein.

»Ha! ha!« lachte der Prinz. »Ich will doch sehen – wer es wagt? Einen deutschen Fürsten wollten sie antasten? Die Sicherheit – die Neutralität der Stadt Köln so arg verletzen? Nachdem sie schon die freche Hand an unsere Freunde legten – würden sie es wagen, einen Ihres Gleichen, den Stellvertreter des Kurfürsten anzutasten? Den Bovollmächtigten eines Souveräns? Ich will es erwarten – es ist unmöglich, *mes amis*.«

»Sie sehen mich zu Ihren Füßen bittend – bleiben Sie hier oder fliehen Sie,« bat die Gräfin.

»Nimmermehr,« entschied der Prinz. »Ich muß eilen, die Feinde sind hurtig. Champilon! meinen Wagen – Du-bort, Sie werden den alten Scozzi in Sicherheit bringen. Cort, Sie begleiten mich mit Champilon – oh – ich werde

schnell genug im Kloster sein. Einmal dort – bin ich sicher vor Gewalt in den heiligen Mauern und in der Nähe des Herrn, dem Niemand nahen soll – von dort aus, gesichert und ungestört, werde ich sogleich mein Manifest an den Kongreß senden – die Gesandten von Frankreichs und den andern Ländern, die Räthe Köln's anrufen: solche Gewaltthat gebührend zu züchtigen.«

Kein Widerspruch half – der Prinz bereitete sich zur Abfahrt vor und seine Energie entflammte die Zaghaften – sie sagten sich: daß eine That gegen den Prinzen nicht denkbar sei; sie waren bald überzeugt, daß die Sache der Franzosen siegen müsse.

Nur ein Mensch im Hause der Gräfin schien anderer Meinung. Es war Geronimo, der italienische Diener – der Spion Obizzi's. Er kannte den Marquis, von welchem sicher Alles ausging, besser – er wußte, daß der Prinz fallen sollte, und die Gewalt der deutschen schien ihm mächtiger als die der französischen Partei. Geronimo hatte – seinem gutbezahlten Amte als Spion getreu – sich in die Nähe des Salons begeben und dort Alles gehört. Die höchste Eile schien ihm nöthig – ein großer Gewinn lachte ihm. Blitzschnell schlüpfte er hinaus – die Verwirrung im Hôtel war schon allgemein – Niemand achtete auf ihn und er gewann bald das Freie. Der Abend war bereits hereingebrochen – die Masken schwärmten jetzt noch toller durch die Gassen und Geronimo kannte trefflich die Gänge und Passagen welche ihn schneller zum

Ziele brachten. Dieses Ziel war die Waisengasse. Geronimo zweifelte nicht, daß Obizzi einen Schlag führen werde. Er lenkte seinen Weg deshalb in jene öde Gegend. Hier – in der Nähe des Klosters, waren keine Masken zu finden.

Halb laufend – halb springend gelangte der Diener in die Gasse – als ihm plötzlich aus dem Thorbogen eines Hauses ein donnerndes »Halt!« entgegengerufen ward.

Geronimo hielt im Laufen inne – zwei Männer sprangen auf ihn zu und Einer derselben legte eine Büchse auf ihn an.

»Wer seid Ihr, Bursche?« rief der Bewaffnete.

»Ein Mann – der den Abbé Daeazzi sprechen will,« sagte Geronimo, der sehr richtig schloß, daß die Ritter der Nacht Genossen Obizzi's seien.

»Gut so,« sagte der Mann. »Wir bringen Euch zu ihm.«

Sie nahmen Geronimo in ihre Mitte und eilten einem kleinen Hause zu – hier trat ihnen schon Obizzi in voller Rüstung entgegen.

»Geronimo!« rief er, »Du hier?«

»Eilen Sie, Marquis,« begann der Diener in italienischer Sprache, »eilen Sie – fragen Sie nicht weiter: Weshalb? Woher? Ich durchschaue Alles – Sie wollen dem Prinzen zu Leibe – er will sich in's Kloster Sanct Pantaleon flüchten –«

»Ha!« rief Obizzi, »Du bist ein Prachtbursche – mein Wächter blieb aus – glücklicher Zufall – herein Alle.«

Er zog Geronimo und die Soldaten in's Haus.

»Wann wird er kommen?« fragte er.

»Gleich – eilen Sie, der Wagen wurde angespannt, nur die Maskenzüge hindern eine schnelle Fahrt – er muß schon auf dem Wege sein.«

»Hui! Hussah!« rief Obizzi, die Treppe hinabeilend.
»Heraus Alle – an's Werk.«

Geronimo sah mit Staunen, wie es überall lebendig in den kleinen Zimmern ward.

Sechs ganz bewaffnete Männer krochen hervor – und umringten Obizzi.

»Ihr seht,« lachte dieser, »ich habe eine Armee bei mir – jetzt gehe voraus, Hans Winter, und sage dem Peter Bagnacco, er solle heranrücken.«

»Er und seine vier Leute, dicht an dem Weinbergswegen – wie ich gesagt – oho – ich bin ein alter Fuchs, so jung ich sein mag. Ich wußte, daß er nach Pantaleon kriechen würde. Wie viel denkt Ihr, Geronimo, daß er mitbringt?«

»Ich weiß es nicht genau: Cort, Champilon, und wohl noch ein Page werden dabei sein.«

»Mit diesen sind wir in fünf Minuten fertig,« lachte der Marquis. »Es hätte nicht so Vieler bedurft – aber die Kölner möchten uns den Fang streitig machen – darum habe ich noch meine Armee verstärkt.«

Geronimo hörte Pferdegetrappel.

»Bagnacco naht,« sagte Obizzi zu seinen Leuten. »Marchieren wir ihm entgegen.«

»Wohin soll ich fliehen?« sagte Geronimo, dem doch einige Bedenken aufstiegen.

»Salviret Euch einstweilen dahinaus – in die Gasse,« sagte der Marquis.

Der Trupp stand vor dem Hause. Obwohl einzelne Leute vorübergingen, fiel dieser Zug nicht auf – man hielt ihn für einen Haufen Karnevalsgäste oder Masken, der auszog, um irgend welchen Spaß zu unternehmen.

XI. DER WETTERSCHLAG.

Der Befehl des Prinzen, den Wagen bereit zu machen, ward sogleich vollzogen. Die Damen und Herren, welche Anfangs in großer Zaghaftheit von der Ausfahrt abgerathen hatten, wurden von Minute zu Minute standhafter und muthiger, als sie des Prinzen Festigkeit gewahrten.

»Nun!« rief dieser dem eintretenden Stallmeister entgegen, »ist Alles bereit?«

»Vollkommen, gnädiger Herr. Ich bin, wie Sie sehen, ebenfalls vorbereitet.«

Er wies auf seinen Gürtel, in welchem zwei Pistolen steckten. Ein breiter, kurzer Degen hing an seiner Linken.

»Bravo,« lachte der Prinz. »Und Cort – auch Sie gerüstet wie Roland?«

Cort hatte sich ebenfalls bewaffnet.

»Es ist besser, vorbereitet zu sein – gnädiger Herr,« antwortete der Ritter. »Die Zeiten sind gefahrvoll.«

»Wir haben noch ferner Sorge getragen, daß ein etwaiger Anfall energisch zurückgewiesen werden kann,« setzte Champilon hinzu.

»Niclas, der Kutscher, ist mit einem Doppel-Karabiner bewaffnet – Pagen nehmen wir gar nicht mit – dafür Ihre zwei stärksten Heiducken: Georg Riedler und Jakob Cox.«

»Trefflich,« lachte der Prinz. »Eine ganze Armee für eine Spazierfahrt. Nun, ich – ich habe nur diesen kleinen Degen.«

Er zeigte den eleganten Degen mit feinem silbernem Griffe.

»Also *en avant* – und vorher noch ein Glas auf fröhliche Heimkehr.«

Er leerte einen Römer.

»*Mes dames* – Sie erwarten die Rückkehr Champilons – Addio, meine theure Comtesse.«

Er küßte der Gräfin galant die Hand – dann ging er, von Allen begleitet, die Treppe hinab, wo der Wagen bereit stand. Der Kutscher saß schon majestätisch auf dem Bocke – die riesigen Heiducken standen hinten auf – ihre Waffen blitzten.

»Addio –! Gute Nacht!« rief der Prinz.

Der Thorweg öffnete sich – der Wagen rollte hinaus. Eine große Menschenmenge empfing ihn und begleitete ihn mit allerlei rohen Scherzen.

Der Prinz war heiter, lachte und scherzte. Man kam nur langsam vorwärts. Im fahlen Mondlichte stiegen die Thürme von Sanct Pantaleon auf.

»Ah – wir sind am Ziele,« sagte der Prinz. »Sie sehen, Ihre Besorgniß war unnütz, Messieurs.«

Der Wagen näherte sich dem Ziele immer mehr – die Gegend ward immer öder. Hinter den grauen, dunstartigen Wolken schaute der Mond wie furchtsam hernieder, und aus dem Nebel schimmerten die Lichter des Klosters von St. Pantaleon.

Die Mauern, kleinen Gartenhäuschen und entlaubten Hecken, welche die Straße begrenzten, starrten in tiefem Schweigen die kleine Schaar an, welche sich gleich nächtlichen Raubthieren vorsichtig hin- und herbewegte, einige Stellen der Straßen besetzte, dann wieder über den vom Mondlichte beschienenen Fahrweg huschte und endlich im Schatten zu verschwinden schien. Ein leises Pfeifen schallte durch die Stille.

In dem Winkel, den die letzte, vor dem Kloster hinlaufende Mauer mit den Gartenhäusern bildete, standen zwei Männer. Es waren Obizzi und der Lieutenant vom Regiment Grana: Hermann Steger.

»Habt Ihr das Pistol in gutem Anschlag?« flüsterte Obizzi.

»Ich halte es bereit,« lautete die Antwort.

»Seht, dort kommt der Wagen heran.«

Obizzi deutete schweigend auf die ihnen gegenüber liegende Ecke. Hier standen gegen die Mauer gedrückt, der kölnische Soldat Winter mit seinen beiden Kameraden. Weiterhin, sich quer vor dem Ausgange der Straße postirend, huschten die Leute, welche Bagnacco führte.

Der Plan war gut angelegt.

Sobald des Prinzen Wagen in der Straße anlangte, sollten Winter von der einen, Obizzi und Steger von der andern Seite kommend, hinter dem Fuhrwerke die Straße schließen – den Wagen von hinten anfallen, während Bagnacco ihn von vorne angriff.

»Er rollt heran,« sagte Bagnacco. »In wenigen Minuten werden wir eine tolle Scene erleben.«

Er faßte seinen Degen mit nerviger, geübter Faust und wickelte, wie die Stierfechter es zu thun pflegen, den Mantel fest um seinen linken Arm. – Dann stand er, die ganze Wucht seines Körpers auf das vorgestreckte rechte Bein werfend – fest, wie zum Stoße bereit.

»*Eh bien,*« sagte Champilon, dem Prinzen leicht die Hand drückend. »Es war nutzlos, diese Furcht. Wir werden glücklich in Sanct Pantaleon ankommen und von dort aus den deutschen Tölpeln ein schweres Spiel machen.«

»Ha! Ha!« lachte der Prinz. »Unsere Damen werden einigermaßen gefoppt, sobald wir mit der Sache im Reinen sind. Ihre Furcht war in der That sehr übertrieben,«

»Sie dürfen nicht vergessen, *mon prince,*« sagte Cort, »daß die Theilnahme der Comtesse für Sie eine große – innige ist. Ihr Herz schlägt immer höher und schneller wenn Sie einer Gefahr entgegen eilen. Hollah – was ist das? – Der Wagen hält? – Heda, Niclas,« rief er, zum Fenster hinausblickend. »Was giebt es denn? Sind Masken –«

Ein Schuß blitzte auf – hoch bäumten sich die erschreckten Pferde – ein heiserer Schrei ertönte, man sah die Gestalt des Kutschers auf dem Bocke wankend.

»*Dieu de Dieu,*« rief der Prinz. »Das ist ein Anfall.«

»Die Waffen heraus,« rief Cort.

Champilon und Cort zogen ihre Pistolen. Ein verworrenes Geräusch von Stimmen und Waffen erschallte.

»Heraus aus dem Wagen! Nieder mit ihnen,« brüllte es.

Schüsse blitzten auf – die Scheiben des Wagens logen klirrend in Stücke – angstvoll wieherten die Pferde.

»Hinaus – auf der andern Seite – in's Freie, *mon prince*,« mahnte Cort – die Degen der Trabanten klirrten bereits gegen die der angreifenden Soldaten.

»Lichter! Fackeln heran!« schrieen in das Getümmel des Kampfes hinein die Begleiter des Prinzen.

Das Gefecht war in vollem Gange. Wüthend hieben die Trabanten um sich – die Hellebarden der Angreifer streckten den riesigen Cox zur Erde – ächzend wälzte er sich am Boden – der Kutscher und Riedler feuerten ihre Rohre gegen die Soldaten ab, Dampf hüllte den Wagen ein – und beim Lichte der Fackeln, welche Bagnacco's Begleiter herbeischafften, entspann sich das heftigste Handgemenge.

»Heraus mit den verfluchten Franzosen,« schrie Obizzi wüthend.

»Fliehen Sie, Prinz,« bat Champilon.

Trotz der Ueberzahl war es den Begleitern Fürstenberg's gelungen, sich nach einigen Augenblicken höchster Gefahr frei zu machen.

Der Kutscher Niclas, obwohl aus mehreren Wunden blutend, hieb auf die Pferde; donnernd rollte der schwere Wagen weiter, warf die Anstürmenden nieder, quetschte einige der Soldaten gegen die Mauer und gewann die Straße – da stürmten drei Reiter herbei.

»Setzt nach,« schrie Bagnacco wüthend.

»Haltet sie auf, die Franzosenrotte,« donnerte Obizzi, mit dem blanken Degen in der Faust dem Wagen nachstürzend.

Eine Wendung der Gasse hielt die Flucht auf – ein neues Gefecht entspann sich.

»Nehmet das, Ihr verdammter Schurke,« rief Cort, sich herausbeugend und sein Pistol auf Steger abfeuernd – der sogleich getroffen in die Knie sank.

»Und das für Euch – Söldling der Franzosen,« rief Obizzi, sein Pistol ebenfalls abfeuernd – Cort kreischte schrecklich auf – er stürzte in den Wagen zurück – der entsetzte Prinz fühlte, wie das Blut des Getroffenen ihm in's Gesicht spritzte.

»Vom Bock herunter,« riefen die Reiter – und mit starker Faust rissen sie Niclas herab, der, wie ein Stier um sich stoßend und rasend im Laufe das Weite suchte.

»Dort ist eine Mauerlücke,« rief Champilon dem Prinzen zu. – »Entspringen Sie, Prinz – durch die Weinberge.«

Im Nu war Fürstenberg mit den Beinen aus dem Schlage des Wagens – schon sah er die Freiheit vor sich – denn seine Begleiter wehrten noch immer den Angreifern – da legte sich eine starke Hand auf seinen Arm – die Finger dieser Hand spannten sich wie eine Klammer, um den feinen Arm des Prinzen.

»Zurück, Monsieur,« rief Obizzi, »oder Sie sind eine Leiche!«

Er drückte den Prinzen wieder in den Wagen.

»Verrath! Ich will Sie züchtigen,« stieß der Prinz heraus.

»Wir züchtigen Sie,« höhnte Obizzi. »Schade, daß Herr von Hadmar nicht dabei ist.«

»Warten Sie hier auf ihn,« rief Champilon, Feuer auf Obizzi gebend.

»Ah – verdammt – oh – ich bin hin,« brüllte der Marquis und taumelte blutend zu Boden.

In diesem Augenblicke war die Karosse von den Angreifern vollständig umringt – Riedler – Champilon und der Kutscher bluteten aus ihren Wunden oder waren auf der Flucht – eine breite wilde Gestalt schwang sich in den Wagen und packte den Prinzen.

»Ich bitte Monsieur, still sitzen zu bleiben – Alles ist für Sie zu fürchten.«

»Bagnacco,« murmelte Fürstenberg, sich in die Ecke des Wagens drückend.

»Eilt! Eilt!« befahl der Offizier. »Es wird lebendig – wir müssen hinaus zur Stadt.«

»Hülfe!« schrie der Prinz.

»Wollen Sie neben Herrn Cort liegen?« fragte Bagnacco, sein Pistol hebend.

»Eilt Euch.«

Der Wagen lenkte um – kaiserliche Trabanten saßen auf dem Bocke – auf den Kutschenschlägen und den Bedientensitzen – der wilde Troß jagte die Gasse hinab – wieder gegen den Mauritius-Steinweg zu.

»Aber wir haben Verwundete – Leichen!« rief Winter zum Wagen hinein.

»Laßt Alles liegen,« befahl Bagnacco hinaus.

»Marquis von Obizzi ist blessirt.«

»Thut Nichts – hier, schmeißt den alten Patron dazu.«

Er schob die Leiche Cort's, welche noch im Wagen lag, zum Schlage hinaus – dem Prinzen dunkelte es vor den Augen – der Fackelglanz, das Getümmel machten ihn fast ohnmächtig.

Mit rasender Schnelligkeit fuhr der Wagen durch die Gasse – Massen von Menschen kamen ihm entgegen – die Späße der Masken johlten wieder.

»Himmel!« rief die Gräfin, welche mit den Damen, am Fenster ihres Hôtels stand und die Rückkehr der Begleiter des Prinzen erwartete.

»Das ist des Prinzen Wagen – fremde Männer auf dem Sitze – Reiter neben den Schlägen – Verrath! Hülfe!« rief sie, das Fenster öffnend, in die Gasse hinab.

»Peitscht auf die Pferde,« befahl Bagnacco mit wilder Stimme.

Die Menge ließ einige Minuten in ihrem Vordringen nach – blitzschnell verbreitete sich die Nachricht, daß irgend etwas Ungeheuerliches geschehen sein müsse – aber die kaiserlichen Soldaten hielten keinen Augenblick inne.

»Ruft die Leute vom Rathe der Stadt herbei,« ließ sich jetzt Dubord vernehmen, der aus dem Hôtel der Gräfin in die Straße eilte.

»Zieht die Glocken.«

»Was geschah? Redet! Was giebt's?« riefen tausend Stimmen.

»Eine Gewaltthat in Köln! Menschenraub! Inmitten der freien Stadt Köln – im Karneval,« rief Dubord.

Das Getümmel und die Rufe der Wuth nahmen überhand, obwohl die Massen gar nicht begriffen, um was es sich handle.

Da drängte sich, blutend und mit zerrissenen Kleidern der Kutscher Niclas durch den Haufen.

»Seht! Seht!« rief er außer sich. »Mörder! Mörder! Man hat den Prinzen gefangen! Die Kaiserlichen sind in der Stadt.«

So wenig Sympathien der Prinz auch haben mochte – der Ruf: die Kaiserlichen! fachte den Zorn der Masse an, welche bereits die Bedrohung der Stadt – einen Ueberfall vor sich sah, dessen Opfer die Karnevalsfreuden werden sollten.

»Zu Hülfe der Stadt Köln!« heulten tausende von Stimmen.

Hätten die Freunde des Prinzen diesen Ausbruch richtig geleitet und die Menge auf den Wagen gehetzt – dann wäre die Entführung des Gefangenen vereitelt gewesen – so aber hatte Niclas in seinem Eifer nur eiligst berichtet: daß bei Sanct Pantaleon ein Gefecht stattgefunden habe, dessen Opfer in der Gasse blutend umherlagen.

Mit furchtbarem Getümmel strömte trotz alles Rufens der Gräfin die Menge nach dem Schauplatz des Kampfes.

Bagnacco erreichte mit seinen Leuten und dem Gefangenen glücklich das Hahnen thor.

»Werda!« rief es von dem Schlagthurm.

»Kaiserlicher Dienst,« tönte die Antwort.

»Verrath an dem Prinzen von Fürstenberg,« rief der Gefangene mit Aufbietung aller Kraft. »Halten Sie das Thor verschlossen, bis Hülfe naht.«

»Ruhe, oder ich gebe Feuer,« schrie Bagnacco.

»Wer hat den Dienst hier?«

»Der Syndikus von Köln,« sagte Georg vortretend.

»Ha! Sie, Monsieur,« knirschte der Prinz. »Sie werden das Thor geschlossen halten.«

»Denken Sie an Ihren Eid gegen Kaiser und Reich,« rief Bagnacco, Georg drohend anblickend.

»Das Thor wird den kaiserlichen Soldaten geöffnet – und hinter ihnen geschlossen,« sagte Georg ruhig.

»Bravo!« jubelte Bagnacco. »Eilen Sie Herr Syndikus.«

Krachend öffneten sich die Thorflügel auf Georg's Befehl – der Wagen rollte hinaus.

»Alles verloren,« jammerte der Prinz, als die Flügel sich wieder schlossen.

Georg hielt einen Degen in der Hand.

Aus der Tiefe der Gasse wälzte sich ein Menschenhaufe heran.

»Oeffnet das Thor! – Schnell,« heulten einige Kerle.

»Eine unerhörte That ist geschehen! Mörder sind hier hinaus.«

In diesem Augenblicke stob die Menge auseinander; von vier Dienern begleitet, trat die Gräfin von der Mark Georg gegenüber.

»Oeffnen Sie das Thor,« rief sie gebieterisch. »Die Freiheit Köln's ist bedroht –, diese braven Leute wollen dem

Wagen nachsetzen – hören Sie das Wuthgeheul in den Gassen.«

»Das Thor bleibt geschlossen,« sagte der Syndikus mit fester Stimme.

»Mit welchem Rechte – hat die Stadt dies befohlen?« fragte die Gräfin, bebend vor Zorn und Erregung.

»Ich nehme es auf mich,« entschied Georg.

»Brecht das Thor auf, gute Leute – setzt den Mördern nach,« flehte die Gräfin.

»Zurück da,« befahl der Syndikus.

»Hier ist Gold!« rief die Gräfin. »Hundert Reichsthaler dem – der die Flügel öffnet! Maskenfreiheit – das Thor auf.

Die habgierige Masse drängte mit wildem Rufe vorwärts. Georg sah das Schlimmste herannahen.

»Wache heraus!« rief er.

Auf diesen Ruf trat die Thorwache in's Gewehr.

»Fertig zum Feuern!« erschallte das Kommando.

Die Menge wich zurück.

»Drauf, Ihr wackern Leute,« hetzte die Gräfin. »Ich büрге Euch dafür – sie wagen es nicht zu schießen.«

Ein neuer Ruf – ein neues Vordringen schallte und ward versucht.

»Wer will den Feind des deutschen Reiches – den Prinzen Fürstenberg retten?« rief jetzt Georg. »Er ist es, der im Wagen sitzt und der eine Verschwörung angezettelt wider Kaiser und Vaterland.«

Jetzt wendete sich das Blatt.

»Schlagt die Gräfin nieder!« riefen die Masken und sonstigen Müßiggänger.

»Retten Sie mich,« stöhnte die Gräfin, zu Georg flüchtend.

Ihr nach stürmte die Masse – nur mit genauer Noth vermochte der Syndikus die Verfolgte in den Schlagthurm zu retten, und es wäre auch hier ihres Bleibens nicht gewesen, wenn nicht eine neue Menschenmenge herbeistürmend die Luft mit dem Geschrei erfüllt hätte:

»Verrath und Eingriff in die Rechte Köln's! Leichen überall.«

Der Tumult ward furchtbar. Alles stürmte vom Thore hinweg in die Stadt. Sturmglocken läuteten – Trommeln wirbelten.

Georg hatte sich schnell genug entschlossen. Daß ein besonders schreckliches Ereigniß der kecken That, welche Obizzi im Schilde geführt hatte, die Krone aufgesetzt, das schien dem Syndikus außer Zweifel. Die Gefahr wuchs für ihn und für alle Diejenigen, welche mit den Kaiserlichen im Bunde die Rechte Köln's und des Karnevals so wenig geachtet hatten, daß sie in den Gassen Gefechte lieferten und Menschen, wenn auch Verdächtige, fingen.

Der Syndikus dachte aber in diesem Momente sehr wenig an sich – das Schicksal Christinen's und ihres Vaters schwebte ihm vor – sie mußten gerettet werden – Georg konnte es thun, ohne seine Pflicht zu verletzen, denn das Haupt der Verschwörung wider Kaiser und Reich war

gefangen. Der Freiherr mußte fliehen – in wenig Stunden konnte sich Alles geändert haben, die erregten Gemüther beruhigten sich wohl, wenn erst Allen klar wurde, um was es sich handelte – dann war keine Hoffnung mehr, dem Freiherrn die Flucht zu erleichtern. Jetzt aber, inmitten des Getümmels, gelang es wohl leicht. Georg nöthigte die Gräfin artig in das Thurmzimmer. Sie sank händeringend in den schlechten Lehnssessel.

Neugierig starrten die Wachen die Dame an.

»Sie können hier in sicherm Schutze bleiben – Gnädigste,« sagte Georg, »bis Alles vorüber ist.«

Er winkte dem Gefreiten und flüsterte ihm einige Worte in's Ohr – dann eilte er hinaus unter die wild wogende Menge.

Der Tumult hatte sich noch gesteigert – mühsam drängte der Syndikus bis in die Nähe des Hauses der Hadmar's. Ueberall bemerkte er die größte Aufregung. Trupps von Stadtsoldaten drängten sich über die Plätze und durch die Gassen – die Polizeidiener liefen lärmend in die Häuser – von den Gewerken und der Schützengilde hatten sich Kompagnieen gebildet, welche mitten im Tummel des Karnevals die Befehle der neutralen Rathspartei ausführten. Diese Partei stand zwischen dem Reiche und ihren eigenen Privilegien – sie ließ nach keiner Seite hin Uebergriffe zu – sie hatte kaum Nachricht von dem blutigen Ereignisse und dessen Folgen, als sie mit aller Gewalt auf die Urheber fiel.

Schon schleppte man von den Thoren die Mitglieder des Rathes herbei, die sich in der entscheidenden Stunde

als Wächter dorthin postirt hatten – die Soldaten wurden verhaftet, welche im Verdachte einer Gemeinschaft mit den Kaiserlichen und Grana standen – die von dem Marquis Eingekerkerten: Dietrich, der Schreiber, einige Bediente – der verwundete Joseph – wurden in bessere Gefängnisse gebracht. Während dessen kam der französische Gesandte durch die Gassen gefahren.

Herr von Chaulnes rief laut über Verrath aus seinem Wagen.

»Köln's Freiheit – die Kaiserlichen rauben Menschen,« rief der Pöbel.

Georg sah den Augenblick kommen, wo er selbst ein Gefangener sein würde. Er war an dem Hause des Freiherrn – er stürmte hinein – die Diener stürzten ihm nach – aber der Syndikus rief:

»Führt mich hinein zum Freiherrn, rettet ihn.«

Bei dem ungeheuren Tumulte glaubte Jeder sich bedroht – wer also Rettung brachte, war willkommen, und den Syndikus kannte man im Hause.

Georg ward in den Saal geführt. Christine war halb in einen Sessel gesunken, neben ihr stand, zwei Pistolen in den Händen haltend, zornglühend der Freiherr.

»Zurück, Verfolger!« rief er. »Ich gebe Feuer.«

»Um Gotteswillen – Herr Freiherr – senken Sie das Pistol,« rief Georg. »Ich komme, Sie zu retten. Eilen Sie – in dem Getümmel können Sie entfliehen.«

»Ich bleibe – die Frechheit der Kaiserlichen wird ihre gebührende Züchtigung erhalten. Sie mögen sich Ihrer Haut wehren, mein Herr.«

»Zögern Sie nicht.«

»Doch – doch, mein Herr – hören Sie die Rufe des Volkes nach Rache? Oho! Sie meinten dieses Volk sei ganz den Interessen Frankreichs abgewendet – hören Sie doch! man ruft: nieder mit den Kaiserlichen – Sie haben sich verrechnet – morgen werden wir Gericht halten.«

Georg's Angst stieg.

»Herr Freiherr – rechnen Sie nicht auf diese gereizte Stimmung des Volkes. Morgen ist Alles vorüber. Wenn die Partei des Kaisers – unsere Partei – erst die ganze Verschwörung enthüllen – Alles klar darlegen kann – dann wendet sich das Blatt – dann zieht man die, welche blieben, vor den Richter – Sie würden nicht der Letzte sein, den der Spruch des Gerichtes verdammt – heute ist noch Zeit – fliehen Sie, ich führe Sie.«

Der Freiherr blickte den Syndikus fragend an – sein Arm sank nieder.

»Sie dürfen ihm trauen, mein Vater,« rief Christine. »Es ist ein edler Mann.«

»Ich hoffe, Sie zweifeln nicht an meiner Redlichkeit, Herr Freiherr,« sagte Georg. »Ich habe das Mittel, Sie zu retten vor der Wuth Ihrer Feinde.«

»Folgen Sie, mein Vater – es ist die höchste Zeit,« bat das Fräulein.

»Wohlan,« entschied Hadmar, »ich werde gehen – Sie sind ein Feind unserer Verbindung, aber ich traue dem Ehrenmanne.«

»Sie werden sich nicht verrechnet haben,« sagte Georg feurig. »Eilen Sie.«

Hastig gab der Freiherr die nöthigen Befehle. Er empfahl Alexander sorgfältig ein Kistchen mit Papieren – steckte Geld zu sich, nahm die Pistolen und einen Dolch.

Unterdessen hatte Christine ihren Schleier, die breite Haube und das Kopftuch angelegt.

»Wohin gehen wir?« sagte der Freiherr.

»Durch die Waisengasse – bei Pantaleon – und durch den Mauritius-Steinweg bis zum Hahnenthor. Nehmen Sie Masken.«

Als man die Larven vorgelegt hatte, schritten die Drei hinaus.

Der Freiherr eilte mit finstern Antlitz, die Tochter führend, durch die Menge, welche schon zum Theil das Ereigniß vergessen hatte – nur hin und wieder hörten die Flüchtenden Rufe der Wuth, und einzelne Trupps von Soldaten der Stadt zogen durch die Massen. Georg schritt neben Christine, er wagte es einige Male, verstohlen ihre Hand zu drücken – ein Blick ihres schönen, durch die Maske leuchtenden Auges sagte ihm: hoffe!

Jetzt stiegen die Mauern von Sanct Pantaleon vor den Flüchtlingen auf. Der Freiherr blieb stehen.

»Dort drinnen sitzt der Erbärmliche,« murmelte er. »Es ist seine Strafe, daß er in Nichts zerfallen wird – wenn die Sachen eine andere Wendung nehmen.«

Christine zog ihn fort. Sie betraten die Gasse, welche zwischen den Mauern und Häusern hinlief, den Ort des Gefechtes, die Stelle, wo der Prinz aus dem Wagen gezerrt wurde.

So laut das Getümmel der Masken auch ringsum wogte – hier war es öde und still. Es schien, als fliehe die Menge diesen Ort, an welchem eine überaus dreiste und kecke That die Freiheiten der Stadt gefährdet hatte. Einzelne Fetzen lagen noch umher – ein durchlöcherter Hut – ein zerrissener Mantel.

Die Flüchtenden eilten schnell weiter. An der Ecke der Gasse, bei einem kleinen Gartenhause angelangt – blieben sie einen Augenblick stehen, um Athem zu schöpfen.

»Wenn wir glücklich zur Stadt hinaus sind – eilen wir in das Wirthshaus »zum Schützen«. Der Inhaber ist mein ehemaliger Diener,« sagte der Freiherr, »wir kommen dann weiter.«

Christine faßte plötzlich des Vaters Arm.

»Hören Sie!« lispelte sie. »Georg – hören Sie Nichts?«

»Was ist es, Fräulein?« fragte der Syndikus.

»Es röchelt und stöhnt hier in der Nähe.«

»Sie irren sich.«

»Nein – nein – horchen Sie auf.«

»Wirklich,« sagte Georg. »Ein Seufzer schallt – es klingt schauerlich.«

»Es kommt dort aus dem zerfallenen Häuschen,« sagte der Freiherr. »Lassen Sie uns gehen.«

»Nein – nein,« rief Christine, »lassen Sie uns sehen, was es ist – vielleicht Einer Ihrer Freunde – ein Diener des Prinzen.«

Sie wendete sich muthig gegen das Gartenhaus. Es war in die Straße hineingebaut und von achteckiger Form.

Eine fast in dem Mauerwinkel befindliche Thür führte in den engen Raum.

Georg war dem Fräulein schon zur Seite, er öffnete die Pforte – noch ehe er eine Frage – einen Werdaruf ausgestoßen hatte, sah er beim Schimmer des durch die Fenster fallenden Mondlichtes eine Gestalt auf dem Boden des Häuschens liegen.

»Gerechter Gott – es ist ein Verwundeter,« rief das Fräulein.

»Oh – helft – helft –,« stöhnte der Mann.

»Diese Stimme – es ist –,« fiel Georg schnell ein.

»Ihr seid es, Marquis Obizzi.«

»Georg! Georg!« wimmerte der Marquis. »Rettet mich – helft.«

Der Freiherr war in dem Dämmerlichte vorgeschritten – sein ganzer Körper zitterte – seine Hand fuhr zur Waffe, als er den Namen des Marquis hörte.

»Es ist ein Wink des Himmels,« rief er. »Ich soll ihn tödten.«

Christine fiel ihm in den Arm, während Georg das Haupt des Verwundeten emporhob.

»Wagen Sie solche Gräuel? Sie sind ein Flüchtender,« rief Georg.

»Wer ist das dort? Er steht so breit und schrecklich vor mir im Mondlichte,« stöhnte Obizzi.

»Es ist der Freiherr von Hadmar,« sagte der Alte. »Sie wollten mich vernichten – Sie fielen in die eigene Schlinge – die Waffen des Prinzen und seiner Vertheidiger strafen Sie.«

Obizzi richtete sich empor.

»Die Schurken, die Franzosen haben – mich – niedergeworfen – ich bin zum Tode getroffen – nicht der Degen, der Schuß aus dem Hinterhalt hat mich zu Boden gestreckt – ich kroch hier hinein – oh, Georg, die Leute von Köln sind Tolle – sie fallen ihre Freunde an – oh – es brennt diese verdammte Wunde – man fällt uns an – weil wir die Sache Deutschlands von dem Hochverräter befreien wollten.«

Der Freiherr zog die Tochter fort.

»Komm –,« sagte er, »der Herr Syndikus wird wohl nicht weiter folgen.«

Georg erhob sich.

»Ich werde den verwundeten Freund in Sicherheit bringen – gewiß.«

»Und ich helfe Ihnen,« rief Christine entschlossen. »Unsere Freiheit erst dann, wenn wir dem Freunde des Retters geholfen.«

Sie kniete neben dem Marquis nieder, der ihre Hand ergriff.

»Ich danke Ihnen – Gnädiges Fräulein,« lispelte er leise. »Sie haben nur ein kurzes Wort gesprochen – aber es ist schwerwiegend – es löscht den Haß, den ich gegen Ihren Vater trage, aus für immer – es sühnt eine Schuld, die ich abtragen wollte – mußte. Wir sind quitt – sagen Sie das Ihrem Vater.«

Das Fräulein fuhr mit der Hand an die Stirn – sie vermochte den Sinn dieser Worte nicht zu fassen – sie wiederholte mechanisch dem Alten die Worte des Verwundeten.

Der Freiherr stieß das Pistol in den Gürtel zurück – seine Blicke suchten die des Verwundeten, dessen bleiches Gesicht der Strahl des Mondes beleuchtete.

Obizzi's Blick war sanfter als sonst – auch er schien den Freiherrn zu suchen – ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust Hadmar's, ein Wehruf folgte, es schien ihm wieder, als schwebe Lucrezia's Schatten vom Lichte des Mondes getragen in das enge Gemach und schütze den Sohn.

»Wir werden Sie retten, Marquis,« sagte der Freiherr mit fester Stimme, »und koste es selbst unsere Freiheit.«

»Gelobt sei Gott,« rief das Fräulein.

»Ich wußte es – der Edelmann war stärker in Ihnen, als der Genosse Betuzzi's,« sagte Georg leise.

»Was bedeutet das Alles?« fragte Christine ängstlich.

»Forsche jetzt nicht weiter – die Zeit drängt,« antwortete der Freiherr.

»Wir müssen den Marquis in das Kloster schaffen,« sagte Georg.

»Rettet die Beiden,« rief Obizzi. »Ich erwarte Eure Rückkehr – noch halte ich mich.«

»Nimmermehr – Ihr seid schwer verletzt.«

»Rettet sie –« bat Obizzi.

»Die Meute ändert ihren Anlauf – wenn die Wuth gegen uns verrauchte – wendet sie sich wieder gegen diese dort.«

»So gehen wir – ich hier bald wieder bei Euch.«

»Ihre Hand, Marquis,« sagte der Freiherr, sich niederbeugend. »Wir söhnen uns in ernster Stunde aus.«

Er drückte die Rechte des Verwundeten.

»Sie hat Betuzzi zerschmettert,« keuchte Obizzi.

»Sie hat mich geschont – als ich in Ihrer Gewalt war,« sagte der Freiherr.

Georg trieb zur Eile – die Flüchtenden nahmen noch einmal von dem Marquis Abschied – Georg hing die Thür in's Schloß.

Unter fortwährendem Drängen der Menge kam der Syndikus mit dem Freiherrn und dessen Tochter bis zum Thore. Die Masse umfluthete den Thurm nicht mehr so wild – die Wachen standen hinter dem Gitter.

Auf Georg's Ruf öffneten sie.

Der Syndikus führte die Geflüchteten hinein.

»Herr Freiherr,« sagte er, »Sie stehen dicht an der Schwelle des Thores – ich öffne es Ihnen und Ihrer edlen Tochter – ich verletze die Pflicht, weil ich dem Reichsfeinde zur Flucht behülflich bin – aber Sie reichten Obizzi die Hand zur Versöhnung – Sie waren einst gütig und freundlich gegen mich, den kleinen Mann – ich werde Sie retten – und ich weiß: das Fräulein wird in der Ferne meiner gedenken.«

»Georg! Georg!« rief Christine. »Warum scheidet uns der Haß – warum scheidet uns das Wappen der Hadmar's.«

Starker Trommelwirbel tönte durch das Gezische der Massen.

»Sie kommen,« rief Georg. »Ich weiß es, sie werden mich verhaften – nur wenige Minuten bleiben uns noch – leben Sie wohl.«

Er zog die Schlußbalken von dem Thore und schloß die mächtige Pforte auf – die Freiheit lag vor Hadmar.

»Leben Sie wohl,« rief er noch einmal, schmerzlich Christinens Hand küssend, »für immer.«

»Nicht für immer!« rief Hadmar überwältigt.

»Dem Retter, der sein Leben wagte, kann ich Nichts versagen. Der Haß ist getilgt – der Wappenschild, welcher zwischen uns steht, wird fallen, wenn wir uns glücklich wiedersehen.«

Er legte Georg's Hand in Christinen's.

»Wäre es möglich,« jubelte der Syndikus.

»Mein Georg! Mein Vater!« rief das Fräulein.

»Hollah! Hollah! Wer ist drunten?« rief eine Stimme.

»Fort! Fort!« flüsterte Georg, die beiden Flüchtlinge zum Thore drängend. »Die Soldaten sind im Thorgange – sie steigen herab.«

Er drückte den Abschiedskuß auf Christinen's Lippen und schob den Freiherrn sanft hinaus – dann zog er die Flügel heran – schob die Balken vor und drehte hastig den Schlüssel herum. Er athmete tief auf.

»Werda?« rief ein Soldat, unter den Thorbogen tretend.

»Der Stadtsyndikus Thilmann.«

»Ihr seid es – ja – ich suche Euch.«

»Weshalb?«

»Herr Syndikus,« sagte der Gefreite. »Ich bin recht ärgerlich – aber ich habe Befehl, Euch zu verhaften. Ihr sollt auf's Rathhaus gesetzt werden wegen Eingriff in Köln's Freiheit.«

Georg legte seine Hand auf des Soldaten Schulter.

»Ihr heißt Rothburg?« sagte er.

»'S ist mein Name.«

»Ich folge Euch – aber waret Ihr nicht bei Grana's Regiment?«

»Ich war es.«

»Unter Obizzi?«

»Ja.«

»So werdet Ihr einem Führer von Euch nicht die Hülfe versagen – führt mich fort, aber auf einem Umwege – bei Sanct Pantaleon vorüber – dort liegt schwergetroffen der Marquis Obizzi, wir wollen ihn in Sicherheit bringen.«

»Und wenn der Teufel im Wege stünde – ich helfe,« rief Rothburg. »Es war mein Lieutenant, ehe ich im Dienst der Stadtratzen stand.«

Wenige Minuten später zogen die Hellebardiere mit Georg fort – an dem Häuschen machten sie Halt, die Thür ward geöffnet.

»Freund! Bruder!« rief Georg.

»Ah – Ihr kommt – es ist hohe Zeit – mein Blut rinnt hinweg – Gott Dank.«

Die Soldaten hoben den Marquis auf und trugen ihn hinaus. Rothburg begrüßte freudig den Lieutenant.

»Sind die Hadmar's gerettet?« flüsterte dieser zu Georg.

»Sie sind im Freien.«

»Gut – der Alte wird's Euch lohnen.«

Georg dirigierte den Zug nach dem Kloster, dessen Mauern den verwundeten Offizier aufnehmen sollten.

Hart an der Biegung der Gasse störten noch einmal die Masken den Zug – aber die Hellebardiere scheuchten sie zurück.

In der Krankenzelle des Klosters nahm Georg von dem Freunde Abschied. Eine halbe Stunde später saß er als Gefangener des Rathes von Köln in der Thurmstube des Stadthauses.

So schuldig Fürstenberg und seine Genossen auch dastanden – die Gewaltthat der kaiserlichen Partei erregte ungeheures Aufsehen im Lande. Der Rath ließ alle seine Mitglieder, welche an dem Streiche Theil hatten, gefangen setzen – Proteste aller Gesandten, mit Ausnahme der betheiligten – eilten nach Wien – die Gesandten Frankreichs wütheten, sie drohten mit Exekution durch französische Truppen und Schleifung der Festungswerke, und der Rath Köln's erließ eine Deputation an Grana, welche die sofortige Freigabe des Prinzen verlangte.

Man hatte Fürstenberg sogleich nach Bonn geschleppt und dort gefangen gesetzt.

Der Prinz erließ einen donnernden Protest von dort aus – Grana blieb unerbittlich. Bouronville ward um Befreiung des Gefangenen ersucht – er konnte nichts versprechen.

Isola, den man laut als Anstifter bezeichnete, lachte und zuckte die Achseln – er entgegnete dem Domkapitel, als es die Freiheit des Prinzen verlangte:

»Es mußte so kommen mit dem Hochverräther.«

Der Papst bestürmte den Kaiser – der schwache Kurfürst ward bewogen, an den König von Frankreich zu schreiben – die ganze Politik drehte sich um die Verhaftung des Prinzen, welche man als einen schreienden Bruch des Völkerrechts bezeichnete – jeder diplomatische Brief – jedes Aktenstück enthielt etwas von dem Prinzen – aber Isola und Grana lachten, als die Nachricht aus Wien eintraf: Der Kourier Herbert sei glücklich angekommen.

Albus blieb verschwunden.

Die Wuth der beleidigten Kölner begann sich zu legen – man hatte dem Hochverräther die Strafe wohl gegönnt – nur die Volksfreiheiten wollte man unangetastet sehen.

Der Kurfürst im Kloster verging vor Angst, und vergebens versuchte Briget, nach Köln hineinzukommen. In Bonn traf ihn schon die Nachricht, daß das kaiserliche Geld für den Kurfürsten eingetroffen sei – er lenkte wieder nach Versailles zurück.

In Wien hatte sich der Ministerrath versammelt, um über Fürstenberg's Schicksal zu entscheiden. Die Mehrheit erkannte auf: »Tod durch das Schwert als Hochverräther.«

In der Stille des Abends schlich ein Mann, von einem Pater der Dominikaner geleitet, durch die Gänge der Hofburg in das Arbeitszimmer Kaiser Leopold's. Die beiden

Männer sprachen kein Wort, sie schienen nur durch Zeichen zu reden. Der Pater riegelte die Thür des Zimmers ab und seine Blicke suchten umher – endlich trat er zu dem mächtigen Schreibtische des Kaisers und warf einige Papiere bei Seite, bis ein großes, mit breitem Siegel versehenes Schriftstück zum Vorschein kam. Der Pater winkte dem Mann, dieser eilte zum Tische und durchlas die Schrift. Es war das Todesurtheil für Fürstenberg – es lag auf des Kaisers Tische zur Unterschrift – nur der Namenszug fehlte.

»Nehmt,« flüsterte der Pater.

Der Mann faltete mit kecker Hand das Papier zusammen, schob es in seine Tasche und huschte mit dem Pater aus dem Zimmer.

Eine Stunde darauf meldete der Kammerdiener des päpstlichen Prälaten Chigi den Kourier Albus.

Der Kardinal ließ den Mann eintreten.

»Hier ist es,« sagte Albus athemlos. »Der Prinz sollte morgen ein Kind des Todes sein.«

Chigi ergriff das gefährliche Dokument und schellte.

»Den Wagen und sofort zu Monsignore Albergabi. Albus, Ihr werdet hohen Dank ernten – Albergabi ist hierhergesendet, des Prinzen Begnadigung zu erwirken.«

Am folgenden Tage erfuhr Wien die Kunde, daß der Kaiser den Hochverräther Fürstenberg zu acht Jahren Gefängnißhaft begnadigt habe.

Der Kurfürst Max Heinrich – von dem verderblichen Einflusse befreit, war bald dazu gebracht, auf Seite des

Kaisers zu treten, nachdem seine Schulden bezahlt waren. Man ließ ihn frei gewähren, und der Alchymist Scozzi hielt seinen Einzug in die kurfürstlichen Gemächer. Die Friedensunterzeichnung machte den peinlichen Untersuchungen ein Ende, und da die Stadt Köln die Veranstalter des kühnen Streiches nicht strafen durfte – legte sie auch keine Hand an die Freunde Fürstenberg's, auf solche Weise und durch solche Gnade ihre Rechte während und von ihnen Gebrauch machend.

Am Karnevalsfeite des nächsten Jahres aber fuhr ein festlich gezierter Wagen in den Küchengarten von Sanct Gerlon – diesem Wagen folgten viele andere. Sie führten Edelleute und Damen, viele Rathsherren und Beamte in das reichgeschmückte Gotteshaus.

Georg Thilmann, Syndikus der Stadt Köln, ward heute mit Christine, Freifräulein von Hadmar, vermählt.

Unter den Gästen bemerkte man einen schönen, bleichen Offizier des Regimentes Grana. Er stützte sich auf einen Stock; während der Trauung saß er in einem Lehnstuhl.

Als die Feier zu Ende war und der Offizier die Kirche verließ, blickte ihn alle Welt neugierig und bewundernd an.

»Es ist Obizzi, der Marquis, Hauptmann in Grana's Regimente, der den Hochverräther Fürstenberg gefangen nahm. Ein Italiener mit deutschem Herzen,« sagten die Leute.

Ein alter Herr führte den Marquis und half ihm in den Wagen – es war der Freiherr von Hadmar.

Rauschende Musik tönte aus dem Hause des Freiherrn – geschäftig eilten die Diener hin und her, gaffend umstand die Menge das Gebäude.

Georg und Christine erfreuten sich der Theilnahme Aller – reiche Geschenke wurden ihnen zu Füßen gelegt.

Um die zehnte Abendstunde erschienen vier Pagen in reichen Kleidern vor den Neuvermählten. Sie trugen einen verdeckten, schön gezierten Korb – neigten sich vor dem Paare und setzten den Korb nieder, dann verließen sie den Saal.

Georg öffnete den Deckel – neugierig schaute Jeder mann in den Korb.

Auf rothem Sammetkissen lag ein mächtiger, silberner Schlüssel. Diamanten, Rubinen und Topasen zierten seinen Henkel. Der Stiel war mit Perlen besetzt. Auf dem oberen Rande des Henkels war ein kleines Schildlein angebracht, welches die Worte trug: »Gedenke der Nacht des 14. Februars 1674. Maria Katharina Charlotte – Gräfin von der Mark.«

Alles staunte das prachtvolle Kunstwerk an, welches von Hand zu Hand ging.

Georg aber zog seine schöne Gattin sanft an sich und flüsterte ihr in's Ohr:

»Jawohl – es war eine glückliche Nacht – denn sie hat Dich für mich gerettet.«

»Und Lucrezia's Schatten versöhnt,« sagte Christine leise.

»Du weißt, Geliebte? Daß –« fragte Georg erschreckt.

»St! Kein Wort,« flüsterte Christine leise. »Mein Vater ist glücklich.«

Sie reichte Obizzi die Hand, welcher sie an seine Lippen drückte.

»Dieser ist es auch, Georg,« setzte die schöne Frau hinzu, »er hat das Land gerettet.«